H. sept. 68-1

263

Un. 7706 =!

Neuere Geschichte der Polar-Länder.

Erster Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß, 1778.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des
ersten Theils.

Polar-Länder.

Erster Artikel.

§. 1. Grönland Seite 2
§. 2. Entdeckung von Grönland 5
§. 3. Die Grönländer 9
§. 4. Kleidung der Grönländer 15
§. 5. Wohnungen der Grönländer 19
§. 6. Gerichte und Mahlzeiten der Grönländer 23

§. 7. Be-

§. 7. Beschäftigungen der Grönländer S. 26

§. 8. Heyrathen der Grönländer 30

§. 9. Künste, Wissenschaften und Handlung der Grönländer 34

§. 10. Ergötzlichkeiten und Gebräuche der Grönländer 36

§. 11. Religion der Grönländer 38

§. 12. Von den Leichenbegängnissen der Grönländer 40

§. 13. Die Grönländische Sprache 41

§. 14. Naturgeschichte von Grönland 42

Zweyter Artikel.

Der Spitzberg 85

Dritter Artikel.

Die Insel Mayen 95

Vierter Artikel.

Neu = Zembla 99

Fünf=

Fünfter Artikel.

Samojicien S. 119

Sechster Artikel.

Island.

§. 1. Beschreibung von Island 146
§. 2. Einwohner von Island 160
§. 3. Kleidung der Isländer 165
§. 4. Wohnungen der Isländer 170
§. 5. Nahrung der Isländer 176
§. (5) Heyrathen der Isländer 182
§. 6. Erziehung der Kinder 184
§. 7. Krankheiten der Isländer 186
§. 8. Wissenschaften und Künste der Isländer 188
§. 9. Ackerbau der Isländer 196
§. 10. Handel der Isländer 200
§. 11. Münzen, Rechnungen, Maaß und Gewicht bey den Isländern 204

§. 12.

§. 12. Der Isländer Religion, ihre Geistlichkeit, u. s. w. S. 205
§. 13. Lustbarkeiten der Isländer 214
§. 14. Regierungsform der Isländer 216
§. 15. Wie man in Island reiset 223
§. 16. Naturgeschichte in Island 227
§. 17. Waldungen, Mineralien, Vegetabilien u. s. w. 283

Die

Bayerische Staats-Bibliothek München

Die
Polar-Länder.

Man nennt diejenigen Länder so, die den Polen am nächsten liegen. Die Pole sind zwey Punkte, die einander entgegen gesetzt sind, und davon jeder zwanzig Grad vom Aequator entfernt ist. Sie sind also nichts anders, als die beyden letzten Enden der Welt. Das Wort Pol kömmt von dem griechischen πολεῖν, welches so viel heißet, als umdrehen, weil die Pole die beyden Enden der Axe sind, um welche sich, wie man annimmt, die Erde herum drehet. Der eine wird der Arctische und der andere der Antarctische genannt. Der Arctische ist der Nordpol. Sein Name kommt von dem griechischen

Worte ἄρκτος, welches so viel bedeutet als Bär, weil der letztere Stern unter dem Haufen Sterne, welchen die Astronomen den kleinen Bär nennen, den Nordpol bezeichnet. Der Antarctische ist der Südpol. Er hat den Namen Antarctisch, von den beyden griechischen Wörtern ἀντὴ, welches gegen, oder entgegen gesetzt heißet, und ἄρκτος; und heißt so viel, als dem Pole des Bären entgegengesetzt. Auf der Seite des Südpols ist man nicht weiter, als in die bewohnten und heißen Länder gekommen; hingegen ist man fast ganz nahe bis an den Nordpole gekommen. Die daselbst befindlichen Länder haben die Namen, Grönland, Spitzbergen, Nova-Semla, Samogitien, Ysland, Lappland, Norwegen und Sibiren erhalten.

Erster Artikel.

§. 1.

Grönland.

Lage. Grönland wird gegen Mittag vom Weltmeere, gegen Morgen vom Eißmeere und gegen Abend vom Meere und der Hudsonschen und Davis-Straße, wodurch es von Amerika abgesondert wird, umgränzet. Man ist zweifelhaft, ob Grönland nicht gegen Nordwest mit Ame-

la Peirere

rika zusammenhängt, und man kann nicht gewiß bestimmen, wie weit es sich eigentlich erstreckt. So viel weiß man gewiß, daß Grönland am Cap Farwal, in der Höhe von $60\frac{1}{2}$ Grad anfängt und sich bis Hübner über den 80ten Grad erstreckt, welches eine Länge von mehr als 500 Meilen ausmacht. Das ganze feste Land ist von sehr hohen und stets mit Schnee und Eiß bedeckten Bergen umgeben. Zwischen diesen Bergen findet man Thäler, deren Boden, von dem Miste der daselbst in großer Menge vorhandenen Vögel gedünget wird, und sehr langes Gras nebst vielen Pflanzen hervorbringt.

Das Klima ist daselbst nach der Aussage der Dänen, ziemlich gemäßiget; allein die Witterung ist sehr unbeständig. Die Sonne ist hier im Sommer sehr heiß und hellscheinend; der Winter hingegen eben nicht unerträglich, ob es gleich manchmal sehr empfindlich kalt ist, welches von einem Nord-Ost-Winde herrühret, welcher, wenn er über das feste Land wehet, die Eißtheile von den Bergen mitnimmt, welche am Ufer eben die Würkung thun, als wenn man mit Ruthen gepeitscht würde. Diese Eißtheile sind sehr sichtbar, besonders in der Sonne, wo man sie wie kleine Silberfaden leuchten siehet, und wenn das Wetter dunkel ist,

so machen sie einen dicken Nebel, und fallen in feine Regentropfen herab.

Eiß

Vom Monath November bis zu Ende des May, liegt auf allen Küsten, so viel dickes Eiß, daß es auch selbst im Sommer nicht schmelzet und den Zugang verhindert. Man sieht hier öfters ganze Inseln von Eiß, die eine Meile im Umfange haben, und 70 bis 80 Klafter tief ins Meer gehen. Alles dieses Eiß giebt ein sehr süßes Waßer.

Die Sonne scheinet beständig am Horizont vom May an bis in Julius. Den November, December und Januarius hindurch scheinet sie gar nicht, oder läßt sich nur auf kurze Zeit sehen, und eine Dämmerung von einigen Stunden giebt alsdenn einen Schein, der die Stelle der Sonnenstrahlen vertritt. Oft siehet man zu Ende des Sommers um die Sonne einen Ring, einen, oder wohl gar zwey bis drey Ringe, die man Neben-Sonnen nennt.

Aurora Borealis.

Außerdem, daß die Nächte durch den Mond, so wie an andern Orten, erleuchtet werden, bekommen sie noch ein starkes Licht von dem Schnee und Eiße, womit das ganze Erdreich bedeckt ist. Wenn der Mond nicht scheint, so vertritt die nördliche Morgenröthe seine Stelle. Diese kömmt gleich zum Vorschein, so bald die Tage abzunehmen anfangen, und je länger und dunkler die Nächte sind, desto

größern

größern Glanz giebt sie von sich. Sie scheint den ganzen Winter durch, nimmt ab, wenn die Tage länger werden, und verschwindet ganz und gar, so bald sich der Sommer anfängt. So oft der Himmel heiter ist, siehet man dieses Licht auf die Dämmerung folgen. Es blinket beständig, und giebt die ganze Nacht hindurch einen Glanz von sich, der den hellesten Mondschein übertrift. Diese Morgenröthe geht immer in Nord-West auf, und breitet sich gegen Süden aus, wobey sie öfters die ganze Hemisphäre erhellet. Es mag den Tag über für Wetter gewesen seyn, wie es wolle, so pflegt doch die nördliche Morgenröthe, so bald der Tag abnimmt, niemals außen zu bleiben, wenn nur zu solcher Zeit die Witterung hell und still ist. Sie wirft gemeiniglich ein weißlicht gelbes Licht von sich, und scheint so hell, daß man dabey lesen kann.

§. 2.

Entdeckung von Grönland.

Ein Norwegischer Edelmann, Namens Torwald, und sein Sohn Erich, mit dem Beynamen der Rothkopf, hatten in ihrem Vaterlande einen Mord begangen, und flohen nach Ysland. Torwald starb daselbst; Erich aber, ein heftiger und zorniger Mensch, brachte aber-

mals auf dieser Insel einen Menschen ums Leben. Um der Todesstrafe, die auf ihm wartete, zu entgehen, entschloß er sich, nach einem Lande zu entfliehen, von welchem man ihm gesagt hatte; daß man es gegen Westen von Ysland gesehen hätte, und wohin man nach einer Schiffarth von 4 bis 5 Tagen gelangen könnte.

Erich landete auf einer kleinen Insel an, und gieng alsdenn nach dem festen Land, welches er Grönland d. i. grünes Land, wegen seiner grünen Wiesen nannte.

Blefkenius hingegen, der ebenfalls in Grönland gelandet war, sagt, daß man es nur darum grünes Land genannt hätte, weil es gar nichts grünes hervorbrächte.

Drey Jahre nach seiner Ankunft in diesem Lande, begab sich Erich nach Ysland zurück, und versöhnte sich mit dieser Nation. Er meldete ihnen, daß das von ihm entdeckte Land voller Thiere wäre, und vortrefliche Weiden hätte. Die Jagd und die Fischerey wären daselbst sehr ergiebig; und kurz, er entwarf ihnen ein so reizendes Bild von dieser Gegend, daß eine große Anzahl Ysländer sich entschloß, ihm dahin zu folgen.

Die Colonie ließ sich auf den östlichen Küsten von Grönland, welche Ysland am nächsten liegen, nieder.

Kurz

Kurz darauf war Erichs Sohn, Nahmens Leiff nach Norwegen gegangen, und hatte mit dem Könige von dem guten Lande, welches sein Vater bewohnte, gesprochen. Dieser Fürst, welcher kurz vorher ein Christ geworden war, behielt Leiffen den ganzen Winter an seinem Hofe. Er ließ ihn im Christenthum unterrichten und tauffen. Den folgenden Sommer schickte er ihn, in Gesellschaft eines Priesters, welcher die neuen Kolonisten unterrichten sollte, nach seinem Vater zurück; und nach seiner Ankunft wurde Erich und alle sein Volk von dem Geistlichen getauffet.

Als darauf der Eiffer dieser Neubekehrten, so wie ihre Anzahl, zugenommen hatte, so baueten sie einige Städte nebst verschiedenen Klöstern, und legten eine Menge Pfarrkirchen an. Gardo war die vornehmste von diesen Städten, der Hauptort von Grönland und der Sitz der dasigen Bischöffe. Von dieser Zeit an hatte Grönland seine eigenen ursprünglichen Unterthanen, und Erichs kleiner Staat nahm ein Stück Landes von ohngefehr 30 bis 40 Meilen im Umfange ein. Er erlegte einen jährlichen Tribut an die Könige von Norwegen, welche ihren Unterthanen bey Todesstrafe verboten hatten, nach Grönland zu gehen.

Als im Jahre 1348 eine große Pest, die schwarze Pest genannt, eine Menge

Einwohner der nordischen Gegenden hingerissen hatte, so fiengen die Reisen nach Grönland an, sehr selten zu werden, und noch andere Begebenheiten machten, daß sie ganz und gar aufhöreten. Daher ist es gekommen, daß man damals weiter nichts von diesem Lande erfahren konnte.

Frobischer Reise nach Hudsons-Bay.

Der Capitain Frobischer, ein Engländer, war der erste, der in Grönland, ohngefehr 200 Jahre nach der letzten Reise der Norweger in den Jahren 1576, 1577, und 1578 anlandete. Er fand an der östlichen Küste, im 63sten Grad 8 Minuten der Breite, die Meerenge, die seinen Nahmen führet. Er schifte an 30 bis 40 Meilen herauf, und glaubte durch das feste Land durchkommen zu können; allein er scheint sich geirret zu haben; denn wenn dieser Weg jemals vorhanden gewesen, so ist er doch heutiges Tages wegen einer grossen Menge Eiß verschlossen.

Die Einwohner des Orts, wo er anlandete, fielen sogleich die Engländer an, hielten aber nicht lange Stich, sondern entflohen auf die Berge. Drey dieser Wilden, welche verwundet worden waren, krochen auf den Gipfeln der höchsten Felsen und stürzten sich in die See.

Frobischer bemerkte, daß die von diesen Barbaren verlassenen Häuser nichts anders

ders als Zelter wären, die aus Häuten von See Kälbern gemacht über vier große Stangen ausgebreitet, und sehr geschickt mit getrockneten Sehnen zusammen genehet worden; ingleichen daß alle diese Zelter zwey Thören hatten, eine gegen Süden und die andere gegen Westen. Er nahm ein schwangeres Weib und ein kleines Kind, wie auch ein sehr häßliches altes Weib mit sich, die in einer der Hütten zurück geblieben waren. Diese Alte, mit welcher sich die Engländer nicht belästigen wollten, suchte die Entführung der jungen Weibspersonen aus allen Kräften zu verhindern, und ließ ein erschreckliches Geheule von sich hören.

So lange die Engländer auf dieser Insel waren, war es ihnen jederzeit unmöglich, die Wilden, so daselbst wohnten, zahm zu machen; ja diese letzteren bedienten sich sogar allerhand listigen Mittel, um sie in die Netze, so sie ihnen stellten, zu verwickeln.

§. 3.

Die Grönländer.

Der Ursprung der Einwohner dieses Landes ist gänzlich unbekannt. Diese Insulaner sind überhaupt klein, dick und nicht über vier Fuß hoch. Sie haben ein breites und plattes Gesicht, eine Stumpfnase, Ihre Abbildung.

 die

die eingedrückt ist. Ihr Augapfel ist gelblich braun, und fällt etwas ins Schwarze. Die Augenlieder gränzen an den Schläfen; sie haben sehr erhabene Backen, einen grossen Mund, einen spitzen Kinn, dicke und aufgeschwollene Lippen, eine heissere Stimme, einen dicken Kopf, schwarze und starre Haare und eine Haut von dunkler Oliven-Farbe.

Die Weiber sind eben so häßlich wie die Männer, und gleichen ihnen so sehr, daß man Mühe hat, sie von einander zu unterscheiden. Sie sind viel kleiner, haben sehr kurze Hände und Füße; ihre Brüste sind so lang und schlapp, daß sie sie den Kindern über der Schulter reichen, die alsdann daraus saugen. Die Warzen derselben sind so schwarz wie Kohlen. Ihre Farbe ist ebenfalls Olivenbraun. Einige Personen haben Gelegenheit gehabt, zwey grönländische Weiber und ein junges Mädchen, die man im Jahre 1655 nach Dännemark gebracht hatte, zu sehen, und haben gesagt, daß sie an ihrem Leibe weiter kein Haar hätten, als auf dem Kopfe, ingleichen daß sie den monatlichen Reinigungen ihres Geschlechts nicht unterworfen wären.

Olearius

Egede

Diese Insulaner kommen ganz weiß auf die Welt, und ihre Olivenfarbe rührt blos von ihrer Unreinlichkeit her. Der

Rauch,

Rauch, der sie beständig umgiebt, das Fett und Oehl, womit sie täglich umgehen, und womit sie sich beständig den Leib und das Gesicht beschmieren, giebt ihrer Haut die braune und olivenartige Farbe.

Diese Völker sind von einer guten Leibesbeschaffenheit, und haben fast gar keine ansteckende Krankheit vor der Ankunft der Europäer gekannt. Ein Grönländer, der die Blattern in Dännemark bekommen hatte, und im Jahre 1733 nach seinem Vaterlande zurück gieng, theilte dieses Uebel seinen Landesleuten mit; allein die Kälte des Landes verhinderte, daß sie nicht ausbrechen konnten. Weil man dort zu Lande nicht die geringste Kenntniß von dieser Krankheit, noch von den dawider dienenden Arzneymitteln hatte, so wurden viele hundert Einwohner dadurch hingeraffet; die übrigen entgiengen der Gefahr nur dadurch, daß sie die Kranken sowohl als die ganze Gegend verließen. Krankheiten.

Der Scorbut ist eine viel gemeinere, und so zu sagen die einzige Krankheit im Lande. Die Wilden brauchen dawider das Löffelkraut (Cochlearia) welches auf ihrem Boden wächst, oder auch eine gewisse andere Pflanze, die sehr breite Blätter und einen sehr scharfen Geschmack hat. Sie wißen nichts von Aerzten noch Feldscheeren; wenn einer von ihnen eine Wunde

hat,

hat, so bedeckt er sie mit einem ledernen Riemen, worauf sie gemeiniglich in wenigen Tagen zuheilet. Sie haben aber dagegen eine Art von Marktschreiern, oder Zauberern, die ihre Einfalt öfters misbrauchen. Wenn einer von einer beträchtlichen Krankheit angefallen wird, so gehen diese Marktschreier rund um ihn herum, machen allerhand poßierliche Stellungen und Gaukeleien nach der Art unserer Taschenspieler. Sie stellen sich als wenn sie aus dem kranken Theile des Patienten eine Klaue oder eine Sehne oder sonst ein Glied von einem Thiere herauszögen, zeigen es darauf mit wohlgefälliger Zufriedenheit, und versichern dem Kranken, daß die Ursach seines Uebels gehoben sey. Der Kranke wird auch fast beständig gesund; es sey, daß durch dieses listige Mittel seine Furcht gestillet werde, oder auch, weil seine Leibesbeschaffenheit stark und gut ist, und eine solche Kur vermehrt allemal das Vertrauen zu den Betrügen. Diese Marktschreier geben den Leuten Rosenkränze, die aus kleinen Knochen oder andern Materien gemacht sind, hängen ihnen diese Spielwerke um den Hals, und geben vor, daß sie die Eigenschaften hätten, die Gesundheit zu erhalten, und ihnen bey allen ihren Vornehmen Glück zu bringen.

Diese Völker sind selten krank, und gelangen zu einem ziemlich hohen Alter.

Die

Die einzige Ungemächlichkeit, welcher sie unterworfen sind, und die sehr gemein unter ihnen ist, ist die Blindheit. Da sie beständig durch den Glanz des Schnees, und durch den Rauch, womit ihre Wohnungen beständig angefüllet sind, geblendet werden, so verlieren die meisten das Gesicht bey zunehmenden Jahren.

Charakter.

Ueberhaupt sind die Grönländer zwar einfältige, aber nicht ganz dumme Leute; denn ob sie gleich weder Gesetze noch Anweisungen zur Wohlanständigkeit und Höflichkeit haben, so sind sie doch gesellig, friedfertig und dienstfertig gegen einander. Die Eintracht und Gleichheit, in welcher sie leben, ist bewundernswürdig; obgleich ihre Freundschaft sich nicht durch Complimente und Verbeugungen äußert. Wenn einer zu dem andern kommt, um ihn zu besuchen, so grüßt man ihn nicht bey seinem Eintritte, sondern man empfängt ihn ohne Umstände, und zeigt ihm bloß mit dem Finger einen Platz zum niedersitzen. Er läßt sich daselbst nieder, und wenn er weggehen will, so steht er auf und entfernt sich ohne alle Weitläuftigkeiten. Neid, Haß, Verrätherey, Gewaltthätigkeiten, sind bey ihnen unbekannt. Sie führen niemals Krieg mit ihren Nachbaren, und haben keine andere Waffen, als solche, die zur Jagd dienen.

Ihre jungen Leute führen sich ganz besonders verständig auf, und selten höret man von Ausschweifungen beyder Geschlechter reden. Die Dänen sind oft in Versuchung gerathen, einige grönländische Mädchen zu verführen; sie haben es aber niemals dahin bringen können.

Sitten. Diese Insulaner brauchen nicht die geringste Vorsicht zur Sicherheit ihres Eigenthums, und doch geschiehet daselbst niemals der geringste Diebstahl; denn ein gewisser Instinct treibt sie an, alles zu vermeiden, was ihnen schädlich seyn könnte, und flößt ihnen eine Neigung zum Guten ein. Da ein Grönländer nicht für sich allein alle die Geschäfte hinlänglich betreiben kann, wodurch er sich seine Nahrung verschaffen muß, so ist er genöthiget, mit andern gute Freundschaft zu halten, ihnen in ihren Verrichtungen behülflich zu seyn, damit sie ihm wieder helfen, und zur Jagd und Fischerey das seinige beytragen, wenn er den Nutzen davon mit ihnen theilen will. Da einer nicht mehr besitzt, als der andere, so geräth er auch nicht in Versuchung, ihm ein Guth zu rauben, nach welchem er kein Verlangen trägt, und welches der andere ihm gar leicht des Nachts, oder in seiner Abwesenheit, wieder abnehmen könnte.

Ihre Denkungsart ist aber ganz anders, in Absicht der Fremden, beschaffen; denn

denn diese schätzen sie vielweniger, als sich selbst, weil sie glauben, daß alle andere Nationen von der ihrigen herkommen. Sie sind also gegen Fremde nur aus Furcht höflich und umgänglich, weil sie glauben, daß sie stärker und wackerer sind, als sie selbst. Sie bestehlen sie also ohne Bedenken, wenn sie es mit Sicherheit thun können, und wenn ihnen ein Fremder gutes erweiset, so pflegen sie ihm nicht den geringsten Dank dafür zu bezeigen. Es wird zum Beweise deßen ein gewisser Vorfall erzählet, welcher den wilden Haß, den diese Nation gegen die Fremden hat, deutlich an den Tag leget. Einige Zeit nach der Errichtung der dänischen Kolonie daselbst, war ein Matrose etwas zu weit ins Land hinein gegangen, und wurde von den Grönländern ermordet. Diese saugeten ihm alsdenn das Blut mit gröster Begierde aus dem Körper, durch Oefnungen, die sie ihm an verschiedenen Orten beygebracht hatten.

§. 4.

Kleidung der Grönländer.

Die Kleidung der Grönländer bestehet aus einem engen Oberrocke der aus einem Hirsch- oder Seehunds-Felle gemacht ist. Er hat Aermel und eine Kappe, wie eine Mönchs-Kutte, geht bis auf die Füße und *(Kleidung der Männer.)*

ist

ist hinten und vorne zugemacht. Im Sommer tragen sie die Haare auswärts, im Winter aber einwärts. Ihre Beinkleider und Strümpfe sind aus eben solchen Häuten, als der Rock.

Weil sie nichts von Leinen oder Hanf wissen, so brauchen sie auch keine Leinewand. Ihre Hemden sind aus Vogelpelzen gemacht, die mit sehr feinen Sehnen zusammen genehet werden; sie tragen auch öfters Kamisöler aus Vögelhäuten. Wenn sie auf den Wallfischfang gehen, so ziehen sie über ihr gewöhnliches Kleid noch einen Ueberrock von Seehundsfellen, der aber ohne Haare und ziemlich breit ist. An diesem Meerwams befinden sich zugleich die Hosen und Strümpfe, die zusammen nur ein Stück ausmachen, welches so fest zusammen genehet ist, daß das Wasser nirgends durchdringen kann. Vor der Brust hat diese Jacke ein kleines Loch, das mit einem Propfe fest zugestopft wird. Dieses Loch dienet ihnen dazu, daß sie so viel Luft in ihr Wams einlassen können, als sie wollen, und wenn solches geschehen, stopfen sie es zu, und erhalten sie auf solche Art über dem Wasser. Nach dem Maaße, wie sie die Luft in diesem Kleide vermehren, indem sie durch das oberste kleine Loch hineinblasen, steigen sie auf dem Wasser in die Höhe, so daß sie sich gerade darauf halten,

ten, und fast auf der Oberfläche der See laufen können. Wenn sie sich niedersenken wollen, so nehmen sie den Propf von dem kleinen Loche, und tauchen sich herunter, nach dem Maaße, wie die hineingeblasene Luft abnimmt, dergestalt, daß sie durch dieses Mittel unter dem Wasser bis zu einer ansehnlichen Tiefe gehen, und sehr lange daselbst verweilen können.

Zum Beweise, daß diese Wilden gute Taucher sind, erwehnet Peirere in seiner Beschreibung von Grönland, daß der Statthalter von Kolding in der Dänischen Provinz Jütland einen Grönländer gehabt habe, welcher wie ein Fisch unter dem Wasser schwimmen können, und sehr geschickt gewesen sey, feine Perlen zu fischen. Allein die Haabsucht des Statthalters kostete diesem Unglücklichen das Leben; denn sein Herr schickte ihn wie ein Budel ins Wasser, und ließ ihn sogar unter dem Eiße so oft untertauchen, daß er davon starb.

Kleidung der Weiber.

Die Grönländerinnen sind in der Kleidung sehr wenig von den Männern unterschieden. Ihr Oberrock ist auf eben solche Art gemacht; nur ist er etwas weiter, und raget mehr über den Schultern empor. Sie tragen eben solche Schuhe und Hosen, wie die Mannsleute, und im Winter ziehen sie öfters drey bis vier solcher Beinkleider über einander. Sie haben Taschen darin-

nen, worin sie das, was ihnen gegeben wird, verwahren.

Buhlerey

Nach der Abbildung, die wir von diesen Weibern gemacht haben, sollte man schwerlich glauben, daß sie der Buhlerey ergeben sind. Inzwischen haben sie doch eben so viel Begierde, durch ihren Reiz zu gefallen, als die Frauenzimmer in unserer Himmelsgegend; und um dazu zu gelangen, bedienen sie sich aller der Mittel, die sie ihren Absichten und dem Geschmacke derer, die sie fangen wollen, am dienstlichsten achten. Sie binden alle ihre Haare in einem Zopfe so fest und so nahe am Kopfe zusammen, daß sie ganz in die Höhe stehen. Sie schmücken sie mit kleinen Glaßstücken oder Fischgräten aus, welche bey ihnen die Stelle der Pompons und Aigretten vertreten. Ihre Ohren, ihr Hals, ihre Aerme und ihre Schuhe sind auf gleiche Art gezieret. Der Gebrauch, das Gesicht zu schminken, wird ebenfalls von den Weibern, die am buhlerischsten sind, ausgeübet. Allein ihre Schminke bestehet darinn, daß sie sich auf den Backen, um die Augen und um den Mund allerhand Figuren mit einem von Lampen = Ruße geschwärzten Faden, den sie zwischen Fleisch und Fell durchziehen, machen, wovon die Haut so schwarz bleibt, daß diese Figuren niemals vergehen.

Allein

Allein obgleich diese Frauen aus Begierde zu gefallen noch so viel Sorgfalt auf ihren Putz wenden, so kommen sie doch den Europäern wegen ihrer Unsaubarkeit eben so ekelhaft vor, als die Männer. Beyde Geschlechter waschen sich nur sehr selten, und wenn sie es ja thun, so geschiehet es mit ihrem Harne, und ihre Zunge muß zu aller Zeit bey ihnen die Stelle eines Schnupf- und Handtuchs vertreten. Ihre Unreinlichkeit.

§. 5.

Wohnungen der Grönländer.

Die Wohnungen dieser Wilden sind, wie man sich vorstellen kann, weder nach einem guten Geschmacke noch prächtig eingerichtet; sie dienen zum Schutze wider das Ungemach der Witterung und zu weiter nichts. Sie haben zweierlei Arten derselben, Winter- und Sommer-Häuser. Die ersteren sind die grösten, und haben ohngefehr zwanzig Fuß ins Gevierte. Sobald der Winter heran nahet, legen die Weiber, die Baumeister und die Maurer den Grund, und fangen an zu bauen. Diese Häuser werden aus Feldsteinen oder Feldstücken, die mit Erde und Moos so fest mit einander verbunden sind, daß der Wind nicht durchdringen kann, aufgeführet. Ihre Höhe beträgt nicht mehr, als vier, und der Grund nur 2 bis 3 Fuß. Das Dach

wird aus Latten gemacht, die oben auf die Mauern gelegt, und mit Rasen bedeckt werden. Diese Häuser werden durch leinige hin und wieder angebrachte Fenster erhellet, und Häute von Därmen der Seekälber oder anderer Fische, die mit kleinen Sehnen wohl zusammen genehet und verbunden sind, dienen anstatt der Glaßscheiben. Der Eingang in diese Hütten ist unter der Erde ausgehölet, nicht höher als zwey bis drey Fuß, und schlänglich angelegt, damit der Wind nicht eindringen kann. Diese Oefnung wird jederzeit auf der Meerseite angebracht und mit einem Seekalb-Felle, als mit einer Thüre, verschlossen.

In einer solchen Wohnung, wie wir sie jetzt beschrieben haben, halten sich öfters 7 bis 8 Familien, das ist, die ganze Verwandschaft, auf, und alle leben im besten Vernehmen mit einander. Jede Familie schläft beysammen; Vater und Mutter in der Mitte; die Knaben neben dem Vater, und die Mädchen neben der Mutter. Ein in der Länge von 4 Fuß ausgespanntes Fell scheidet das Bette der einen Familie von dem Lager der andern. Alle diese Betten sind auf einer Seite angebracht, und bestehen nur aus einigen Brettern, die auf Steine, einen Fuß hoch, von der Erde, geleget, und mit behaarten Thierhäuten bedeckt sind.

In

In den Häusern der Grönländer findet man kein unnützes Geräthe, sondern alles zeiget hier von der strengsten Sparsamkeit. Einige Schüßeln, eine Lampe und ein steinerner Kessel, macht das ganze Haus- und Küchengeräthe aus. Ihre Speisekammer, worinn sie ihren Wintervorrath aufheben, ist ein Loch, das neben der Thüre ihrer Häuser in der Erde ausgegraben und mit Steinen ausgemauert worden. Was sie zur Zeit der Kälte fangen, legen sie auf die Erde, bedecken es mit Schnee und dieses ist hinreichend, es viele Monathe lang vor der Verderbniß zu bewahren. Ein großer Kahn, den sie umgekehrt ans Haus legen, dienet ihnen zu einer Vorrathskammer, worinn sie ihre besten Sachen, welche in Pelzwerken bestehen, verwahren. Ihre Lampe hat eine lange und ziemlich hohle Gestalt. Sie brennt den ganzen Winter über beständig und es wird vermittelst eines in Oehl oder Fett getränkten Dochtes, eine helle Flamme darin unterhalten. An einer der Latten des Daches hängt ein Kessel von einer Größe, die der Anzahl der Hausgenossen angemeßen ist, gerade über der Lampe, die zugleich dazu dienet, das Haus warm zu machen, zu erhellen und die Speisen zu kochen. Eine jede Familie hat diese Art von kleinen Ofen vor ihrem Bette.

Einige von diesen Häusern sind mit Thierhäuten, deren Haare nach der Wand zustehen, bekleidet, welches eine so große Wärme verursacht, daß die Einwohner sich ganz nackend auskleiden müssen. Die heiße Luft, die man daselbst einschluckt, ist durch den starken Geruch des Oehls, des Fettes, der faulen Fische, und der Ausdünstungen der unsaubern Körpern dieser Wilden so angesteckt, daß Fremde davon in Ohnmacht fallen; und was noch überdem einen unausstehlichen Eckel verursacht, ist das Ungeziefer, das man allenthalben herumkriechen sieht.

Wenn ein Fremder sie besuchet, so darf er sich nicht neben ihnen niedersetzen, wenn er auch gleich von ihrer eigenen Nation wäre, sondern sie machen ein Brett und ein Fell von ihrem Bette ab, legen beydes auf einen besondern Platz, und auf diesem Sitze kann sich der Fremde ausruhen.

Die Grönländer bewohnen ihre Winterhäuser vom Monath October bis im May; alsdenn verlassen sie dieselben auf eine Zeitlang, wenn sie in der Nachbarschaft bleiben, und auf beständig, wenn sie eine Gegend antreffen, die ihnen für die Jagd und Fischerey vortheilhafter zu seyn scheinet. Andere, die ihre Wohnungen ebenfalls verlassen haben, und von ohngefehr an den Ort kommen, wo diese

verlassene Häuser stehen, bemächtigen sich alsdenn derselben und beziehen sie.

Ihre Sommerhäuser sind aus nichts anders, als aus Seehundsfellen, die auf Stangen aufgespannt werden. Diese Stangen werden in die Erde etwas in der Rundung und unten weit von einander gesteckt, oben aber so nahe zusammen gebracht, daß sie am Gipfel nicht mehr als 3 bis 4 Fuß im Umfange enthalten. Eine jede Haushaltung hat ihre besondere Wohnung, die sie innwendig mit Hirsch- oder andern Häuten bekleidet, wenn sie die Mittel dazu hat. Diese Hütten sind nicht so unreinlich als die Winterwohnungen. In einer jeden sieht man ebenfalls eine Lampe, über welcher der Kessel schwebt, in welchem sie kochen.

§. 6.

Gerichte und Mahlzeiten der Grönländer.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Nation, die ein Land bewohnet, welches nichts hervorbringt, blos von Fleisch und Fischen zu leben genöthiget ist. Diese Wilden können im Nothfall den Hunger mit einer unglaublichen Standhaftigkeit aushalten; aber sie schlingen auch die Speisen gierig hinein, wenn sie etwas zu essen antreffen.

Sie haben keine bestimmte Zeit, ihre Mahlzeiten zu halten; sondern sie essen, so oft sie hungert. So gar des Nachts, wenn sie der Hunger antreibt, stehen sie auf, und befriedigen denselben. Diese Wilden haben so, wie alle andere Wilden, fast keine andere als solche Begriffe, die sich auf den Unterhalt ihrer Existenz beziehen; alles was dazu beytragen kann, ist dasjenige, was ihr Gemüth am meisten einnimmt. Wenn sie in ein Haus treten, so sehen sie sich zuerst um, was sich etwa gutes zu essen daselbst finden möchte, und was sie finden, verschlingen sie mit den Augen. Hirsche, Hasen, Seehunde und Landhunde, Vögel und Fische, sind ihre vornehmste Nahrung. Sie essen das Fleisch bald gekocht, bald roh, getrocknet oder halb verfaulet, nachdem ihr Hunger groß ist. In dringenden Fällen schneiden sie ein Stück von ihren Kleidern oder Schuen ab, lassen es im Wasser kochen, und verzehren es, ohne es zu hart und unverdaulich zu finden. Wenn sie frische Fische haben, so lassen sie sie im bloßen Wasser ohne Salz kochen, und thun nur ein wenig Oehl oder Fischtran darein. Ist er alsdenn halb gahr, so trinken sie die Brühe mit einander aus, legen alsdann den Fisch oder das Fleisch auf die Erde, zwischen ihren Beinen, und essen es auf. Diejenigen, die Schüsseln haben, bedie-

Zubereitung der Speisen

nen

nen sich derselben zwar, aber sie werden niemals abgewaschen, wenn auch gleich die Hunde daraus gefressen haben sollten. Diese Insulaner pflegen auch eine große Menge Lachse oder Lodder zu ihrem Wintervorrathe an der Sonne zu trocknen, und essen sie roh, ohne sie zu kochen. Das Blut der Seehunde ist für sie ein Leckerbissen. Wenn sie eines dieser Thiere fangen, so geht ihre Hauptsorge dahin, zu verhindern, daß es sich nicht verblute; denn sie heben das Blut sehr sorgfältig für sich selbst auf, und geben es nicht einmal ihren Weibern. Wenn sie vielen Vorrath von Blut haben, so trinken sie es roh; wenn aber nur wenig vorhanden ist, so gießen sie es in den Kessel, um ihrem Fleische einen guten Geschmack mitzutheilen.

Die Grönländer essen allein, und lassen sich dabey von ihren Weibern aufwarten, die sich nicht unterstehen, ein einziges Gericht eher anzurühren, als bis die Männer aufgestanden sind. Diese rohen Leute mißbrauchen das Ansehen, welches ihnen ihre Leibesstärke über ihre Weiber giebt, und gehen aufs allerhärteste mit den Weibern um, die sich zu dieser unwürdigen Knechtschaft nicht verstehen wollen; ja diese unglücklichen Opfer ihrer Wildheit sind so gelassen, daß sie sich nicht im geringsten deßhalb an ihnen rächen.

Ihr Getränke

Sie haben kein ander Getränke, als blosses Wasser und Wallfischthran. Die Europäer haben einigen von diesen Wilden den Brandtwein angewöhnt, und sie können viel davon vertragen, ehe sie trunken werden. Dieses kömmt ohne Zweifel entweder davon her, weil das Oehl oder Fett womit ihr Magen gleichsam überzogen ist, diesem Getränke den geschwinden Eingang dergestalt befördert, daß seine geistigen Theile nicht Zeit haben, ins Gehirn zu steigen, oder auch daher, weil sich diese Theilchen in dem Oehl und Fett gleichsam verwickeln, und dadurch ihre Stärke und Würksamkeit verlieren. An das Tobackrauchen haben sie sich aber niemals gewöhnen können, weil er ihnen auf der Zunge zu scharf ist.

§. 7.

Beschäftigungen der Grönländer.

Jagd und Fischerey.

Diese Insulaner haben keine andere Beschäftigungen als die Jagd und Fischerey, worinn sie ganz unermüdet und sehr geschickt sind. Die Nothdurft und der Mangel der nöthigen Materialien haben sie darauf gebracht, so sinnreiche Werkzeuge und wohl ausgedachte Kunststücke zu erfinden, daß sie bewundert zu werden verdienen. Die Hacken an ihren Angelschnüren waren ehemals knöchern, jetzt aber bringen ihnen

die

die Dänen und Holländer, die nach diesen Küsten kommen, eiserne. Sie haben Netze von verschiedenen Arten. Die mit kleinen Maschen sind aus Hirschdärmen gemacht, und sehr sauber gestrickt und geflochten; noch andere sind aus Wallfischhaare gewebt, und sehr fein und lang. Sie wissen sich dieser Netze mit einer besondern Geschicklichkeit zu bedienen, und fangen sehr viele Fische. Sie bedienen sich auch einer Harpune, die eine knöcherne oder eiserne Spitze hat, um die Seehunde und Wallfische zu treffen. Damit aber diese Werkzeuge nicht verlohren gehen, wenn sie entweder den Fisch verfehlen, oder wenn er sich davon loßmachen sollte, so brauchen sie die Vorsicht, in der Mitte der Harpune eine Seehundsblase zu befestigen, und wenn diese mit Luft angefüllte Blase über dem Wasser schwebet, so zeigt sie ihnen die Stelle an, wo sie ihr Werkzeug finden können.

Die Pfeile, deren sie sich zur Jagd bedienen, sind nach Beschaffenheit der Art Thiere, nach welchen sie jagen, an Größe verschieden. Diejenigen, die sie zur Hirsch- und Hasenjagd, imgleichen zu den großen Wasservögeln brauchen, haben eine beinerne oder eiserne Spitze; die andern aber deren sie sich zu den Rebhünern und andern Geflügeln bedienen, gar keine. Oben sind sie mit Rabenfedern befiedert.

Die Weiber helfen ihren Männern, wenn sie im Innern des Hauses nichts zu thun haben; denn ihre Pflicht ist, die Wirthschaftsgeschäfte zu besorgen, zu kochen, die Kinder zu erziehen, die Kleider zu nähen, und das Jagd- und Fischergeräthe zu verfertigen.

Ihre Kähne

Die Grönländer haben zwey Arten von Fahrzeugen, eines für die Fischereyen und das andere zum reisen, oder wenn sie ihre Wohnung verändern. Die erstern sind klein, lang, enge und können nur einen Menschen einnehmen. Sie sind aus langen schmalen Latten, die mit dünnen Fischbein verbunden sind, gebauet, und mit See-Kalbfellen bedeckt, welche mit trockenen Därmen sehr fest zusammen genähet sind, ausgenommen, daß in der Mitte ein Loch offen gelassen worden, welches einen Rand von Fischbein hat, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Diese Oefnung ist darum angebracht worden, damit ein einzelner Mensch dadurch in das Boot steigen, und sich darinn mit ausgestreckten Füßen niedersetzen könne. An dem vorgedachten Rande gehet rings herum ein Stück Fell, welches der im Boote sitzende Mensch um seinen Leib befestiget, wodurch er das Wasser abhält in den Kahn zu dringen. Alle Näthe an den Fellen sind mit Fett und Pech überzogen.

zogen. Man bedienet sich bey diesen Kähnen nur eines Ruders, welches an beyden Enden mit einer dreyfingerbreiten Schaufel, gleichsam wie ein Schlägel, versehen ist, und mit diesem Ruder schlägt der Grönländer wechselsweise zur Rechten und zur Linken ins Wasser. Die Art, wie ein solcher Wilder in seinem Boote sitzt, ist so beschaffen, daß er vor allem Schifbruche sicher ist, und selbst zu solcher Zeit, da sich keine von unsern Chaluppen auf die Farth wagen würde, die See halten kann. Man sieht mit Erstaunen, wie einer von diesen Leuten nebst seinem Boote von den Wellen umgeworfen wird, und sich mit der grösten Geschicklichkeit wieder in die Höhe richtet, und ohne die geringste Furcht zu rudern fortfähret. Diejenigen, welche diese Kähne nicht auf der See gesehen haben, können die Geschwindigkeit gar nicht begreifen, womit sie die Wellen von einander trennen, so daß die allerleichteste Chaluppe, in welcher vier Menschen mit aller Macht rudern, ihnen nicht folgen kann. Diese Kähne sind ohngefehr achtzehen bis zwanzig Fuß lang, und so leicht, daß wenn einer von diesen Wilden einige Gefahr auf der See befürchtet, er sogleich nach dem Lande rudert, sein Boot auf die Schultern nimmt, und ganz gemächlich in die Gebürge flüchtet.

Die

Die andern Boote, die Weiberkähne genannt werden, weil Frauenspersonen darauf rudern, können ohngefehr 20 bis 30 Personen enthalten. Sie sind von Brettern gemacht, die viel größer und stärker sind, als die Bretter an den kleinen Booten; sie werden aber eben so mit Fischbein verbunden, und mit Seekalbfellen überzogen. Sie brauchen die Vorsicht, die Näthe dieser Felle mit dem Satze öfters zu schmieren, welcher von dem Thrane, den man aus dem Wallfisch oder Seehunde macht, übrig bleibt. Die Barken haben vorne einen kleinen Mast mit einem Seegel, der von Wallfischdärmen gemacht wird, die getrocknet und sehr fest zusammengenäht werden. Drey bis vier Menschen können ein solches Boot ziemlich weit fort schaffen, und sogar ganz leicht durch das Eiß tragen. Dieser Art von Booten bedienen sie sich, ihr Pelzwerk, wie wir oben gesagt haben, zu verwahren.

§. 8.

Heyrathen der Grönländer.

Bey allen Völkern, wo man nichts von Artigkeit, feinern Sitten und von einer gewissen Ehrbegierde weiß, geschehen die Heyrathen ohne viele Ceremonien. Ein Grönländer, der sich verheyrathen will, fragt nach weiter nichts, als ob das

Mädchen, das er haben will, die Haushaltung versteht, und ob sie gut nehen kann; das Mädchen hingegen verlangt von ihrem Liebhaber weiter nichts, als daß er im Jagen geschickt, glücklich und fleißig sey.

Da die Frau keine Mitgabe dem Manne bringt, und der letzere keine Erbschaft seinen Kindern hinterlassen darf, so fallen bey ihnen alle Weitläuftigkeiten weg, die wegen des Mein und Dein entstehen. Sie brauchen auch keinen Ehecontract zu errichten, sondern die Sache ist bald eben so geschwind vollzogen als angefangen. Wenn ein junger Mensch sich vornimmt, eine Frau zu nehmen, so frägt er seine Eltern um Rath, und nennt ihnen den Gegenstand seiner Wünsche. Wird die Wahl von den Eltern gebilliget, so lassen sie die Eltern des Mädchens besprechen, und diese Ansprache geschiehet gemeiniglich durch zwey alte Frauen, welche mit dem Lobe des jungen Menschen, den sie vorschlagen wollen, den Anfang machen, und darauf ihr Geschäfte vortragen, wobey sich das Mädchen, die zuweilen gegenwärtig ist, aus Bescheidenheit entfernet. Wenn die Eltern den Antrag der alten Frauen annehmen, so ruffen sie ihre Tochter zurück, um ihr die Sache zu hinterbringen, und diese reißt ihre Haare auseinander, bedeckt sich damit das Gesicht,

und

und fängt an zu weinen um gleichsam einigen Widerwillen zu erkennen zu geben, ohne jedoch den Antrag weder anzunehmen noch abzuweisen. Die beyden Alten nehmen sie alsdenn sogleich unter den Arm, und führen sie mit sich fort. Wenn sie in dem väterlichen Hause ihres künftigen Mannes angekommen ist, so bleibt sie eine Zeitlang sitzen, und fährt beständig fort zu weinen; die Eltern hingegen reden ihr zu, und sagen zu ihr, daß sie mit ihrem Manne zufrieden seyn würde. Dieser kömmt darauf selbst herbey, um mit ihr gleichfalls zu reden und nöthigt sie, daß sie ohne Umstände sich an seiner Seite niederlegen möchte. Sie schlägt es anfänglich ab; allein er wiederholt seine Bitte: sie giebt endlich nach, und die Vollziehung der Heyrath endiget die Ceremonie.

Wenn es sich zuträgt, daß eine Neuverheyrathete Ursachen hat, ihren Mann zu verlassen, so begiebt sie sich zu ihren Eltern, die sie auch wieder aufnehmen, und der Mann ist verbunden, nach ihr zu schicken. Wenn die Verheyrathete zwey bis dreymal von ihrem Manne gewichen ist, so kann dieser letztere, um der Sache ein Ende zu machen, seine Frau durch die alten Weiber zurück holen laßen, und die Eltern dürfen sich nicht widersetzen, wenn sie ihnen gleich mit Gewalt genommen wird. In

solchem Fall stecken die alten Frauen die Entlauffene in einen Sack, den der Mann ausdrücklich dazu hat machen lassen, binden ihn oben zu, und lassen nichts als ihre Haare heraushängen. Hernach schleppen sie den Sack bis zu den Füßen des Mannes, der ihn öfnet, seiner Frau heraushilft, und sie umarmet; alsdenn muß sie auch wider ihren Willen bey ihm bleiben.

Obgleich diese Wilden gar keine Ehegesetze zu haben scheinen, so ist es doch bey ihnen im Gebrauche, keine Frau anders als im vierten Grad der Verwandschaft zu heyrathen. Jeder Grönländer hat gemeiniglich nur eine Frau; wenn ihm aber ihre Gemüthsart nicht gefällt, so nimmt er eine andere, und schickt die erstere wieder zu ihren Verwandten zurück. Einige haben zwey Weiber; allein sie geben alsdenn zur Ursach an, daß sie die zweite Frau viel tüchtiger zu Führung ihres Hauswesens gefunden hätten, als die erstere, und im Stande wären, sie beyde zu ernähren.

Die Pflichten des Ehestandes sind bey ihnen heilig, und der Ehebruch ist daselbst eine ganz unbekannte Sache. Wenn ein Mann Kinder von einer Frau gehabt hat, so verstößt er die Frau niemals, sondern er braucht vielmehr Nachsicht gegen ihre Fehler und sie leben alsdenn bis in den Tod einträchtig bey einander.

Die Weiber ertragen die Schmerzen der Geburt ohne Klagen, und kurz darauf beschäftigen sie sich wieder mit ihrer Haushaltung. Ihre Zärtlichkeit gegen ihre Kinder hat keine Gränzen, und die Sorgfalt, die sie für sie haben, ist mit nichts zu vergleichen. Die Kinder haben den Tag über keine andere Wiege, als den Rücken der Mutter, die ihnen die Brüste über die Schultern reicht. Sie werden nach drey bis vier Jahren entwöhnet, und leben alsdenn in der grösten Freyheit. Ob man gleich kein Beispiel hat, daß ein Grönländer sein Kind gezüchtigt hätte, so sind dergleichen Kinder dennoch zu Ausschweifungen nicht mehr geneigt. Ohne den Anschein der blinden Unterwürfigkeit gegen die Eltern zu haben, dergleichen man an den wohlerzogenen Kindern in unsrer Himmelsgend siehet, gehorchen diese Wilden ihren Eltern dennoch blindlings und bleiben so lange bey ihnen, bis sie heyrathen.

§. 9.

Künste, Wissenschaften und Handlung der Grönländer.

Wißenschaften. Die Lebensart der Grönländer kündigt genugsam an, daß sie nicht den geringsten Begriff von Wißenschaften und Künsten haben. Sie wißen ganz und gar nicht,

was

was sich vor ihrer Zeit zugetragen hat; ja sie wissen nicht einmal, wie alt sie sind.

Inzwischen berechnen sie doch nach dem Mondeslauffe die Zeit, wenn die Wallfische auf ihren Küsten wieder kommen, und sie pflegen sich selten darin zu betrügen. Wenn sie auf der See sind, so dienet ihnen der kleine und große Bär, imgleichen das Siebengestirn, anstatt eines See-Compaßes.

Da jede Haushaltung mit allem, was sie nöthig hat, versehen ist, so findet keine Handlung unter diesen Völkern statt, und der Verkehr, den sie mit den Fremden treiben, schränkt sich auf sehr wenige Dinge ein, weil ihre Bedürfniße sich nicht weit erstrecken. Ihre Waaren bestehen in Fett, Fischbein, Einhorns-Hörnern, Hirsch-Fellen, Seekalb- und Seehunds- auch andern Thierhäuten. Sie nehmen dagegen im Tausch grobe wollene Tücher, grobe Leinwand, Kessel von Blech und Meßing, Eisen und dergleichen. Geprägtes Gold und Silber ist dort zu Lande gar nicht gangbar; es ist ihnen gänzlich unbekannt: aber die Nutzbarkeit und Seltenheit des Eisens theilt jenen Metallen einen wesentlichen Werth mit. Ein Grönländer zieht allemal ein Dutzend Nadeln oder eine Kinderklapper einem Stücke Gold vor, wenn es auch von noch so großem Werthe wäre; Handlung

denn die Nadeln sind ihnen sehr nützlich, und eine Kinderklapper dienet ihnen zur Belustigung.

§. 10.
Ergötzlichkeiten und Gebräuche der Grönländer.

Musik und Tanz.

Diese Wilden lieben ausserordentlich Gesang und Musik. Sie unterlassen nicht, ihre Zusammenkünfte mit einer Mahlzeit zu eröfnen: hernach erheben sie sich, um zu singen und nach dem Schalle der Trommel zu tanzen. Dieses Instrument ist ein etwas breiter Reif von Thier-Gebeinen; auf demselben ist rund herum eine Haut sehr straff angespannet. Da diese Trommeln unten nicht mit einer Haut bezogen ist, so stecken sie daselbst einen Stock hinein, mit welchen sie so viel Lerm machen als sie können. Derjenige von der Gesellschaft, welcher das Spiel anfängt, nimmt die Trommel und stellt sich in die Mitte eines Kreises, welchen die andern um ihn machen. Er singt und begleitet mit dem Schall der Trommel verschiedene Gesänge, die von ihren Reisen, ihrem Fischfang und ihrer Jagd handeln. Es enthalten diese Gesänge auch andere Sachen, welche ihnen angehen. Eines Tages sangen sie in Gegenwart der Dänen, daß solche nach Grönland gekommen wären, um die armen Einwohner zu betrü-

betrügen, ihre schönen Waaren mit List zu erhalten, und ihre Weiber zu verführen. Derjenige, welcher in der Mitte ist, tanzet und macht im Singen tausend lächerliche Gebärden; die andern, sowohl Männer als Weiber, singen mit ihm, und tanzen bald auf einen Fuß, bald auf den andern: wenn der in der Mitte müde ist, so tritt ein anderer an seinen Platz, und so folgen sie alle, bis die allzugroße Müdigkeit ihr Vergnügen ein Ende macht.

Alle ihre Zusammenkünfte, ihre Tausche, ihre Anordnung zur Jagd und zum Fischfang geschieht mit Tanzen und Singen nach dem Schalle der Trommel. Es dienet dieses Instrument auch die besondern Händel abzumachen: Wenn jemand von einen andern beleidigt worden ist, so schiebt er seine Rache bis zur nächsten Versammlung auf: daselbst beklagt er sich singend und tanzend, über die Bosheit desjenigen, der ihm Unrecht gethan hat; dieser vertheidigt sich hierauf in dem nemlichen Thone und mit denselben Gebärden: die Zuschauer lachen darüber, und so ist der Streit geendiget; der Klagende und der Beklagte sind wieder gute Freunde. Sie schätzen ihre Trommel so werth, daß sie den Fremden, welche darauf spielen wollen und dazu singen, tausend Schmeicheleien machen.

Die jungen Leute haben verschiedene Spiele und Uebungen, die der Lebensart ihrer Väter angemeßen ist, zum Beispiel, den Bogen, eine Art Ballspiel, das Laufen, Ringen u. s. w.

§. 11.

Religion der Grönländer.

Diese Wilden haben nicht mehr Religion, als Grundsätze von Sittenlehre. Die Kenntniß eines Gottes, eines Schöpfers ist ihnen völlig fremd; sie haben sogar in ihrer Sprache kein Wort, um ein höchstes Wesen zu bezeichnen.

Man findet unterdessen auf den am meisten östlich gelegenen Küsten einige Spuren, welche beweisen, daß daselbst ehedessen ein Gottesdienst gewesen sey. Es ist dieses ein neues Zeugniß für diejenigen, welche behaupten, daß diese Wilden die vorigen Einwohner dieser Provinz ausgerottet hätten, welche wahrscheinlich Abkömmlinge der isländischen Kolonie, die Erich errichtete, waren.

Diese Völker haben keinen Begriff von Götzen, Opfer noch Anbetung. Alle Tage sind für sie Werkeltage: man sieht nicht, daß sie die geringste gottesdienstliche Handlung begehen, weder bey Geburten, Heyrathen noch Leichenbegängnissen: Sie bilden

den sich ein, alles sey von jeher gewesen, und von sich selbst entstanden. Wenn man sie belehret, daß es nicht möglich sey, daß die Sonne, und die natürlichen Körper anders als durch die Hand eines Schöpfers hätten gemacht werden können, so wie ihre Boote, so gestehen sie ein, daß ein Urheber aller Dinge seyn müsse; sie sagen aber, daß sie ihn nicht kennen, noch wißen wo er wohne. Einige von ihnen haben so viel stolze Einbildung, daß sie sogar sagen, der Schöpfer Himmels und der Erden sey das göttliche Wesen ihrer Nation.

Wenn sie an ihren Hals verschiedene Halsbänder hängen, um sich für Krankheiten zu beschützen, oder um in ihren Unternehmungen glücklich zu seyn, so geschieht es nicht deshalb, weil sie diesen Halsbändern eine natürliche, göttliche oder teuflische Kraft zuschreiben, sondern weil es ein alter angenommener Gebrauch sey, welchen sie nur deshalb ausüben, weil sie gehört haben, daß solches geschähe; sie denken aber nicht nach, ob er wohl oder übel gegründet ist.

Die Meynung, welche am meisten bey ihnen angenommen zu seyn scheint, ist die Unsterblichkeit der Seele; sie begreifen aber die Geistigkeit derselben nicht; denn sie glauben von ihr die nemliche Neigungen, den der Körper hat, den sie belebt, und daß, wenn sie von selbigem getrennet ist, sie in

 einem

einem Lande, wo Fische und Wild im Ueberfluße sind, wieder auflebe. Daher ist der Gebrauch entstanden, daß sie die Todten mit allem, was ihnen nöthig ist, begraben.

§. 12.

Von den Leichenbegängnissen der Grönländer.

Bey dem Todesfalle eines Grönländers versammlet sich die Familie. Der nächste Verwandte muß ihn auf seinen Rücken bis an den Ort tragen, wo er begraben werden soll: daselbst legt er den todten Körper ganz gekleidet in eine Grube, die nicht gegraben, sondern von Rasen und Steinen einen Fuß hoch von der Erden gemacht ist: hierauf legt er an die Seite des Todten alle zur Jagd und zum Fischfang nöthige Werkzeuge, nachdem man solche zuvor in Stücken gebrochen. Sie bedecken alsdenn den Körper mit zwey Seekalbs-Fellen, und die ganze Grube mit Rasen und Steinen. Diese Ceremonie ist immer mit vielen Klagen und Jammern begleitet.

Die Familie versammlet sich dreymal des Tages bey dem Todten. Ferner einige Zeit nach dem Begräbniße und endlich von Zeit zu Zeit ein ganzes Jahr lang hindurch. Die Verwandten setzen sich dabey auf die Erde, legen die Ellenbogen auf die

Knie,

Knie, stützen den Kopf auf ihre Hände, und weinen in dieser Stellung. Wenn jemand stirbt und keine Verwandte hinterläßt, so verläßt ihn jedermann, und der Körper bleibt da liegen, wo er gestorben ist. Die Ursach dieser Verlassung kommt daher, weil sie der Meinung sind, daß ein todter Körper demjenigen, welcher ihn anrühret, seinen nächsten Verwandten ausgenommen, eine große Unreinigkeit mittheilt.

Wenn ein Kind stirbt, haben sie einen sonderbaren Aberglauben. Sie legen ihm einen Hundskopf zur Seite, aus Furcht, daß, da dieses Kind noch nicht das Land der Seelen kennt, es sich nicht auf dem Wege verirre. Dieser Hund soll, nach ihrer Meinung, ihm den rechten Weg zeigen, oder ihn vielmehr nach den Aufenthalt der Seelen führen.

§. 13.

Die grönländische Sprache.

Die Sprache dieser Wilden ist so sonderbar, daß sie allen andern fremd ist; sie gleicht weder der Norwegischen noch der Isländischen, noch der Nordamerikanischen. Die Aussprache ist außerordentlich schwer: sie drücken die Zunge gegen den Gaumen und die Zähne, machen lächerliche Verdrehungen und bilden unauszudrückende Töne.

Man versichert, daß diese Sprache durch den Ton ihrer Wörter viel Annehmlichkeit habe, sehr sinnreich und sehr ausdrückend, in Ansehung ihrer Wendung, und nicht so rauh ist, als man es bey einem so einfältigen und ungesitteten Volke, wie die Grönländer, vermuthen würde. Die Weiber haben eine besondere Mundart.

§. 14.

Naturgeschichte von Grönland.

Da das Erdreich der Thäler eine Art sehr fetten Torfs ist, so sind Kohl und Rüben die einzigen Pflanzen, welche daselbst gut fort kommen. Man sieht in diesem Lande keine Bäume, als wenn man nach dem festen Lande kömmt, und diejenigen, welche daselbst wachsen, sind Weiden, Bircken und Erlen. Man findet auch einige Sträuche von Wacholder, Johannis- und Maulbeeren, die aber nur schlechte Früchte tragen.

vierfüßige Thiere

Die vierfüßigen Thiere, die man in Grönland antrift, sind Dannhirsche, Rennthiere, Füchse, Wölfe, wilde Hunde, Ratzen und Haasen. Diese letzteren Thiere sind von den unsrigen nur dadurch unterschieden, daß sie kleiner sind, im Sommer eine graue, im Winter aber eine weiße Farbe haben.

Die

Die wilden Hunde scheinen eine besondere Art auszumachen; sie haben eine länglichte Nase und erhabene und spitzige Ohren: sie können nicht bellen, sondern nur brummen und heulen: ihre Furchtsamkeit macht sie zur Jagd wenig geschickt. Wilde Hunde.

Beym festen Lande liegen verschiedene kleine Inseln, in welchen die Grönländer mehr als 4000 von diesen Hunden unterhalten. Sie ernähren sie mit einer Art Meermooß, Muscheln und mit dem Fett von Seehunden, wenn sie von letzteren zu viel für sich selbst haben. Sie jagen hernach diese Hunde, wie Wildpret, tödten sie, lassen sie in der Luft trocknen, und essen sie mit vielem Vergnügen.

Die Land-Vögel von Grönland sind Sperlinge, Spechte, Raben, Rebhüner oder weiße Fasanen, Adler und Falcken. Das Rebhun ist weiß, und hat auf den Flügeln schwarze Fleckchen; seine Füsse sind mit kleinen Federchen bedeckt, welche sie für die Kälte schützen. Diese Vögel sind mehr gewohnt zu laufen, als zu fliegen. Das Rebhun bleibt wider die Gewohnheit dieser Vögel im Lande: es ernährt sich von dem nemlichen Kraut, welches die Rennthiere und die Rehe in dieser Gegend fressen. Man bemerket, daß es seine Nahrung zum Winter sammlet, indem es solche haufenweise in ihr Nest legt. Land Vögel

Die

Wasservögel.

Die merkwürdigsten Wasser-Vögel dieser Insel sind der Ratsher oder Rathsherr, der Lumb, die Möve, der Burgermeister, der Strundjäger oder Kothjäger der Tauch-Papagey, der Kirmev, der Mallemucke.

Der Rathsherr ist wegen seiner Schönheit und seinem majestätischen Ansehen also genannt. Dieser Vogel hat einen spitzigen, schmalen und dünnen Schnabel; sein Bein hat vier Krallen, die durch eine schwarze Haut vereiniget sind; seine Füße, die etwas hoch sind, haben die nemliche Farbe, wie seine Augen; wenn er liegt, so bildet sein langer und breiter Schweif einen sehr schönen Fächer; sein Körper ist verhältnißmäßig und weißer wie der Schnee. Diese Farbe, welche auf eine angenehme Art mit der Schwärze seines Schnabels, seiner Augen und seiner Pfoten absticht, macht ihn zum schönsten Vogel auf der Welt. Er nähret sich von Fischen und dem Miste von See-Pferden oder Kälbern; er setzt sich sogar auf den Körpern dieser Thiere, wenn sie gleich lebend sind. Dieser Vogel ist so wenig wild, daß man ihn mit Kolbenschlägen tödten kann.

Der Lumb, welcher so groß, wie eine Ente ist, hat nichts merkwürdiges als seine Zuneigung für seine Jungen. Er trägt sie gewöhnlich von seinem Neste, welches er

auf

auf den höchsten Felsen hat, in seinem Schnabel ins Wasser. Er liebt sie so sehr, daß er sich eher würde umbringen lassen, als sie zu verlassen. Wenn man sie angreift, läßt er sie neben sich schwimmen und bedeckt sie mit seinen Flügeln.

Die Möve, oder der Kutgchef. Das Wort Kutgchef, welches dieser Vogel, wenn er schreyet, auszusprechen scheinet, hat ihm diesen Namen verschaft. Er ist so groß, wie eine gewöhnliche Möve. Die Matrosen haschen ihn mit Angeln, die sie mit Wallfischfett bestreichen. Das sonderbare, welches man an dem Kutgchef bemerket, ist, daß er den Strundjäger so lange verfolget, bis er mistet; alsdann fängt dieser den Mist auf, und schluckt ihn hinter, ehe er noch ins Wasser fällt, und nun läßt er den Strundjäger zufrieden. Dieser schwimmt beständig, den Kopf in die Höhe, und dem Winde entgegen. Wenn die Kutgchefs haufenweise beysammen sind, drücken sie sich fest an einander, um desto besser dem Winde zu widerstehen; auf diese Art durchschneiden sie die Luft mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, und ihr Flug ist fest und gewiß. Diese Art Möven haben wenig Fleisch, ausgenommen an den Keulen und an der Brust.

Der Burgermeister ist so genennt worden, weil er als der große Wasservo-

gel

gel dieser Gegend für den König der übrigen angesehen wird. Er hat einen krummen, schmalen, gelben, dicken Schnabel, der am untersten Theil wie ein Buckel erhaben ist; er nistet in den höchsten Oefnungen der Felsen, so daß man ihn mit keiner Flinte erreichen kann. Er scheint den Mallemucken gefährlich: So bald als diese den Burgermeister auf einen Wallfisch picken sehen, so lassen sie sich von diesem Vogel ohne Widerstand schlagen.

Der Strundjäger ist so groß, wie eine Möve; sein Gefieder ist gewöhnlich auf dem Rücken braun, und auf dem Bauche weiß. Der Name Strundjäger ist ihm wegen der Lust, die er zu dem Möven-Mist hat, gegeben worden; und dieses ist seine einzige Sonderheit.

Der Tauch-Papagay hat den sonderbarsten Schnabel. Ob er gleich Papagay genannt wird, so hat er doch nichts ähnliches davon; sein Schnabel ist sehr breit, voll kleiner bunten Streifen, oben und unten spitzig; die obere Spitze ist ein wenig krumm, und die unterste ein wenig schief; diese beyden Theile des Schnabels sind, jeder ungefehr 3 Zoll breit, und ein Zoll lang; oben und unterm Schnabel vereinigen sich vier Oefnungen, die auf jeder Seite einen halben Cirkel vorstellen; der leere Raum zwischen diesen Oefnungen hat

die

die nemliche Gestalt; der oberste dieser Zwischenräume ist schwarz, zuweilen blau, und so breit, wie die andern; oben und auf jeder Seite dieses Zwischenraums ist ein etwas länglichtes Loch, welches ohne Zweifel die Nasenlöcher vorstellt. Das zwischen gelegene am untern Theile des Schnabels, welches mit den obern in Verbindung steht, ist etwas breiter; nahe am obersten Theile, nach dem Auge zu, ist ein langer weißer Knorpel voller Löcher; über diesen Knorpel gegen den Innern des Schnabels zu, ist eine Art Sehne, welche sich auch bis am untern Theile erstreckt und dazu dienet, den Schnabel auf und zu zumachen. Dieser Vogel hat drey Krallen an den Füßen, welche durch eine rothe Haut zusammen verbunden sind, und deren jede mit einem sehr kurzen, aber starken Nagel versehen ist; seine Füße sind ziemlich kurz, von rother Farbe, und sein Gang gleicht einer Gans ihrem; ein kleiner runder Kreiß umgiebt seine Augen; über diesem Kreis ist ein kleines grades Horn; unter dem Auge ist noch ein anderes von schwärzlicher Farbe. Sein Schwanz ist kurz; der obere Theil seines Kopfs ist schön, weiß, so wie auch der Hals; ein schwarzer Kreiß scheint ihm ein Halsband zu machen; sein Rücken und der äußere Theil seiner Flügel ist schwarz, der Bauch aber weiß. Diese Vögel hal-

ten sich lange unterm Wasser, und nähren sich von kleinen Fischen. Ihr Fleisch ist von einem ziemlich guten Geschmacke.

Der **Kirmev** hat einen sehr dünnen und spitzigen Schnabel, der bluthroth ist: seine Klauen und die Haut seiner Füße sind auch von dieser Farbe. Er scheint sehr dick zu seyn, zumalen wenn er sich auf die Erde setzt; denn seine Flügel und sein Schwanz sind von einer entsetzlichen Grösse; wenn er aber gepflückt ist, hat er nicht mehr Fleisch, wie ein Sperling. Der obere Theil seines Kopfes ist schwarz und hat die Gestalt einer Kappe; sein ganzer Körper ist silberfarben, oder weißgrau, bis auf die untern Theile des Schwanzes und der Flügel, welche schneeweiß sind. Diese Verschiedenheit der Farben an allen Theilen des Körpers macht den Kirmev zu einem sehr angenehmen Vogel; seine Eyer sind sehr gut, und schmecken ohngefehr wie Kiebitzeyer. Das Gelbe ist röthlich und bläulich; die äußersten Enden dieser Eyer sind sehr spitzig. Der Kirmev fliegt herzhaft wider diejenigen, welche seinem Neste zu nahe kommen, beißt sie und macht ein großes Geschrey.

Der **Mallemucke**. Sein Name ist aus zwey deutschen Wörtern, **Malle** und **Mucke** zusammengesetzt. Der erste bedeutet **Narr** und der andere eine Art Flie-

Fliegen: man hat ihnen diesen Namen gegeben, weil sie sich leicht tödten lassen und haufenweise zusammen schwärmen, wie die Fliegen; ihre Farbe ist sehr verschieden; einige sind ganz grau, andere halbgrau und halbweiß; vielleicht unterscheidet dieses das Männlein vom Weiblein. Sie fliegen wie die Möven, indem sie das Wasser streifen und die Flügel nur wenig bewegen; wenn sie niedersitzen, so können sie nicht wieder in die Höhe, bis sie einen Abhang finden, weil die Länge ihrer Flügel sie daran verhindert: es ist vielleicht kein gefräßigerer Vogel, als dieser; zur Zeit des Wallfischfanges setzt er sich auf diese Thiere, wenn sie gleich noch lebendig sind, und hackt ihnen mit seinem Schnabel große Stücken Fett aus. Seine Geschicklichkeit, sich eine große Stärke zu verschaffen, ist nicht weniger merkwürdig, als seine Gefräßigkeit; indem er seine großen Flügel auf dem Wasser ausstreckt, so hilft er sich mit seinen breiten Pfoten und bringt vermittelst dieser Stütze viel schwerere Stücken Fett fort, als man es sich einbilden sollte. Unterdessen, daß die Fischer einen Wallfisch vom Hacken losmachen, kommen diese Vögel in so großer Menge herbey, daß man sie fortjagen muß; sie sind aber so begierig auf das Wallfischfett, und dabey so dumm, daß, wenn man noch so stark mit Stecken auf sie schlägt, sie doch

nicht fort fliegen, sondern sich todt schlagen lassen; jedoch sind ihre Federn so fest und dick, daß mehr als ein Schlag dazu gehört, um einen zu tödten. Diese Vögel schlucken so viel von dem Wallfischfett hinunter, daß sie sich öfters im Wasser heftig bewegen, um ihren überflüßigen Fraß wieder von sich zu geben, kaum aber ist es geschehen, so füllen sie ihren Kropf von neuen wieder an, bis sie so satt sind, daß sie niederfallen. Wenn ein Wallfisch verwundet ist, so sieht man gleich eine ungeheure Menge von diesen Mallemucken den Spuren seines Blutes folgen; wenn er aber todt ist, so setzen sie sich auf seinen Körper, und erleichtern die Mühe, ihn aufzuschneiden. Dieser Vogel hat nur sehr wenig Fleisch, und einen üblen und sehr harten Geschmack. Man kann auch nicht eher davon eßen, als wenn man vorher das Thier 2 bis 3 Tage lang an den Füßen aufgehangen hat, damit das häufige Oehl, daß er in sich hat, abfließen kann. Er muß auch einige Stunden lang in süßem Wasser eingewässert werden.

Alle diese verschiedene Arten von Vögeln kommen nicht eher auf die Insel, als wenn der Winter vorbey ist; sie bleiben auch nicht länger da, als so lange nur die Sonne über dem Horizont scheinet. So bald sie sich anfängt zu entfernen, und die Kälte

zu-

zunimmt, fliehen sie wieder weg; jede Art versammlet sich besonders, und richtet seinen Flug nach einer andern Himmelsgegend.

Die Flüße und Bäche sind voller Forellen, Krebse und besonders voller Lachsen. Fische im süssen Wasser.

Das Meer, welches diese Gegenden benetzet, ist außerordentlich fischreich, und es ist keine Art von Fischen, die nicht darinn im Ueberfluße anzutreffen wäre. Wir wollen hier aber nur diejenigen beschreiben, die wegen ihrer Gestalt oder besonderen Eigenschaften angemerkt zu werden verdienen. Dergleichen sind die See-Kälber oder See-Hunde, die See-Pferde oder Ochsen, der Wallfisch, der Schwerdtfisch, das Einhorn, der Seekäfer, und der See-Trichter.

Das See-Kalb, oder der See-Hund, hat einen Kopf wie ein Hund, kurze Ohren, die Gestalt eines Kalbes, und ist sechs bis acht Fuß lang. Seine vier Füße sehen wie Gänse-Füße aus, und haben fünf Nägel, die vermittelst einer schwarzen Haut zusammenhängen. Unter der Schnautze und über den Augen haben sie einen Bart wie Augenbraunen und einige Haare; aber selten mehr als vier an diesem letztern Orte. Ihre Haut ist mit ziemlich kurzen Haaren bewachsen, welche vielfärbig und bund geflecket sind. Ihre Zähne stehen so dicht an einander, wie bey einem Hunde und sind

so scharf, daß sie einen Stock, in der Dicke eines Arms, zerbeißen können. Diese Thiere gehen auf das Land, um zu grasen und sich auszuruhen; ihr Schwanz ist sehr kurz; sie bellen wie heischere Hunde, und ihre Jungen schreyen wie die Katzen. Wenn man sie tödten will, so nähert man sich ihnen auf den Eißschollen, und macht dabey ein großes Geschrey; alsdenn richten sie die Schnautze und den Hals in die Höhe, wie die Haasen. Man giebt ihnen einen Schlag auf die Schnautze, wovon sie bald betäubt werden; man muß sie aber gleich vollends todt schlagen, denn sonst richten sie sich in die Höhe, wehren sich und beißen um sich. Es giebt sogar einige, die denen, welche sie angreifen, so geschwind als ein Mensch, nachlaufen, ob sie gleich ihre Hinterfüße nur hinter sich herschleppen und mehr zu kriechen als zu lauffen scheinen. Außerdem daß sie einen unerträglichen Geruch an sich haben, geben sie auch noch zuweilen einen pestilentialischen Koth von sich, der diejenigen, die ihnen nachsetzen, im Lauffe aufhält. Aus ihrem Fette kann man den besten Fischthran machen; ihr Fleisch aber ist von einem sehr üblen und öhlichen Geschmacke.

Die See-Kälber oder Hunde, sind allen Nordischen Wilden sehr nützlich; denn sie brauchen ihr Fleisch zur Nahrung, das

Blut

Blut zur Arzney, und die Haut sowohl zur Kleidung, als zum Seilwerk auf ihren Fahrzeugen. In dem Eingeweide derselben finden sie auch noch die Nerven, die Muskeln, die Sehnen und die Knochen dieses Thieres, daraus sie Glasfenster, Seegel, Zwirn zum nähen, Bindfaden und Haus- wie auch Jagd- und Fischgeräthe machen.

Das See-Pferd, oder der See-Ochse, oder auch die See-Kuh, ist dem vorigen Thiere sehr ähnlich, ausgenommen, daß es so groß wie ein Ochse ist. Seine Haut ist, vornemlich am Halse, einen Daumen dick, und bey einigen ist sie mit grauen oder gelben, bey andern aber mit rothen Haaren bewachsen. Sein Schlund ist wie ein Löwenrachen gestaltet. An dem obern Kinnbacken haben sie zwey krumme, schwere, dichte und feste, leicht gestreifte und einen bis zwey auch mehr Fuß lange Zähne, die so weiß sind, daß man sie lange Zeit eben so hoch als Elfenbein geschätzt hat. Diese Ochsen haben Augen, die hoch über der Nase hervor stehen, und mit Augenbraunen, wie bey vierfüßigen Landthieren eingefaßt sind. Sie sind so roth, wie Blut, und machen einen fürchterlichen Anblick, wenn sie worauf gerichtet sind. Diese Thiere sind wüthend und sehr beherzt.

Sie versammlen sich öfters in großer Anzahl auf dem Eiße, und wenn sie schlafen, hält immer eines davon die Wache. Man hat öfters bemerkt, daß wenn man ganz nahe bey ihnen ist, eines von diesen Thieren dem nächsten bey ihnen stehenden einen Stoß mit den Zähnen versetzet, dieses wieder einem andern, und so immer weiter, dergestalt daß sie alle in einem Augenblick munter werden. Alsdann stellen sie sich auf die vorder Pfoten, werfen fürchterliche Blicke auf die herannahende Chaluppen, und springen unter schrecklichem Brüllen ins Wasser.

Diese Thiere können nicht immer im Wasser leben, sondern ruhen sich oft auf dem Lande aus, und zwar in steilen Gegenden, auf welche sie mit Hülfe ihrer Zähne klettern. So lange sie Kräfte haben, stehen sie sich einander bey. Wenn sie sehen, daß eines von ihnen gefangen oder verwundet worden, so gehen sie ohne die geringste Furcht gerade auf die Chaluppe loß, und bemühen sich hinein zu kommen, um den Gefangenen zu befreien, oder um sich zu rächen. Sie zeigen die Zähne unter entsetzlichem Brüllen, und suchen um sich zu beißen. Einige so gar schwimmen unter das Fahrzeug, und bemühen sich es mit ihren Zähnen zu durchlöchern oder umzustürzen. Sie sind ganz uner-

unerschrocken. Sie vertheidigen sich, und thun Anfälle auf eine so hartnäckige Art, daß sie die Fischer öfters zwingen, die Flucht zu nehmen, und alsdenn verfolgen sie ihre Feinde so lange, bis sie dieselben aus dem Gesichte verlohren haben.

Wenn man einen See-Ochsen getödtet hat, so schneidet man ihm den Kopf ab, um die Zähne herauszureißen. Seine Zunge, die wenigstens eben so groß ist, als eine Ochsenzunge, schmecket ziemlich gut, wenn sie frisch gekocht wird; wenn man sie zwey bis drey Tage liegen läßt, so bekömmt sie einen ranzigten und öhlartigen Geschmack.

Der Wallfisch. Dieses Wort bedeutet, nach dem Bochard, im Syrischen so viel, als Herr der Fische. Es giebt viele Arten von Wallfischen, und öfters verstehet man unter diesem Namen alle Gattungen von ungeheuren Fischen. Der Cachelot ist auch ein Wallfisch, welcher das Ambra, imgleichen den Wallrath von sich giebt. Er hat einen Schlund, der ganz mit Zähnen bewafnet ist, und übertrift alle andere Arten an Größe und Länge.

Wir wollen hier aber nur von der Art Wallfische reden, welche zu den Reisen nach Norden Gelegenheit geben, und welche man eigentliche Wallfisch nennet.

Dieser Fisch ist viel dicker und größer, als alle andere Meerbewohner und vielleicht auch als alle andere Thiere. Seine innerliche Beschaffenheit ist dem Bau der Landthiere ähnlich. Er hat ein warmes Blut; er schöpfet durch die Lunge Athem, und kömmt oft über dem Wasser hervor, um Athem zu schöpfen. Er hat eine ungeheure Gestalt. Auf beyden Seiten seines obern Kinnbackens hängen lange Haare, wie ein Bart herunter; die in den untersten Kinnbacken, wie in eine Scheide, schief einpassen, und die Zunge gleichsam von beyden Seiten umfassen. Dieser Bart ist 10 bis 12 Fuß lang, und dieses ist der Fischbein, woraus Schnürleiber und dergleichen gemacht werden. Auf dem Kopfe stehet eine Art von Gewächse hervor mit zwey gegen einander überstehenden Löchern, die wie ein großes lateinisches S gekrümmt sind. Wenn der Wallfisch verwundet ist, so sprützt er durch diese Oefnungen das Wasser, mit einem so großem Ungestüme von sich, daß man den Lerm, den er dadurch macht, eben so weit, als einen starken Kanonenschuß hören kann, und dieses Geräusch gleichet dem Toben der sich empörenden Wellen. Die Farbe dieser Thiere giebt in der Sonne einen sehr schönen Anblick von sich, und die kleinen Wellen, die ihnen über den Rücken schlagen, glänzen

wie

wie Silber. Es giebt ganz weiße, wie auch schwarz und gelbmarmorirte Wallfische. Auch findet man welche, die eine ganz schwarze, jedoch nicht überall gleiche Farbe haben; denn einige sind von einer glänzenden, andere aber von einer matten schwarzen Farbe.

Ihre gewöhnliche Größe ist 50 bis 80 Fuß, und sie geben gemeiniglich 70 bis 80 Fäßer Thran. Corneille le Brün berichtet, daß ihm ein französischer Capitain aus Bayonne gemeldet, er hätte einen Wallfisch gefangen, dessen Zähne fünf Daumen lang gewesen wären, und auf dem Hintertheil des Halses hätte er eine Menge Salz gefunden, mit welchem er sieben und eine halbe Tonne angefüllt hätte. Er fügte hinzu, man hätte dieses Salz zu Bayonne zubereitet, um es hernach in fremde Länder zu verführen. Es hätte die bewundernswürdige Eigenschaft gehabt, die Gesichtsfarbe des Frauenzimmers zu verschönern und ihnen ein jugendliches Ansehen zu geben.

Der Muth dieses Thieres entspricht weder seiner Größe noch seiner Stärke. So bald es einen Menschen oder ein Fahrzeug gewahr wird, so verbirgt er sich unterm Wasser und nimmt die Flucht; wenn er aber gezwungen ist, sich zu vertheidigen, so setzen es weder Menschen

noch Schiffe in Verlegenheit; es schlägt alles in tausend Stücken. Die Kräfte aller anderer Fische, zusammengenommen, ist nichts, in Vergleichung der Stärke des Wallfisches; wenn man nach ihm geworfen hat und ihn verfolgt, so muß man öfters viele hundert Klafter Seile, die fünf bis sechs Zoll dick sind, abrollen, und weil er viel schneller schwimmt, als ein Vogel fliegt, betäubt er alle diejenigen, welche ihm nachstellen; so stark er aber ist, so kann er doch keinem Schiffe schaden: denn wenn er dem Schiffe auch einen Schlag mit dem Schwanze giebt, so beschädigt er es nicht; er hält es zuweilen im Lauffe auf, wenn er sich daran lehnet.

Die Knochen des Wallfisches, ob sie gleich so hart sind, als der vierfüßigen Thiere ihre, sind wie ein Schwamm durchlöchert, sehr hohl und voller Marks; das Innerste dieser Knochen gleichet Honigwabben. Das Geburtsglied, der männlichen Wallfische, ist ein mit der Größe dieses Thiers verhältnißmäßige Nerve, ist sieben bis acht Fuß lang, mit einer doppelten Haut umgeben, und gleichet einem Messer in seiner Scheide. Das Geburtsglied des weiblichen Wallfisches unterscheidet sich gar nicht von der Landvierfüßigen ihrem: man sieht daran eine

eine Brust mit Strichen, die denen von einer Kuh gleichen; sie sind so gar mit Milch angefüllt. Bey dem Begatten sollen sie gerade stehen und den Kopf aus dem Wasser halten.

Willougby erzählt, daß wenn sich die Wallfische einmal begattet, sie nicht unterlassen, sich wechselweise alle die Karessen zu machen, die die lebhafteste Liebe einflößt, und sie ihre Vereinigung bis in den Tod zu unterhalten; er setzt hinzu, daß sie bey der Begattung sich mit ihren Flössen wie mit Armen umarmen, und in dieser zärtlichen Umschlingung eine halbe Stunde und manchmal länger bleiben.

Die Weibchen werfen nur ein bis zwey Junge auf einmal. Die Zeit, wie lange sie trächtig sind, weiß man nicht. Wenn sie geboren werden, sind sie etwa zwanzig Fuß lang: diese Thiere werden, vornemlich in der Hitze, von einer Art Läuse, die beynahe wie Krebse gebildet sind, geplagt; diese Insecten sind nur an den Orten, wo der Wallfisch sich nicht reiben kann; sie setzen sich so fest darin, daß man ein Stück der Haut abschneiden muß, um sie heraus zu kriegen.

Am Wallfisch ist nichts weiter gut zum Essen, als ein wenig Fleisch gegen den Schwanz, und die Zunge, die ein bloßes großes Stück Fett ist, wovon man

man viele Tonnen füllen kann; dieses Fleisch vom Wallfische wird für so gut und delikat gehalten, als der frische Speck. Man glaubt, diese Thiere lebten nur von kleinen Insecten, welche auf dem Meere erscheinen, und nicht größer sind, als Mücken. Wenigstens ist so viel gewiß, daß um die Wallfische sich stets eine große Menge dieser Seeinsecten befindet, und wegen engen Gangs ihres Schlundes nur sehr kleine Thiere verschlingen können, die sie mit ihren Bärten zusammenhäufen: dieses aber muß nur von den eigentlich genannten Wallfische verstanden werden.

Reisende versichern, daß man um die Gegend von Hitland einen Wallfisch gefangen habe, in welchem man mehr denn eine Tonne Heringe fand. Diese Art Wallfische ist unter dem Namen Nordkaper bekannt, weil er sich nahe an Nordcap aufhält, wodurch die Heringe gehen, wenn sie vom Pole kommen. Der Nordkaper hat eine merkwürdige Verschlagenheit, um sich zu ernähren. Wenn er in einem engen Orte so viel Heringe zusammen getrieben, als ihm möglich gewesen, so erregt er auf einmal mit seinem Schwanze einen so heftigen Wirbel, daß er so gar kleine Nachen mit fortreißt; und diese Art Sturm betäubet

täubt und drückt diese kleinen Fische dergestalt zusammen, daß sie sich zu tausenden in seine Kehle stürzen, welche er offen hält; er schluckt sie in sich mit dem Wasser, welches er in seinem Magen, wie in einem Abgrunde, bey sich führt.

Obgleich eine umständliche Beschreibung des Fischfangs wenig angenehm ist, so macht er doch in dem Handel einen sehr wichtigen Gegenstand aus, und wir halten es für Schuldigkeit, sie hier einzurücken. Wallfischfang.

Es ist ohne Widerspruch der beschwerlichste auf dem ganzen Meere; aber auch der vortheilhafteste. Und so nutzbar er ist, so sind doch viele Jahrhunderte vergangen, ohne daß ihn die Menschen versucht haben: es scheint so gar, daß er den Alten ganz unbekannt gewesen ist. Wenn Plinius erzählt, der Kaiser Claudius habe dem römischen Volke eine Lustbarkeit von einer Art Fischfangs gegeben, wo man einen Wallfisch bekommen, so bemerkt er zu gleicher Zeit, daß dieses Meerungeheuer am Hafen Ostia gestrandet sey; so bald man es in der Meerenge wahrgenommen, habe der Kaiser den Eingang mit Stricken und Seilen einschließen, und die Prätorische Wache Nachen und Brigantinen besteigen lassen, und sich selbst mit hineingesetzt;

setzt; man habe einige Pfeile auf dasselbe geschossen, wovon es tödtlich verwundet worden sey; in diesem Kampfe habe es eine so große Menge Blut durch seine Luftröhre vergossen, daß einer der Nachen davon zu Boden sank: allein diese Geschichte wird für eine seltne und sonderbare Thatsache ausgegeben, und bleibt daher außer allen Streit, daß dergleichen Fischfang nichts gewöhnliches war.

Auch beweiset solches nichts mehr, als der wenige Vortheil, den man von einem toden Wallfisch zog. Tubar, König von Mauritanien schrieb an den jungen Cajus Cäsar, Enkeln des Augusts, und meldete ihm, daß man Wallfische in Arabien gesehen, die der Sturm dahin geworfen; sie wären sechshundert Fuß lang und dreyhundert und sechzig breit gewesen; er setzt hinzu, die asiatischen Kaufleute suchten sehr sorgfältig das Fett des Wallfisches und anderer Seefische: sie rieben damit ihre Kameele, um sie damit vor den großen Mücken, Tacus genannt, zu bewahren, welche den Geruch dieses Fettes sehr scheuen. Das ist also, nach dem Plinius, aller Vortheil, den man damals von dem Wallfisch hatte.

Eben dieser Schriftsteller erwähnt hernach zwey und vierzig Sorten Oel, nur das vom Wallfische findet man

nicht

nicht darunter. Man kannte so wenig den Nutzen dieses Thieres unter der Regierung Vespasians, Titus, Domitianus, Nerva, daß Plutarch erzählt, viele Wallfische wären wie ein Schiff, das kein Steuer hat, quer an die Küste des Meeres gestrandet. Er setzt hinzu, man hätte deren auch in der Insel Aneyra gesehen; einer unter denselben, welchen die Wellen nahe an der Stadt Bremes an das Ufer geworfen, hätte durch seine Fäulniß die Luft so sehr angesteckt, daß in der Stadt und ihre Gegend die Pest davon entstanden wäre.

Die Biscajer, vornemlich die, welche das Land Labour bewohnen, sind die ersten Europäer, welche den Wallfischfang unternommen haben. Nicht die Rauhigkeit der Nordmeere, noch die Eisgebürge, die sie durchbrechen müssen, haben sie davon abhalten können. Hier ist das, was sie nach einigen Schriftstellern, zur Unternehmung dieses Fischfangs gereitzt.

Es erscheinen alle Jahre an ihren Küsten, bey Annäherung des Winters, solche Wallfische, die keine Luftröhre haben und sehr fett sind: sie fischten solche und begnügten sich lange Zeit damit; aber die Beobachtung, die sie hernach machten, daß diese ungeheuren Fische in den Meeren dieses Landes nur zu gewissen

Jahrs-

Jahrszeiten erschienen, brachte sie auf den Einfall, ihre Wohnörter entdecken zu wollen. Einige Biscajer von Cap-Breton schifften sich ein, und seegelten nach den amerikanischen Meeren. Sie sollen zuerst die Inseln von Terra Nova und Terra Firma, von Kanada, ungefehr hundert Jahr vor Christoph Colombos Reisen entdeckt, und diese Insel mit dem Namen Cap-Breton belegt haben, welchen Namen sie auch noch bis jetzt führen.

Was für Meynungen man darüber auch haben mag, so ist doch gewiß, daß die Biscajer in den Meeren, welche gegen Norden von Amerika sind, eine große Anzahl Wallfische fiengen; aber da sie zugleich erkannten, daß diese Meere noch einen größern Ueberfluß an Stockfischen hatten, so zogen sie diesen Fischfang vor. Ueberdieß war ihnen der Wallfischfang schädlich geworden, weil sie sich mehr nach der Seite der Meerenge Davis als gegen die Küsten von Grönland in den drey letzten Jahren, die sie daselbst waren, gewendet hatten, und diese Meerenge ganz und gar an diesem Fische Mangel hatte.

Die Biscajer sind die ersten, welche die europäischen am Meere gelegene Völker zu diesem Fischfange aufgemuntert haben, vornemlich die Holländer,

welche es zu einem ihrer wichtigsten Gegenstände ihres Handels machen. Heut zu Tage brauchen sie dazu drey bis vier hundert Schiffe, und ungefehr zwey bis drey tausend Matrosen; welches ihnen sehr beträchtliche Summen einbringt. Sie verlegen fast allein ganz Europa mit Oel und Fischbein; sie schicken alle Jahre in unsere französische Häfen sieben bis acht tausend Tonnen Oel, und Seife nach Verhältniß.

Das Wallfischöl ist gut zum brennen und Seife zu machen. Es dient auch zur Zubereitung der Wolle und Tücher; den Gerbern zur Glattmachung der Leder; den Malern zur Auflösung gewisser Farben; den Seeleuten den Theer fett zu machen, womit die Schiffe gekalfatert werden; den Baumeistern und Bildhauern zu einer Art Wasserfarbe mit Bleyweiß oder Kalk, die, indem es harte wird, auf dem Papiere eine Rinde macht, und für die Luft bewahret. In Ansehung des Fischbeins erstreckt sich ihr Gebrauch zu unendlich vielen nützlichen Dingen; man macht davon Planschete, Sonnenschirme, Leibchen und andere Sachen.

Heut zu Tage wird die Gefahr, die man bey dem Wallfischfange läuft, so gut vorausgesehen, daß man sie für wenig rechnet. Nichts ist wunderbarer, als die von den Menschen erfundene Mittel zu Beför-

derung ihres Interesse und Bewahrung vor den gefährlichsten Gelegenheiten.

Wenn man an den Ort gekommen ist, wo die Wallfische zu seyn pflegen, fängt man mit Erbauung eines Ofens an, in dem man das Fett schmilzt und in Oel verwandelt. Das Schiff bleibt stets in Segeln; an seinen Seiten sind die Schaluppen und bereit, auf das erste Geschrey eines Matrosen, der oben auf dem Masten im Korbe Wache hält, fort zu rudern. So bald er einen Wallfisch gewahr wird, giebt er dem Schiffsvolke Nachricht davon, welches sich sogleich in den mit Tauen, Segeln, Lanzen und Harpunen versehenen Schaluppen dazu fertig macht. Sieben bis acht hundert Schaluppen befinden sich gemeiniglich in der nemlichen Gegend zu diesem Fange.

Die Lanzen sind aus einem ungefehr vier Fuß langen Eisen und einem hölzernen Hefte zusammengesetzt, der ungefehr acht Fuß hält.

Die Harpune, auch von Eisen, hat eine dreyeckige Figur, und gleicht einem Pfeile; der Rücken daran ist so dicke, wie bey einem Hackemesser, damit er nicht auf dieser Seite schneiden, noch sich leicht losmachen kann, wenn der Wallfisch sich davon zu entledigen suchte. Geschicht aber der Fall, so werfen die Leute von einer an-

dern

dern Schaluppe eine Harpune auf ihn, und er gehört den letztern.

Die Länge dieser Harpune ist drey Fuß; hat einen hölzernen Schaft, der oben dicker als unten, und hohl wie ein Trichter ist; daher die Spitze der Harpune, die unten schwerer ist, als oben, stets senkrecht auf den Fisch fällt.

Man bindet dieses Werkzeug an eine Schnur von sieben bis acht Klaftern in der Länge, und einen Zoll ungefehr in der Dicke, die aus dem feinsten Hanfe gemacht, aber nicht gedreht ist. Diese Harpunenschnur, die zwischen dem Schaft und dem Eisen angemacht wird, ist an ein anders Seil angeknötet, das ungefehr hundert und zwanzig Klaftern hat, wohl gedreht, aber aus groben und schlechten Hanf gemacht ist. Die besten Harpunen sind von gehärteten Stahle, so daß sie gebiegt werden können, ohne zu brechen. Die beste Zeit, die Harpune zu werfen, ist, wenn der Wallfisch Wasser speiet, oder das Meer gegen das Eis tobt. Vor dem Wüten und Sausen des Wassers und der Wellen können die Wallfische, die an den Orten gerne sind, wo sie sich an den Eisschollen reiben können, das Geräusch der Segel nicht hören. Ist das Meer aber stille, so ist es sehr schwer ihnen anzukommen.

Wenn man so weit gekommen, daß man einen Wallfisch langen kann, so steht der Harpunierer vorne auf der Schaluppe, hält in der linken Hand die Harpune mit dem ersten der beyden Seile, und wirft ihn mit der rechten Hand. Die Hauptsache ist, den Wallfisch unter dem Gehöre, oder an dem Orte des Rückens zu treffen, der am fettesten ist; aus Ursache, daß er da am empfindlichsten ist und die Harpune da am besten hineinfährt; am Kopfe ist es sehr mißlich; die Knochen sind daselbst sehr hart und des Fettes ist nur da sehr wenig. Die Vorsicht, mit welcher der Wallfisch den Kopf stellt, wenn er lebhaft verfolgt wird, läßt gar sehr glauben, daß er wohl weiß, wie gut er da den Harpunenwürfen widerstehen kann. Man sucht ihn auch an den Geburtsgliedern zu durchboren, weil er da sehr empfindlich ist; man hat sogar bemerkt, daß ein Lanzenstoß an diesen Ort, wenn er eben hat sterben wollen, den ganzen Körper zittern gemacht hat.

Wenn der Wallfisch verwundet ist, so taugt er mit solcher Gewalt unter, daß die Schaluppe davon kippt, und der Rand derselben sich mit dem Wasser gleich befindet, und da sie sehr weit mit fortgezogen wird, und zwar schneller als der Wind, so würde sie in Gefahr seyn unterzugehen, wenn man nicht das Seil mit großer Aufmerk-

merksamkeit fahren ließ; denn es muß sich ganz genau durch die Mitte der Schaluppe abwinden, sonst sinkt sie nieder. Man muß auch die Vorsicht beobachten, beständig nach dem Ort zu rudern, wo das Seil hinrollt, damit sie nicht durch die Schnelligkeit der Bewegung Feuer fängt. So bald die Harpune geworfen, verlassen alle, die in der Schaluppe sind, ihre Ruder; machen gegen dem Wallfisch Fronte: einer von ihnen regiert von hinten die Barke mit dem Ruder, gerade nach der Seite, wohin das Thier zieht, und giebt auf die Matrosen Acht, damit sie nicht zu nahe noch zu weit kommen; andere sind mit Loßwindung des Seils beschäftigt, und wenn sie nicht stark genug sind, es zu halten, so winden sie es um die Ruderbank. Viele Schaluppen folgen nach, und jede hat vier bis fünf Rollen Seile von hundert bis hundert und zwanzig Klaftern lang, die mit großer Vorsicht zusammen gewunden sind, damit sie bey dem Abwinden sich nicht vermengen; wenn das Seil einer Schaluppe nicht hinreichend ist, so macht man das Seil der andern daran.

Ein von der Harpune getroffner Wallfisch sprudelt das Wasser mit einer solchen Gewalt, daß man es mehr als eine Meile hören kann; aber wenn er sein Blut verloren; speyt er es nur tropfenweise noch aus.

Dieses Wasser ist mit einer Art Fett vermischt, welches wie Schaum überschwimmt, und welches die Mallemucken mit großer Gierigkeit hinterzuschlucken kommen. Wenn der Wallfisch dieses letzte Wasser von sich speyt, so hört man ein Getöse, das nicht anders ist, als wenn man eine Bouteille unterm Wasser füllt, und der Tod dieses Thiers ist nahe.

Es giebt Wallfische, die so bald sie geworfen, ihr Blut so lange herausquellen lassen, bis sie sterben; sie bedecken damit alle Schaluppen; einige, die tödtlich verwundet worden, erhitzen sich so sehr, durch die Bemühungen die sie anwenden, daß sie mit einem Schweiße bedeckt sind, welchen die Seevögel aufpicken, wenn er noch am Leben ist.

Die Wunde, welche der Wallfisch bekommen, zusammt den Bemühungen, die die Matrosen anwenden, zwinget ihn, wieder auf das Wasser zu kommen. Manchmal scheint er nur erstaunend, aber oft ist er auch wüthend; dann schlägt er mit seinem Schwanze und seinen Flossen sehr heftig um sich, und die Schaluppen sind in der größten Gefahr; die Weibchen, vornemlich wenn sie schwanger sind, vertheidigen sich länger als die Männchen; doch sucht man auf sie eine zweyte und dritte Harpune zu werfen. Alle Schaluppen, welche die-

jenige begleiten, aus der die erste Harpune geworfen, warten, bis er wieder hervorsteigt, um ihn mit Lanzen zu durchboren. Man läßt ihn dann im Wasser, zersticht ihn mit Messern, die man von einer Seite zur andern zerrt, um das Loch zu vergrößsern. Der Verlust seines Bluts ist so beträchtlich, daß allenthalben, wo es hinkömmt, das Meer davon gefärbet wird. Wenn der Wallfisch hinunter sinkt, ist es der gefährlichste Augenblick; denn alle diese Schaluppen, ausgenommen die, welche die Harpune geworfen, und ob sie gleich vom Wallfische fortgeschleppt wird, gewöhnlich sich sehr weit davon befindet; alle diese Schaluppen, sage ich, in dem sie kommen und ihn mit ihren Lanzen werfen, sind äußerst nahe an ihm, und können den um desto gefährlichen Schlägen seines Schwanzes nicht entgehen, da einer hinreicht, die Barke zu zerschmettern, und die Fischer zum Schwimmen zu bringen.

Wenn der Wallfisch zu Boden geht, so zieht man das Seil; aus der Schwere beurtheilt man die Stärke, die diesem Thiere übrig ist. Wenn das Seil schlapp ist, damit nicht die Schaluppe kippen kann, so zieht man es ein wenig an, und windet es mit großer Sorgfalt rund zusammen, um es ohne Mühsamkeit wieder aufzuwinden, im Fall daß der Wallfisch noch heftige Bewegungen machen sollte.

Geht der Wallfisch mit dem Wasser gleich, so läßt man das Seil nicht zu sehr nach, weil er, wenn er alle seine Stärke anwendete, an einen Felsen stoßen und sich der Harpune entledigen könnte: aber wenn durch diese Bewegungen das Seil sich um seinen Schwanz schlinget, so befestigt sich die Harpune desto mehr, und man hat nicht zu befürchten, daß sie losgehn werde.

Tödtet man einen Wallfisch mit den Lanzen, so zieht man die Seile an, bis man sich ihm genähert hat; aber nur so weit, daß die andern Schaluppen nicht verhindert werden, ihn anzugreifen: alsdenn hütet man sich sorgfältig, daß die Seile der andern Schaluppen nicht auf einmal abgeschnitten werden, weil die fettesten Wallfische sie mit niederziehen, wenn sie tod sind, statt daß die magern auf dem Wasser schwimmen.

Wenn der Wallfisch stirbt, ehe er fest gemacht ist, so schneidet man die Seile ab, aus Furcht, die Schwere seines Körpers, der anfangs zu Boden sinkt, möchte die Schaluppen mit sich niederziehn; und alsdann verliert man den Wallfisch mit allem, was an ihm angemacht ist. Um diesem Unglück vorzukommen, hängt man ihn mit Stricken auf; so bald man gewahr wird, daß es mit ihm zu Ende geht, leitet man ihn nach einer Seite des Schiffs, macht

ihn da mit großen eisernen Ketten fest, um ihn auf dem Wasser zu erhalten.

Die todten Wallfische, welche auf dem Wasser schwimmen, würden leicht zu kriegen seyn, wenn sie nicht in kurzer Zeit zu faulen anfiengen, und einen entsetzlichen Gestank von sich gäben. Je mehr diese Wallfische im Wasser bleiben, je mehr erheben sie sich; einige so gar schwimmen einen Fuß unter dem Wasser; von andern sieht man nur die Hälfte des Leibes; und diese börsten bald mit einem entsetzlichen Getöse auseinander.

Wenn es viele kleine Eisschollen giebt, welche zusammenstoßen, so ist es gefährlich, den Wallfisch zu verfolgen; denn so bald er Eiß bemerkt, unterläßt er nicht, dahin zu flüchten. Alsdann zieht der Harpunierer das Seil an; findet er es schwer, so läßt er es noch mehr ablaufen: geht der Wallfisch in gerader Linie, so reißt er alle Schaluppen mit sich fort: verbirgt er sich aber unter einer großen Eisscholle, und ist das Eis löchericht, so daß der Wallfisch Luft wieder schöpfen kann, so nimmt der Harpunierer sein Hackemesser, schneidet das Seil entzwey, und die Harpune bleibt im Wallfische stecken; dieser Verlust ist manchmal beträchtlich, weil der Wallfisch alle Seile von vier, fünf und noch mehrere Schaluppen mit sich fortreißt. Es geschieht

oft, daß er mit einer solchen Gewalt die Schaluppe zieht, daß sie sich gegen einander oder gegen die Eisschollen zerschmettern.

So bald der Wallfisch nach der Seite des Schiffs geführt und mit großen Ketten angemacht worden, so steigen die Zimmerleute auf denselben mit Stiefeln an deren Sohlen eine Art Hufeisen sind, damit sie nicht ausklitschen können; zu mehrerer Vorsicht sind sie noch mit einem Seile, das am Schiffe hängt, angebunden; sodann ziehen sie ihre ausdrücklich dazu gemachten Messer, schneiden den Speck aus dem Wallfisch, den man nach und nach in das Schiff bringt, da in kleine Stücken zertheilt, und in einem Kessel zum Schmelzen legt. Wenn man nun den Wallfisch umgekehrt und wieder umgekehrt hat, um allen Speck heraus zu nehmen, so zieht man die Bärte oder Zotten heraus, die in seinem Rachen sind. Das Schiffsvolk bekömmt allzeit die Hälfte von dem, was das Oel giebt; der Hauptmann, Steuermann und die Zimmerleute bekommen noch überdieß ein Geschenke für den Werth der Bärte oder Zotten.

Der Sägefisch oder Xiphias. Er wird so wegen eines langen und breiten Knochens, in Gestalt einer Säge, genannt, der ihm aus der Schnauze geht, und auf jeder Seite spitzige Zähne, wie die an der Säge, hat. Diese Fische haben zwey bis zwanzig

Fuß

Fuß in der Länge; sind wegen ihrer Antipatie gegen die Wallfische merkwürdig. Sie versammlen sich, greifen ihn an, und lassen nicht eher von ihm, bis sie ihn getödtet, und fressen nur seine Zunge. Wenn man einen Kampf zwischen dem Wallfisch und Sägefisch ansieht, so kann man gewiß seyn, daß der erste getödtet und ohne Gefahr ergriffen wird.

Der **Einhornfisch**, oder der **Narval**, ist so groß, als ein Ochse, und gleicht einer Seekuh; einige haben eine schwarze Haut, andere eine apfelgrüne, alle sind unter dem Bauche weiß; ihre Größe ist zwanzig bis sechzig Fuß. Ein langes Horn, oder vielmehr ein Zahn, geht ihm aus der obern Kinnbacke, den er im Schwimmen in die Höhe hält. Dieser Zahn ist, wie eine Schneckenlinie, oder gewundene Säule; er nimmt an seiner Dicke ab, so wie er sich von seiner Wurzel entfernt; ist nach Verhältniß des Thiers lang, und wohl vierzehn Fuß. Diese Fische legen sich manchmal an das Ufer des Flusses, und sind dann leicht zu fangen. Das Einhorn ist dem Wallfisch, was der Rhenoceros dem Elephanten ist; er kämpft mit ihm, und durchbohrt ihn mit seinem Zahne. Schiffe sogar sollen mit solcher Gewalt davon gestossen worden seyn, daß sie sich geöfnet haben, und darüber zu Boden gesunken sind.

Der

Der Seekäfer ist, nach der Beschreibung, die man davon giebt, ganz sonderbar. Er ist beynahe, wie ein Weberschiff gestaltet, breit und dicke in der Mitten, dünne und spitzig an den beyden Enden, von der Dicke eines Maykäfers; sein Kopf ist breit, rund, in der Mitte gespalten, und mit kleinen Hörnern, von der Dicke eines Strohhalms, besetzt. Vorne hat er zwey Reihen von drey kleinen Knöpfen auf jeder Seite; man kann nicht unterscheiden, ob es Augen sind: sein Mund ist gelb und schwarz. Dieser kleine Fisch ist so durchscheinend, daß man seine Eingeweide sehen kann; sein ganzer Körper ist von Eyweißfarbe und zergeht in den Händen.

Der Schleimfisch, oder der Seetrichter. Er hat oben eine Oefnung, wie eine Gansfeder, es ist vielleicht sein Mund; diese Röhre geht wie ein Trichter in eine Höhle: daher hat man ihn auch Seetrichter genannt. Von diesem Loche gehn bis zur Hälfte des Körpers vier Streife, zwey zu zwey, gerade gegen einander über, zwey queer geschnitten, und zwey, die es nicht sind. Die ersten sind ungefehr halb so breit, als ein Strohhalm; die andern sind noch einmal so breit, und gleichen einem Schlangenrücken; aus der Mitte des Trichters gehen auch vier andere Streife; sie gehen weiter herunter, als die andern, und glei-

chen

chen einem Schlangenrücken. Diese acht, roth, gelb und blau gemalten Streifen machen eben die Wirkung, als der Regenbogen. Dieses Insekt gleichet einem Springbrunnen von acht Röhren; inwendig in dem Trichter sieht man gleichsam eine sich theilende Wolke, die das Eingeweide des Thiers zu seyn scheint. Sein ganzer Körper ist so weiß, als Milch, und wiegt ungefehr vier Unzen; er löset sich in den Händen, wie der Seekäfer, aber ohne ein Uebel zu verursachen; hierinn ist er von den spanischen Seenesseln unterschieden; diese hengen sich an die Haut, verbrennen sie, wovon man Blasen oder die Rose bekömmt.

Man weiß noch nicht recht zuverläßig, was die grönländischen Gebürge und Felsen enthalten; auf ihrer Oberfläche sieht man nur eine Menge Amianth. Der Leser wird nicht böse seyn, wenn wir hier eine etwas weitläuftige Untersuchung über dieses sonderbare Product anstellen. Berge.

Der Amianth besteht aus losen, mehr oder wenig langen Fasern, länglicht gegen einander, wie ein Bündel, gelegt: Diese Fasern sind so fein, daß man sie mit dem Leine verglichen hat. Amianth.

Es giebt verschiedene Arten von Amianthen, welche, ob sie gleich von einer Natur, doch in Ansehung der Farbe, der Länge

ihrer Fasern und ihrer starken und schwachen Zusammenhänglichkeit verschieden sind; es giebt deren gelblichte oder röthlichte; man sieht auch silberfarbige oder grauliche, wie venetianischer Talkstein. Es giebt auch ganz weise, und mehr oder wenig glänzende. Einige der Faden, welche das Gewebe dieser Materie bilden, sind nur einige Linien lang; andere aber sechs bis so gar zwölf Zoll: diese letzten sind gemeiniglich die weißesten, glänzendsten und seltensten; man würde sie für seidne Faden halten, wenn man sie nicht in der Nähe untersuchte; jede Faser löset sich sehr leicht von den andern. Es giebt andere Amianthe, wo diese Fasern geleimt, und so zu sagen, in einander gebunden sind: manchmal haben sie auch vieles von Materien, die anderer Art sind: es finden sich Stücke von Felsenkrystal: kurz es giebt auch Amianth, der noch nicht in seinen vollkommenen Zustande zu seyn scheint: es ist nur auf gewisse Art Amianthen-Erzt oder Stein.

Die meisten Schriftsteller geben diesem Minerale den Namen Stein lapis amianthus; aber es ist kein Kalkstein, weil man geglaubt hat, er sey unverbrennbar; zwar widersteht er der Wirkung des Feuers, aber darinn ist nichts wunderbares; denn dieses Mineral hat nicht allein diese Eigenschaft.

Der

Der Amianth besitzt eine viel sonderbarere: seine Fasern sind so biegsam, und können so weich werden, daß man daraus ein Gewebe machen kann, wie es von Hanf = Leinen, oder seidnen Faden ist. Man spinnet den Amianth, macht Zeug daraus; dieser Zeug brennt aber nicht im Feuer, sondern bleicht darinn und wird schöner. Das hat eben so erstaunend geschienen, und das wollen viele Personen gar nicht glauben. Das Feuer säubert ihn, indem es alle die fremden Theile verzehrt, womit er versetzt ist; aber wenn es so heftig wäre, daß es die Steine calcinirte, so würde es doch nicht die Gewalt haben, den Amianth in Glas zu verwandeln; doch jedesmal, daß ein solcher Zeug einige Zeit im Feuer bleibt, verliert er ein wenig von seiner Schwere.

Man hat dieser Materie verschiedene Namen gegeben, welche Beziehungen auf ihre Eigenschaften haben. Man nennt sie **Amianth, Asbest, Salamander**, weil sie dem gewöhnlichen Feuer widersteht. Da sie sich wie Wolle und Leinewand fädet, so hat man ihm Namen gegeben, denen man ein Beywort beygefügt, um anzudeuten, daß dieses Lein oder diese Wolle im Feuer nicht vergeht. Daher kommen die Namen, **unverbrennliches Lein**, linum asbestenum, linum vivum, **Salamander-**

Blume.

Blume oder Lein, weil man geglaubt hat, daß der Salamanter das Feuer aushielte. Der Amianth hat auch andere Namen, bloß von seiner Farbe und seiner Gestalt; wir schweigen davon, weil sie nichts merkwürdiges darbieten. Zu diesen Namen hat man auch die Landesnamen hinzugefügt, wo man diese Materie fand, als linum lazbasum, Cyprium Judum u. s. w. Tournefort erwähnt auch eines Amianths von Caristo in der Insel Negrepont: er sagt, es sey von allen Arten Amianth derjenige, der die wenigste Aufmerksamkeit verdiente. Man hat auch Amianth zu Eisfeld, in Thüringen, gefunden; in den Bergwerken des alten Bayern zu Namur in den Niederlanden, in der Insel Anglesty, nahe an dem Fürstenthume Walles, zu Alberdeen in Schottland, zu Montauban in Frankreich, in dem Thale Campan in den Pyrenäischen Gebürgen, in Italien, in Pousola, in der Insel Korsika, in Egypten u. s. w. Der Amianth ist zu Dachten in den Lampen gut, er muß auch zu diesem Gebrauche tauglicher scheinen, als die Silberfaden, aus welchen man Dachte in die Pfannen zum Weingeist macht. Diese metallischen Dachten benehmen den Amiantendachten alles Ansehen des Wunderbaren; aber diese sind den gewöhnlichen Dachten vorzuziehen, weil ihnen keine Veränderung zustoßen kann,

wodurch

wodurch das Licht auslöschen könnte. Man kann glauben, daß diejenigen, welche Untersuchungen über die beständigen Lampen angestellt, nicht wenig den Amianth werden dazu gezogen haben. Es war schon etwas, einen Dacht zu haben, welcher brannte, ohne sich zu verzehren, aber man hat es nicht dabey bewenden lassen, man hat gemeynt, der Amianth gäbe auch Oel, und wenn man ein Mittel es auszuziehen fände, so würde es sich so wenig, als der Dacht, verzehren.

Die Alten wusten Amianthzeug zu machen. Obgleich Plinius von dem Ursprung und der Natur dieses Minerals sehr schlecht unterrichtet ist, der es für ein Gewächs hielt, so kann er uns dennoch, in Ansehung des Gebrauchs, nicht irre führen, welchen man zu seiner Zeit davon machte. Er sagt, er habe an den Festen Tischtücher von unverbrennlicher Leinewand gesehen, die man in das Feuer warf, um sie zu säubern, wenn sie schmutzig waren; in solchen Leinen verbrannte man die Leichname der Könige, und verhinderte damit, daß sich ihre Asche nicht mit der Asche vom Scheiterhaufen vermischte. Diese Leinen musten sehr theuer seyn, weil dieser Schrifsteller hinzusetzt, daß es so viel, als die schönsten Perlen gekostet. Er sagt auch, es wäre sehr roth, und es kostete viel Mühe

es zu bearbeiten, weil es sehr kurz wäre. Dieses beweiset, daß der Amianth, welchen man zu Zeiten des Plinius kannte, und von Indien kam, von schlechter Art war; doch hatte man das Geheimniß, Leinewand daraus zu machen. Jesus Christus sagt, der gottlose Reiche habe ein Kleid von dieser Leinewand gehabt. Diese Kunst hat man hernach lange Zeit nicht mehr gewust, und noch jetzt weiß man sie nur unvollkommen.

Man vermengt oft das Federweiß mit dem Amianth, und wenn es gemeiner wäre, würde man es auch für den Amianth nehmen, weil diese Materien sich sehr gleichen. Doch sind sie leicht zu unterscheiden; das Federweiß hat einen sehr beißenden Geschmack, der Amianth ist unschmackhaft.

Herr Ciampi, päbstlicher Sekretair zu Rom, hat eine Abhandlung über das Amianthspinnen herausgegeben. Man tränket ihn Anfangs, sagt dieser Schriftsteller, einige Zeit in heißes Wasser; hernach zertheilt man ihn, reibt ihn mit den Händen, schüttelt ihn im Wasser herum, um ihn recht rein zu machen, indem man die gröbsten unbiegsamsten Theile und die kürzesten Halmen absondert. Nach Endigung dieser ersten Arbeit läßt man ihn von neuen in heißes Wasser tauchen, bis er

ganz

ganz eingesogen zu haben und weich zu seyn scheint; alsdann theilt man ihn, drückt ihn zwischen die Finger, um alle fremde Materie abzusondern. Hat man diese Arbeit fünf bis sechsmal wiederholt, so sammlet man alle zerstreuten Faden und läßt sie trocknen. Ist der Amianth so zubereitet worden, so nimmt man zwey kleine Krempel, die feiner sind, als diejenigen, womit man den Hutfilz kartetschet; man legt den Amianth zwischen beyden, und zieht nach und nach mit den Krempeln einige Faden. Diese sind stets zu kurz, um gesponnen werden zu können, man muß noch etwas gehecheltes von einer andern Natur hinzuthun, welches die Amianthfäden zusammenhält, vereinigt und bindet. Man nimmt dazu Baumwolle, oder nur gewöhnliche Wolle; so wie man diesen mit Amianth vermischten Wollfaden nimmt, muß man sorgfältig dahin sehen, daß mehr dazu Amianth als andere Materie genommen wird, damit der Faden von Amianth allein halten kann; denn so bald man Leinewand, oder etwas anders davon macht, wirft man sie ins Feuer, um die Wolle oder Baumwolle davon abzubrennen.

Andere Schriftsteller sagen, man tauche den Amianth in Oel, um ihn biegsamer zu machen. Wie es auch damit sey, der Amianth, dessen Faden die längsten

sind, ist am leichtesten zu gebrauchen, und die Sachen, die man davon macht, sind desto schöner, je weißer der Amianth ist. Man kann auch aus den feinsten Amianthfasern, die meistens zurück bleiben, wenn man die andern verbrauchet hat, eine Art Papier machen. Wenn dieses Papier beschrieben oder beschmutzet ist, so wirft man es ins Feuer; die Schrift verschwindet, und man kann hernach wiederum darauf schreiben.

Art Marmor.

Andere Gebürge enthalten eine Art weichen Stein, welcher, nach Herrn Egede, nichts als ein unvollkommener Marmor ist. Es giebt deren von verschiedenen Farben, so gar weiße mit schwarzen Flecken. Dieser letzte Stein liegt in den Gebürgen sehr tief, und da er sehr leicht zu bearbeiten ist, so machen die Einwohner des Landes daraus Hausgeräthe, das sich auf eine Lampe, einige Schüsseln und einen Kessel beläuft.

Eben dieser Schriftsteller sagt, er habe ein Stück Stein gefunden, welcher dem Bleyerzte geglichen. Ganz Grönland ist, nach seiner Meynung, voller Eisenberge. In einigen Gegenden sammlet man auch wie Metall klingende Steine; in andern, gelbe rothgesprenkelte Steine; woraus man muthmaßet, daß daselbst gutes Metall seyn

muß, und aller Wahrscheinlichkeit nach, Kupfer und Silber.

Die süßen Wasser dieses Landes sind sehr gut: sie entstehn fast alle von zerschmolznen Schnee. Nahe an dem Orte, wo Frobisher anlandete, findet man einen Quell von so warmen Wasser, daß ein hineingeworfenes Stück Eis, nach der Erzählung der Grönländer, sogleich darinn zerschmilzt. Dieses Wasser ist von außerordentlich starken Geruche und Geschmack; der Boden um diesen Quell ist das ganze Jahr durch voller Gras.

Der zweyte Artikel.

Der Spitzberg.

§. 1.

Es scheint, nach der Erzählung aller Reisenden, daß dieses Land eine Insel ist, die sich von sechs und sechßigten Grad der Breite bis zum achtzigsten erstreckt, welches hundert gemeine französische Meilen beträgt. Seine Lage

Man glaubt, daß es seinen Namen von den spitzigen Bergen, die daselbst sind, erhalten habe; oder vielleicht, weil der holländische Hauptmann, der es entdeckte, Spitzberg hieß. Seine Beschreibung.

Die außerordentliche Kälte, die auf dieser Insel herrscht, macht sie gänzlich unbewohnbar: sie ist voller Eiß und Schneegebürge, welche so hoch sind, daß man sie schon zwölf Meilen weit im Meere entdeckt. Ihre Gipfel verlieren sich in den Wolken. Einige sind von oben bis unten nur aus einem einzigen Steine gebildet; sie scheinen zerstörte Mauern zu seyn. Dieser Stein hat Adern von verschiedenen Farben wie der Marmor; er giebt durch eine Art von Ausschwitzung ein Wasser, welches der Schnee roth färbet. Zwischen diesen natürlichen Gebürgen erheben sich Berge von Eis, die so hoch sind als die ersten. Der Schnee, der alle diese Gebürge bedeckt, giebt eben ein so lebhaftes Licht, als die Sonne am heiterm Himmel. Die blaue Farbe dieser Glasgebürge, die durch eine Feuerfarbe gebrochen wird, welche der Fuß der natürlichen Gebürge darbietet, der Glanz des Schnees, die Spalten, die sich in den Felsen finden, und einen Schatten in dieses Weiß machen, geben dem Auge ein angenehmes Schauspiel.

Das Klima

Es ist das kälteste Land von der Welt: die Leichname verwesen nicht leicht. Ein Körper, welcher zehn Jahr vorher begraben worden, so wie das auf sein Grab gesetzte Kreutz besagte, wurde noch sehr frisch befunden: man sah gar keine Verände-

änderung an seiner Figur noch an seiner Kleidung.

Die Holländer ließen 1633 in dieser Insel sieben der ihrigen, um Kenntniß von dem Lande, und den aus demselben zuziehenden Vortheilen zu erlangen.

Diese Leute, welche den Winter daselbst sehr gut zugebracht, wurden 1734 durch sieben andere abgelöset, welche alle sturben. Nach Verlauf von zwanzig Jahren fand man ihre Körper noch ganz frisch.

Der Sommer ist daselbst sehr kurz: ein Vierteljahr kann man die Nacht nicht vom Tage unterscheiden, außer daß das Sonnenlicht in der Nacht einem schönen Mondscheine gleichet, und dieses erste Gestirn so leicht als das zweyte fixiren kann. Alsdann sieht man über den Horizont nur die Hälfte, oder ein wenig mehr von der Scheibe des Monds. Der Mond scheint in dieser Zeit voll, und bleibt viele Tage über dem Horizonte; alle vier und zwanzig Stunden leuchtet einige Zeit eine Dämmerung, und wird gar bald von einem Nordscheine ersetzt, der demjenigen gleicht, von welchem wir bey dem Artickel von Grönland die Beschreibung gegeben haben.

Ungeachtet die Sonne ein ganzes Vierteljahr hindurch in dieser Gegend ist, so empfindet man die Wärme nur sehr kurze

 Zeit.

Zeit. Zu Ende des Mays hat dieses Gestirn so wenig Wirkung, daß die Kälte so schneidend ist, daß einem die Thränen aus den Augen rollen. Man hat den 13ten Junius, längst den Küsten und am Eingange der Buchten, das Eis so dick gesehn, daß die Schiffe nicht hineinkommen konnten; der Schnee war so wenig geschmolzen, daß die Rennthiere keine Weide fanden und ganz abgenommen hatten. Nach dem Martenz geschieht es oft, daß wenn das Wetter trübe ist, es in diesen Sommermonaten schneit und friert. Er erzählt, daß den 24ten Julius die Sonnenhitze so heftig brannte, daß der Theer in den Fugen des Schifs an der Seite schmolz, wo es vor dem Winde sicher lag; und den 25ten das Wetter trübe und sehr kalt war.

Doch kann man sich einen Begriff von dem Sommer dieses Landes machen, wenn man erwegt, wie wenig Zeit die Pflanzen brauchen, um zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen. Im Monat Junius sieht man kein Grünes: im Monat Julius sieht man viele Kräuter blühen, und wieder andere, deren Saamen schon reif ist.

Naturgeschichte dieser Insel.

An den Küsten von Spitzberg geht man auf den Wallfischfang, und fängt da die größten. Die Schiffe kommen gemeiniglich zu Anfange des Junius an, und gehen in der Mitte des Augusts zurück.

Man

Man findet auf dieser Insel weder Bäche noch Quellen süßes Wassers, und hat kein anders, als das, welches durch die Schmelzung vom Schnee und Eiß erhalten wird.

Nachdem wir eine Beschreibung von dieser rauhen Himmelsgegend gegeben, so müssen wir auch die Thiere und Pflanzen daselbst zu beschreiben nicht vergessen.

Unter zehn bis zwölf Pflanzen, welche man hier bemerkt, ist keine, die etwas besonderes hätte; es wäre denn die Pflanze Roche.

Sie ist von eben der Art, als diejenige, welche die Holländer Wies und der Lateiner fucus nennen. Diese Pflanze hat eine runde und faserige Wurzel: wächst zwischen den Felsen; ihr Stengel hat über sechs Fuß in der Länge; ist gelb, breit, und flach wie ein Blatt; aus denselben schießen einige eben so breite Blätter heraus, als der Stengel selbst ist, und die eben so viel neue Aeste zu seyn scheinen; diese Blätter sind gelb, sechs Fuß lang, und wie eine Zunge gestaltet. Oben am Stengel sind kleine, lange, schmale, gelbe, wie starker Leim durchscheinende Blätter; vielleicht sind diese kleinen Blätter die Blüthen dieser Pflanzen. Ganz nahe an diesen Blättern wachsen noch andere, welche länglicht und hohl sind; diese scheinen wie kleine aufgebla-

sene Blasen, und sind mit andern kleinern und sehr dichten Blättern umgeben. In diesen aufgeblasenen Blättern befindet sich nur Luft, welche ein wenig Geräusch verursacht, wenn man diese kleinen Blasen zwischen den Fingern zerdrückt.

Die gemeine Meinung der Matrosen ist, daß der Saamen dieser Pflanze die Schneeschnecken erzeuge: aber es scheint, daß diese Schnecken aus den Eyern entstehen, die auf den Blättern dieser Pflanze gelegt worden sind. Wenn der Wind gegen Osten oder Norden steht, ist diese Pflanze stets steif und trocken; wenn er aber gegen Abend oder Mittag weht, wird sie feuchte und weich.

Wenn das rauhe Klima nur wenige Pflanzen aufkommen läßt, so ist es doch nicht eben so mit den Thieren, deren man alle Arten daselbst sieht.

Landvögel.

Unter dem Landvögeln von Spitzberg, verdienen besondere Aufmerksamkeit der Schneevogel und der Eisvogel.

Der Schneevogel wird darum so genannt, weil man ihn nur stets auf dem Schnee sieht. Er ist von der Größe eines Sperlings, gleicht dem Hänflinge an Farbe, Gestalt, Schnabel, Beinen und Füssen. Sein Kopf ist eben so dick, als sein Hals: die Rücken- und Flügelfedern sind

grau. Sie kommen zu großen Haufen auf die Schiffe, und man kann sie mit den Händen fangen. Man hat bemerkt, so bald sie von dem Futter, das man ihnen auf den Schiffen vorgeworfen, satt sind, sie sich nicht mehr fangen lassen; welches beweiset, daß diese Vertraulichkeit, die den in unfruchtbaren Ländern sich befindenden Vögeln gemein ist, nur vom Hunger entsteht.

Der Eisvogel hat seinen Namen von seinem beständigen Auffenthalte auf dem Eise. Er ist beynahe von der Größe einer Taube; sein Gefieder scheint vergoldet, und giebt einen blendenden Glanz in der Sonne. Er macht sein Nest in Felsen, und soll niemals mehr als ein Ey haben.

Alle Wasservögel, die man auf dieser Insel sieht, sind eben dieselben, die sich zu Grönland befinden; sie haben breite und knorplichte Füße, wie die Gänse. Die meisten sind Raubvögel, und sind nicht so gut zum Essen, als die andern; ihr Fleisch erregt Erbrechen, wenn man nicht so vorsichtig gewesen, und sie in der Luft aufgehangen hat. Durch diese Lage geben sie ein Oel von sich, das sie von dem Wallfischfette bekommen, womit sie sich nähren. Diese Vögel, die Kirmews und Studjugers ausgenommen, machen ihre Nester auf sehr hohen Felsen, um ihre Jungen

vor

vor Bären und Füchsen zu schützen. Gegen das Ende des Junius, wenn ihre Jungen ausgekrochen sind, sieht man deren so große Schaaren auf den Gipfeln der Berge, daß sie eine Wolke machen, die die Sonne verhüllt. Vor dem Geräusche, den diese Vögel erregen, kann man sich nicht reden hören.

Vierfüßige Man kennt nur drey Arten vierfüßiger Thiere aufm Spitzberg, nemlich Rennthiere, Füchse, und weiße Bäre. Die Beschreibung der Rennthiere werden wir bey dem Artikel von Lappland liefern.

Der Fuchs dieser Insel unterscheidet sich nur von den europäischen durch die Farbe; man sieht weiße, graue und schwarze.

Der weiße Bär ist hier ein Amphibium und von ganz verschiedner Gestalt, als man sie in Europa sieht. Sie haben einen langen Kopf, fast wie ein Hund, einen sehr langen Hals, und sind viel geschwinder und biegsamer, als die andern Bäre; ihre Größe ist viel beträchtlicher; einige sind bis acht Fuß lang; sie bellen, wie heischere Hunde; ihr Haar ist lang und so weich, wie Wolle; ihre Schnautze, ihre Klauen, womit ihre Pfoten bewafnet sind, sind schwarz. Das Fett ihrer Pfoten, geschmolzen, ist ein gutes schweißtreibendes Mittel, und wider alle Nierenschmerzen gut; das Fett von den übrigen Theilen ihres Leibes

ist wie Talk; es wird auch, wenn man es geschmolzen hat, so weich wie Oel, und man bedient sich desselben zu den Lampen. Das Fleisch dieser Bäre ist fett und weißlich, wie Schöpsenfleisch; aber von sehr schlechtem Geschmack. Diese Thiere haben einen außerordentlich harten Kopf; Schläge, die einen Ochsen tödten würden, machen ihnen kaum einen leichten Druck. Sie schwimmen sehr gut, und taugen auch eben so unter; sie haben einen ausgebreiteteren Geruch, als das Gesicht ist. Wenn ihre Zähne gebrannt und zu Asche gestoßen werden, so sind sie ein gutes Mittel, dem Blute seine Flüßigkeit wieder herzustellen.

Die jungen Bäre halten sich immer bey den Alten, sie vertheidigen sich wechselsweise, und lassen sich eher tödten, als aus einander jagen. Sie leben von Vögeln und ihren Eyern, von todten Wallfischen und allen Arten Thieren, selbst ihrer eigenen Art. So bald die Nacht von einem Vierteljahre anfängt, so verschwinden die Bäre, und kommen nicht eher zurück, als bis die Sonne wieder über den Horizont erscheint.

Sie fallen die Menschen an und fressen die, welche sie überraschen können. Sie scheinen recht genäschig nach diesem Fleische: und graben sogar den Leichnam aus der Erde, wenn sie ihn wüttern. Herr Erich Pan-

toppi-

toppidan, Bischoff von Bergen, sagt: die schwangern Weiber wären vornemlich nach ihrem Geschmacke, welche sie durch Geruch oder Instinkt wütterten: sie wendeten alles an, um die Geburt heraus zu reisen, die für sie ein delikater Bissen ist, vornemlich von einem Knäbchen.

Ein anderer Reisende, welcher den Winter in Neu-Zembla zubrachte, erzählt erschreckliche Beyspiele von der Gefräßigkeit dieser Bäre. Drey Matrosen wurden von ihnen zerrissen und aufgefressen; sie fielen die Holländer haufenweise, so gar in ihren Schiffen und in ihrer Hütte an, die sie sich gebaut hatten, um den Winter daselbst zuzubringen; die Stärke dieses Thiers ist so groß, daß man sie schon einen Ochsen, eine Kuh aufheben und in ihren Vorderpfoten wegtragen gesehen, indem sie auf den hintern gegangen sind.

Zur Vollendung dessen, was wir über die Naturgeschichte von Spitzberg sagen können, ist uns nichts mehr übrig, als von den Amphibien, Fischen, die man an den Küsten sieht, und den Seeinsekten zu sprechen. Sie sind mit den Grönländischen einerley; der Leser beliebe die Beschreibung nachzusehen, die wir in diesem Artikel davon gegeben.

Dritter

Dritter Artikel.

Die Insel Mayen.

Die Insel hat nichts Merkwürdiges, als einen äusserst hohen Berg und eines der sonderbarsten Phänomen, das man vor einigen Jahren bemerkt.

Die Insel Mayen hat seinen Namen vom Hauptmann Johann Jakob May, einem Holländer, der sie 1614 entdeckte. Ihr Umfang ist nur acht bis zehn Meilen von Südwest gegen Nordost; ihre Breite wechselt nach der Höhe ab, wo man anlandet; an manchen Orten kann sie zwey bis drey Meilen seyn, und an manchen nur eine Viertelmeile: sie wird schmäler, je mehr man von Nordost gegen Südwest kömmt. Diese Insel ist gänzlich mit ganz nackenden und unfruchtbaren Felsen bedeckt.

Sonst wurde sie von den Europäern besucht, welche in diesen Meereshöhen auf den Wallfischfang giengen; jetzt aber, da diese Thiere diese Küsten verlassen, landet man nur sehr selten an, um sich für das stürmische Wetter zu schützen, oder Hülfe wider den Skorbut zu suchen.

Die Ostküste dieser Insel ist, nach der Erzählung der Schiffenden, das ganze Jahr bis zehn Meilen ins Meer mit Eis bedeckt.

deckt. Zur Beschwerlichkeit der Farth an dieser Küste gesellt sich noch die Gefahr, der man durch einen schrecklichen Wind ausgesetzt ist, der von einem Berge, mit Namen **Beerenberg**, oder **Bärberg**, kömmt.

Diese Insel scheint ein großes Stück Erdreich zu seyn, das sich von dem festen Lande losgerissen hat, oder durch unterirrdisches Feuer, oder einer andern außerordentlicher Art entstanden ist; sie wird nicht bewohnt, und ist auch gänzlich unbewohnbar. Gegen Norden dieser Insel sieht man den Bärberg, wegen der großen Menge Bären, die sich zu allen Zeiten daselbst aufhalten, also genannt. Dieser Berg ist so hoch, daß sein Gipfel sich in die Wolken verliert; bey heiterm Wetter entdecken ihn die Schiffer zwey und dreyßig Meilen weit. Er ist, wie die übrigen dieser Insel, nackend und unfruchtbar; sein Giebel ist unaufhörlich mit Schnee und Eis bedeckt; er nimmt allen Platz ein, welcher zwischen den beyden Küsten, der östlichen und westlichen ist, und an diesem Orte ist die größte Breite der Insel. Es befinden sich darauf weder Kräuter noch Sträucher, noch Erde, die zu Gewächsen tauglich wäre; man sieht blos an dem Fuße dieses Gebürges eine dünne Rinde, die von dem Miste der Raubvögel gebildet ist, die sich daselbst in großer Menge ver-

versammlen, um den Seekrabben nachzustellen, die in großem Ueberflusse in den Untiefen um dieser Insel herum sind. Auf diesem Miste wachsen viele medicinsche Kräuter, die den Seeleuten sehr heilsam sind, welche in ihrer Reise von Grönland hieher kommen.

Die Erzählung einer im Jahre 1732 entstandnen besondern Feuersbrunst, soll diesen Artikel schließen. Diese Erscheinung wird Naturalisten und Physiker zugleich interessiren. Hier ist die Erzählung des Herrn Anderson, in seiner Naturgeschichte dieses Eylands.

Ein Hauptmann, eines hamburgischen Schiffs, mit Namen Johann Jacob Laab, gieng nach Grönland, und als er wegen widrigen Windes drey Meilen gegen Süden des Bärberges ankerte, sah' er den 17ten May Flammen von einer wunderbaren Länge, die sich von unten auf am Berge erhoben, indem sie sich von allen Seiten wie starke Blitze verbreiteten. Diese Feuersbrunst war mit einem entsetzlichen unterirrdischen Getöse begleitet; ein sehr großer und dicker Nebel schien dieser Erscheinung ein Ende zu machen. Der Hauptmann, der den Ort nicht verlassen konnte, weil er vom Winde zurückgehalten wurde, und die Gefahr sah, in welcher er mit seinem Schiffe gerathen, erschrack äußerst

Bayerische Staatsbibliothek München

darüber; doch dieses Feuer dauerte nur vier und zwanzig Stunden. Der Berg öfnete sich nicht, spie keine brennbare Materie, noch dergleichen Steine aus; aber ein schwarzer und dicker Rauch dauerte bis zum 21sten des Monats. Nachdem sich alsdann der Wind geändert, stach das Schiff so gleich in die See. Er war kaum funfzehn Meilen von der Insel, als der Hauptmann ein neues Schrecken hatte; sein Schiff wurde mit einer entsetzlichen Menge Asche ganz bedeckt, welche der Wind hinter ihm herstürmte. Anfangs befürchtete er, diese Asche möchte einige brennende Kohlen oder entzündete Mineralien mit sich geführt haben, die das Schiff anstecken könnten; aber da er fand, daß sie kalt war und nichts brennbares enthielten, so beruhigte er sich. So lange das Schiff unterm Winde war, beschäfte man sich, es zu säubern, weil immer von Zeit zu Zeit neue Wolken von Asche dazu kamen. „Man brachte mir (setzt Herr Anderson hinzu) ein wenig von dieser Asche; ich fand sie hellgrau und beym Anrühren sehr weich; als ich sie unter das Vergrößerungsglas gelegt, schien sie voller kleiner Sandkörnchen oder vielmehr kleiner Stückchen von zerschlagnen Steinen.“

Ein anderer Schifshauptmann, mit Namen Alicke Payens, ein Landsmann

des

des vorhergehenden, brachte funfzehn Tage sehr nahe an dieser Insel zu. Da er von dieser Begebenheit gehört hatte, landete er an diese Insel an, und hatte Muth genug, diesen Ort, wo die Feuerbrunst gewesen, zu besichtigen. Er bemerkte, daß der Berg nirgends geborsten war, und nur Asche ausgeworfen hatte, wovon der Boden an die zwey Meilen weit bedeckt war, man wadete darinn bis an das halbe Bein. Da er nichts neues entdeckte, begab er sich sehr ermüdet an seinen Bord.

Vierter Artikel.

Neu-Zembla.

Man kennt dieses Land wenig. Die Erdbeschreiber sind über den wahren Zustand dieses Landes wenig einig. Einige stellen es uns als eine Insel vor, die vom festen Lande durch die Meerenge Weigals getrennt, und stets von dieser Seite durch erstaunend große Eisgebürge umkränzt wird. Andere stellen es uns als eine Halb-Insel vor; versichern, daß es durch eine Erdenge an die östliche Küste von Syberien, nahe an der Mündung des Flußes Oby stößt. Alle aber stimmen darinn überein, daß sie es vom neun und sechzigsten Grad der Breite, bis zum sieben und achtzigsten setzen. Seine

Länge ist ungefehr zwey hundert Meilen, und seine Breite sechszig bis siebzig.

Historische Beschreibung des rußischen Reichs.

Der Name, Novaja Zembla, bedeutet in der rußischen Sprache, neues Land.

Der Baron von Strahlenberg bemerkt, daß Neu-Zembla die Insel Tazata ist, welche Plinius in das Nord- oder Scythische Meer setzt. Sie wurde vor Zeiten also nach dem Flusse Taas genannt, auf dem auch große Schiffe gehen können. Dieser Fluß ergeußt sich gegen Neu-Zembla über, in eben dem Meerbusen, als der Oby, ehe er in der Meerenge Weigats geht. Die Russen geben ihm den Namen Guba, Tasowskaja, das heißt der Meerbusen des Taas. Von dem Namen dieses Flusses hatte man die Insel, welche nahe dabey ist, Tasata, oder die Insel Taas genannt.

Die Holländer sind die ersten Europäer, die hier angelandet sind, als sie im Nordmeer einen Weg nach China und Japan suchten.

Die bekanntesten Reisen sind diejenigen, welche Jakob Heemskork und Wilhelm Barents 1596, und der Hauptmann Wood ein Engländer, 1676 gemacht haben. Diese Schiffer verloren ihre Schiffe im Eise: und sahen sich in den traurigsten Zustand versetzt. Die ersten erfuhren, besonders in einem halben Jahre, alles was

das

das Elend in einer so schrecklichen Gegend Entsetzliches haben kann.

Die Erzählung einer so grausamen Lage, giebt ein sehr interessantes Gemälde: wir wollen davon den Entwurf geben.

Heemskork und Barents reiseten von Holland den 18ten May 1596, und waren schon bis zum sechs und sechszigsten Grad an den Küsten von Neu Zembla gekommen. Plötzlich entstandnes Eis macht ein unwiderstehliches Hinderniß in ihre Rückkehr nach ihrem Vaterlande. Ihr Schiff war von den entsetzlichen Eisschollen fast halb zerscheitert, die mit Gewalt an dasselbe anprallten, und um dasselbe herum eben so hohe als gefährliche Berge bildeten. Es war im Anfange des Septembers; der Winter ließ schon alle seine Strenge fielen; zum Glück war das feste Land nicht weit. Es war ihnen kein anderes Hülfsmittel übrig, um sich vor dem schrecklichen Frost dieser Himmelsgegend zu bewahren, als an das Land zu steigen, und eine Hütte zu bauen, wohin sie sich retten konnten.

Es war für diese Schiffende eine sehr angenehme Ueberraschung, daß sie in einem Lande, wo man nicht eine einzige Pflanze entdeckte, vieles und so gar ganze und sehr schöne Bäume fanden, welche das Meer an den Küsten zusammen gehäuft hatte. Diese Entdeckung verschafte ihnen das Mit-

tel, sich vor allem zu schützen, was sie in einer so schrecklichen Wüsten, von Kälte und wilden Thieren, zu befürchten hatten.

Da es wunderbar scheint, daß man an dieser unfruchtbaren Küste, so wie auch an den Grönländischen und Spitzbergischen, eine große Menge schwimmender Bäume findet, so halten wir es für Pflicht, dem Leser die verschiednen Meynungen über diese Sache mittheilen zu müssen.

Reise nach der Hudsonsbay.

Die Meynung des Herrn Ellis, der des Missionars, Herrn Egede, seine angenommen, ist, daß die Bäume, welche man an den Küsten von Grönland findet, von der Ostseite dieses festen Landes zu kommen scheinen, woher sie durch einen Nord- oder Nordost-Wind an die Abendländische Küste getrieben werden, wo die Dänen Wohnungen haben.

Schwimmende Bäume.

Diese in Ansehung Grönlands sehr ungewisse Muthmaßung verliert alle Wahrscheinlichkeit, in Ansehung Neu-Zembla, Spitzberg, Island, wo man zwey Dinge voraus setzen müste: das erste, daß an den Ostküsten von Grönland Bäume wüchsen; das zweyte, daß ein Theil dieser Bäume, welche man an den westlichen Küsten findet, durch den Süd- oder Südwestwind an die Spitzbergischen, Isländischen und Neu Zemblaschen zurück getrieben würden; allein diese Voraussetzungen wären wider alle

Er-

Erfahrungen, weil bekannt ist, daß diese Winde fast niemals in diesen Gegenden wehen, und die Ostküsten von Grönland, so wie der Raum, der zwischen Spitzberg und Neu Zembla begriffen wird, unaufhörlich voller entsetzlichen Eisberge sind, wohin die Bäume gar nicht ankommen können.

Die Meynung eines englischen Seefahrers, Gouldon, welcher, nach Woods Berichte, mehr denn dreyßig Reisen nach Grönland gethan, ist viel wahrscheinlicher: er sagt, es ist zu vermuthen, daß das Holz, welches man an den Küsten von Grönland und andern nördlichen Gegenden findet, von dem Lande Jesso, welches Japan ist, oder einem andern benachbarten Lande kömmt. Der Grund, den er davon angiebt, stützt sich auf eine sehr richtige Beobachtung, die ein neues Zeugniß für diejenigen werden könnte, welche an dem Daseyn eines Wegs nach China durch Norden glauben. Reise nach Norden, erst. Band.

Gouldon setzt noch hinzu, er hätte beobachtet, daß das Holz, welches man an den Nordküsten findet, bis auf das Mark von Seewürmern zerfressen sey; daraus schließt er, es könne nur von warmen Ländern kommen, weil man versichert ist, daß die Würmer in einem kalten Klima nicht nagen. Aber wieder zu den Holländern.

Den 24sten October nahm die ganze Schiffsbesatzung, an der Zahl sechszehn Personen, Besitz von der Hütte; aller Vorrath, der am Borde des Schiffs war, wurde auf Schlitten dahin gebracht. Die Sonne, deren Anblick unsern Seeleuten das einzige Vergnügen damals machte, fieng an, sie zu verlassen; jeder Tag nahm auf eine gleich merkliche und schreckliche Art ab. Sie verdoppelten daher ihre Arbeit, um in ihre Hütte alle ihnen übrig gebliebene Lebensmittel zu bringen. Nun, nach außerordentlicher Arbeit und schrecklichen Kämpfe, die sie wider die Bäre ausstehen mußten, versahen sie ihre Hütte mit allem Nothwendigen. Um der Hoffnung, welche sie hatten, ihr Schiff bey der Zurückkehr des Sommers wieder los machen, und ihr Vaterland wiedersehen zu können, verschlossen sie die Anker, und alles, was zum Schiffsgeräthe gehört, sorgfältig.

Den 2ten November sahen sie nur einen Theil von der Sonnenkugel; den 4ten schien sie ganz und gar nicht. Der Mond hatte ihre Stelle eingenommen, und als er an seine höchste Periode war, schien er unaufhörlich Tag und Nacht. Der 6te war ein so finstrer Tag, daß man ihn von der Nacht gar nicht unterscheiden konnte: die Uhr, die man darüber nachsehen können, war stehn geblieben. Die Holländer blie-

ben alle sehr lange Zeit im Bette; als sie aufstunden, konnten sie nicht recht zuverlässig unterscheiden, ob das wenige Licht, welches war, von der Sonne oder dem Monde herrührte; hernach aber erkannte man, daß es am Mittag war.

Diese Seeleute ertrugen Elend und Mühseligkeit, welches noch durch einen schrecklichen Zufall vermehrt wurde, der sie die Hungersnoth befürchten ließ.

Nachdem sie am 8ten überzählt hatten, was ihnen noch an Lebensmitteln übrig war, so konnte man nur jeder Person so viel Zwieback auf acht Tage geben, als vorher auf fünfe gegeben worden war, nemlich acht Pfunde, fünf Unzen. Fleisch und Fische hatte man in großer Menge; allein der Wein fieng auch zu mangeln an, und das was vom Biere übrig geblieben, war ohne Kraft und Stärke. Den Füchsen hatte man Fallen gestellt und auch einige wirklich gefangen. Die Bäre aber erschienen nur mit Zurückkunft der Sonne, in deren Abwesenheit sie niemals da sind.

Den 12ten muste man die Vertheilung des Weins vornehmen, und jedem nur des Tags davon zwey kleine Tassen geben. Das einzige Getränke, das man hatte, war Wasser von geschmolzenen Schnee.

Den 18ten theilte Barents unter seine Leute ein grobes Stück Tuch, um sich damit vor der Kälte zu bewahren, so wie es jeder verlangte. Er machte auch daraus Hembden und Betttücher; man suchte sich auf alle mögliche Weise zu erleichtern; aber man hatte große Mühe, das Leinenzeug weiß zu bekommen; kaum war es aus dem Wasser so war es auch schon steif vom Froste; so daß es unmöglich war, es zu trocknen; hieng man es an das Feuer, so blieb es doch an der andern Seite stets gefroren: es kostete unglaubliche Mühe, immer das Leinenzeug umzuwenden, oder wieder unaufhörlich in siedendes Wasser zu thun, damit es aufthauen konnte.

Den 26sten und die folgenden Tage fiel eine so große Menge Schnee, daß die Hütte ganz bedeckt davon wurde; es war unmöglich herauszugehen, so nöthig man es auch hatte. Den 29ten machte man eine Thüre frey, grub ein Loch, durch welches ein jeder herauskroch.

Die Fallen waren auch mit Schnee bedeckt, wurden aber davon befreyt, und es fieng sich den nehmlichen Tag noch ein Fuchs. Diese Jagd war um desto kostbarer, da diese armen Leute auf einmal an diesem Thiere eine Speise, die sie vor Hunger mit großer Gier aufaßen, und Pelze hatten, woraus sie sich sehr gute Mützen wider den Frost machen konnten.

Den ersten December war die Hütte aufs neue unterm Schnee begraben, und die Holländer musten sich zugleich zweyer unerträglichen Plagen erwähren, des Hungers und Rauchs; die Finsterniß verdoppelte auch das Entsetzen dieser Lage. Alle, ausgenommen der Koch, blieben drey Tage in Betten, und hatten wider den Frost kein anderes Mittel, als einige Wärmsteine, die sie sich wechselsweise in die Betten legten.

Der 3te war für diese Unglückliche ein neuer Schreckenstag; das entsetzliche Gepraßle, welches das Eis des Meeres machte, das sich bey der Hütte aufzuhäufen schien, ließ jeden Augenblick befürchten, diese Eisgebürge würden sie zerschmettern, und unter diese Ruinen begraben.

Ihr Unglück wuchs, anstatt abzunehmen; den 6ten schien die Noth am größten und das Ende ihres Elends zu seyn. Der Frost war so lebhaft, die Kälte so durchdringend, daß die Stärksten davon abgemattet wurden.

Das größte Feuer vermochte nicht, sie zu erwärmen. Alles war gefroren, so gar der Xereswein, dessen Hitze so bekannt ist. An den Austheilungstagen muste man ihn wieder auftauen lassen; ein jeder bekam davon auf zwey Tage eine halbe Kanne; zerflossenes Schneewasser muste diesen

sen Mangel ersetzen. Man urtheile also, ob ein solcher Trank diese Unglücklichen in dem beweinungswürdigen Zustande stärken konnte, worein die übermäßige Kälte sie gestürzt.

Das Holz fehlte ihnen, die Kälte nahm nicht ab, sie wusten sich keinen Rath, diesem entsetzlichen Umstande abzuhelfen. Sie erinnerten sich, daß sie in dem Boode des Schiffs Steinkohlen gelassen hatten: man entschloß daher, sie zu holen. Man verbrannt davon eine große Menge; jeder genoß das Vergnügen der tödlichen Kälte zu entgehn. Man verstopfte sehr genau alle Oefnungen der Hütte, um sich eine warme und angenehme Nacht zu verschaffen. Sie waren auch ganz freudig; aber sie vermutheten nicht das Unglück, das sie bedrohte, und durch welches sie fast alle umgekommen wären.

Die böse Dunst, welche von den Kohlen entstund, brachte gar bald die traurigsten Wirkungen hervor: alle wurden von Betäubung und Schwindel angefallen, und hatten nicht einmal Kräfte genug, sich darüber zu beklagen, geschweige sich zu rühren. Einige, die doch bis an die Thür gekrochen waren, eröfneten sie, aber mit großer Mühe.

Der erste, der heraus gieng, fiel ohnmächtig auf den Schnee. Von dem Augenblicke

genblicke an, da die Thüre sich öfnete, that ihnen die Kälte, welche sie für das größte Unglück hielten, die größte Wohlthat; sie erholten sich in kurzer Zeit. Barents gab jeden ein Glas Wein; alle gestunden einmüthig, daß eine Viertelstunde später ihr Tod unvermeidlich gewesen wäre; daß die große Schwäche, die sie überfallen, außer Stand gesetzt hätte, sich die geringste Hülfe zu leisten.

Vom 9ten bis zum 12ten war das Wetter rein und helle, und die Kälte so groß, daß wir den Grad derselben gar nicht anzeigen können. Selbst in der Hütte gefror das Leder der Schuhe an den Füssen, ward so hart, als Horn, und ganz unbrauchbar. Um diesem Uebel abzuhelfen, machten die Holländer sich Schusocken von Schafsfellen, die sie mitgebracht; drey bis vier paar dergleichen legten sie über einander, und hatten noch große Mühe sich die Füße zu erwärmen. Wenn sie nur ein wenig draußen blieben, so entstunden auf ihren Gesichtern, Lippen und Ohren Blätterchen, welche bald froren. Sie musten ihre Strümpfe und Socken verbrennen, wenn sie ein wenig Wärme an Füssen spüren wollten.

Mit solcher Noth trat der unglückliche Ueberrest des Schifsvolks in das 1597ste Jahr. Die Witterung war ein wenig

gelinde geworden, und die seit vielen Tagen verschlossene Thüre wurde geöfnet: man gieng nach Holze, spellete es, und machte zu den nothwendigsten Dingen Anstalt.

In diesem erbärmlichen Zustande erinnerten sich die Matrosen, daß sie am Abend der heiligen drey Könige waren, und baten den Barents, es feyern zu dürfen. Man machte Billete, zog sie, und ein Kanonierer wurde König. Aus zwey Pfund Mehl, das sie hatten, machten sie Pfannkuchen und südeten sie im Oele; sie wurden mit eben so viel Lust, als die delikatesten Speisen verzehrt; sie trunken allen Wein, der ihnen übrig war, und das Fest der drey Könige wurde so gefeyert, als wenn jeder Matrose bey sich zu Hause in Fried und Ruhe gesessen hätte. Mitten unter den Beschwerlichkeiten, Unruhen und Quaalen behält man stets den Geschmack für das Vergnügen.

Den 24ten sahen sie wiederum einen Theil der Sonnenscheibe. Diese Begebenheit verursachte einige Streitigkeiten. Barents, ein sehr erfahrner Steuermann behauptete, die Sonne müste sich erst in vierzehn Tagen zeigen.

Nachdem man unaufhörlich großen Frost ausgestanden, sich außerordentlich schweren Arbeiten unterzogen, um sich

Holz

Holz zu verschaffen, sich wider die häufigen Anfälle der Bären vertheidigt hatte, die sie in große Verlegenheit gesetzt, erlebten sie endlich den Monat Junius. Das Eis brach auf; aber das Schiff gieng nicht los; sie müsten sich daher in eine Schaluppe und in einen Nachen einschiffen.

Barents, dessen Gesundheit seit langer Zeit geschwächt war, nahm alle seine Kräfte zusammen, um eine Nachricht von allen Vorfallenheiten ihrer Reise, ihrer Ankunft in Neuzembla, ihres Auffenhalts daselbst und ihrer Abreise aufzusetzen. Diese Papiere legte er in eine Schachtel, welche er in der Feueresse der Hütte aufhieng, um diejenigen, welche daselbst anlanden könnten, zu unterrichten, durch welchen Zufall sie die Ueberbleibsel einer Hütte fänden, die neun bis zehn Monate bewohnt worden war.

Nachdem man diese kleine Fahrzeugen beladen hatte, so lichtete man den Anker und segelte den 14ten Junius ab. Die unglücklichen Holländer fanden neue Hindernisse in dem Eise; sie kamen nach unglaublicher Mühe und Arbeit nach den Cap, Candenoes, wo sie Russen fanden, von denen sie einige Hülfe erhielten.

Zu den Seestrapazen gesellten sich noch die Schmerzen des Scharbocks, den sie bekamen; zum Glück fanden sie an der

Küste

Küste, wo sie anlandeten viel Natterwurz, eine Pflanze, die dafür sehr gut ist: sie machte ihr größtes Heil aus, und stellte ihren Muth wieder her.

Den zweyten September kamen sie glücklich zu Kola, einer kleinen Stadt im rußischen Lapplande: von da giengen sie nach Amsterdam, wo sie den letzten November anlangten. Ihre Rückkunft, nachdem sie so große Gefahr gelaufen waren, und ihr Auffenthalt in einem damals ganz unbekannten Lande, flößte nicht weniger Bewunderung für ihren Muth als Erstaunen über ihr sonderbares Abendtheuer ein.

Der Schiffbruch des englischen Hauptmanns, von dem wir geredet haben, ist auch interessant, ob er gleich nicht ein so auffallendes Gemälde giebt, als das eben gesehene war. Beyspiele des menschlichen Fleises, die die Noth eingegeben, sind vortrefliche Lehren, niemals an dem Schicksale zu verzweifeln.

Wood war von England in Begleitung des Hauptmanns Flawes abgereiset, der das Schiff le Prospere führte. Diese beyden Schiffer hatten Order einen Weg nach Ostindien zwischen Neu-Zembla und der Tartarey zu suchen. Ihre Reise war ohne Erfolg. Ein heftiger Sturm trennte den 29 Junius Wooden von Flawen und der erste verlor sein Schif, nebst einem kleinen

kleinen Fahrzeuge und zwey Mann an den Küsten von Neu-Zembla. Mit großer Mühe rettete er sich und sein ganzes Schifsvolk, welches in siebzig Mann bestund, aus der Gefahr. Alle waren nach und nach in der Schaluppe ans Land gebracht worden; aber ihr Geschick war nicht weniger zu beklagen. Die Zukunft zeigte ihnen einen gewissen Tod in einer Wüsten, wo ihnen alles fehlte. Ein glücklicher Umstand, selbst von ihrem Unglücke gezeugt, rettete sie.

Der Sturm, der ihr Schiff zerscheitert, warf an das Ufer, wo sie angelandet waren, eine Menge Trümmern, mit denen sie sich Zelter aufbauen konnten, um sich vor dem Froste zu sichern. Eine große Anzahl von Mehltonnen, Fässer mit Brantewein, Bier und Oel, strandeten gleichfalls an das Ufer. Diese Hülfe belebte ihre Hofnung und ihren Muth wieder. Hier ist es, wie Wood das weitere ihrer Ausschiffung beschreibt.

„Wir begaben uns mit unserm Vor„rath auf einen Berg, wo die Eingebor„nen des Landes, das sind die weißen „Bäre, von ungeheurer Größe, uns ihren „Besuch abstatteten. Einer von unsern „Leuten schoß auf einen dieser Herren, und „traf ihn auch allem Anscheine nach; denn „er eilte plötzlich weg. Hernach schlugen

„wir in aller Eil ein Zelt auf, um uns vor „dem Froste zu beschützen, und unsern „Vorrath mit dem Kannevas, den wir „zu diesem Ende zusammengelegt hatten, „aufzubewahren. Wir breiteten ihn auf „den Ruderstangen aus, und machten um „dieses Zelt einen Graben, um uns der- „gleichen Besuche, als wir Anfangs em- „pfangen, künftig abzuhalten. Während „dieser Arbeit hatten wir viel von der har- „ten Witterung auszustehen. Wir waren „naß, es war sehr kalt und das Feuer fehl- „te uns; unsere einzige Hülfe setzten wir „auf Gott, den wir anflehten, uns „das Schiff des Flawes zu schicken. Den „dreyßigsten Junius war ein frischer Wind „und großer Nebel; das stets stürmische „Meer warf einige Tage Ruder, Breter, „Ochsen- und Schweinefleisch aus, wel- „ches aus den im Sturme zertrimmerten „Tonnen gefallen war, nebst allerhand „Arten Holz, dem Ueberreste unsers un- „glücklichen Schiffs. Wir retteten von „diesen Trümmern so viel als möglich war, „und bedienten uns derselben zur Auf- „bauung einiger Zelte und der Feuerung.

„So brachten wir acht Tage in der „traurigsten Verlegenheit zu. Die Hof- „nung, welche wir hatten, das Schiff le „Prospere zu entdecken, wurde uns „durch einen dicken Nebel sehr vereitelt;

„denn

„denn wir konnten nicht zwanzig Schritte
„weit sehen. Um uns aus einem so be-
„weinenswürdigen Zustand zu reißen, hat-
„ten wir kein anderes Mittel, als unsere
„Schaluppe; aber sie konnte nicht mehr,
„als dreyßig Leute fassen, und wir waren
„ihrer siebzig. Wir sonnen also darauf,
„sie zwölf Fuß zu verlängern, sie zu er-
„höhen und ein Verdeck darauf zu machen,
„um uns alle hineinschiffen zu können;
„aber nachdem wir eingesehen, daß uns
„Materialien und Arbeitsleute fehlten, so
„wollten die Matrosen nicht einstimmen,
„daß man sie zerschnitt; sie sagten, sie
„wollten lieber zu Lande bis nach Weigats
„gehen; ein Entschluß, den die große Ge-
„fahr, worin sie schwebten, allein ihnen
„einflößen konnte, aber dessen Ausführung
„offenbar unmöglich war: jedoch, da ich
„von einer Seite keine Wahrscheinlichkeit
„sahe, uns zu Lande retten zu können, so
„war auf der andern Seite zu Wasser
„nicht weniger Schwierigkeit, weil vier-
„zig Menschen des Todes seyn musten, ehe
„sich dreyßig einschiffen konnten. Ich
„gebe zu bedenken, in welcher äußersten
„Noth wir dazumal waren, wenn uns
„die Vorsehung nicht geholfen hätte, und
„in welcher Seelenunruhe ich vollends seyn
„muste, weil meine Gedanken auf nichts
„als das Tragischeste gerathen konnten.
„Der Nebel, der Schnee, der Regen,

 „der

„der Frost beschwerte uns sehr: endlich „klärte sich das Wetter früh Morgens „den achten Julius aus. Welches Vergnügen für uns. Wir sahen das Schiff „des Hauptmann Flawes nicht weit von „uns. Wir gaben Zeichen, er vernahm „sie und schickte uns seine Schaluppe zu. „Vor Furcht, vom Nebel noch überfallen „zu werden, begaben wir uns eiligst an „seinen Bord. Wir ließen alles auf dem „Lande, was wir von dem Schiffbruche „gerettet hatten, und kamen glücklich im „Schiffe le Prospere an, welches uns „nach England zu Ende des Augusts „brachte."

Auch den Nachrichten der verschiedenen Reisenden ergiebt sich, daß Neu-Zembla das allerelendeste Land auf der Welt ist, und nichts als Gebürge und Schnee hat. Die einzigen davon auszunehmenden Oerter sind unzugangbare Moräste, wo eine Art Moos wächst, welches kleine blaue und gelbe Blumen trägt, und darinn bestehen auch alle Produckte dieser Insel.

Nachdem wir zwey Fuß tief in die Erde gegraben hatten, sagt Wood, fanden wir nichts als Eis, das so hart war, als Marmor; eine Sache, von der man vorher niemals was gehört hatte, und diejenigen nur täuschen würde, welche sich einbilden, daß, wenn man hier den Winter zubringen müste,

müste, man nur in der Erde Hölen machen dürfte, um daselbst zu wohnen, und sich vor der Kälte zu schützen.

Unter allen andern Himmelsgegenden schmilzt am Ufer des Meers der Schnee eher, als an den andern Orten; hier geschieht aber das Gegentheil. Das Meer kämpft gegen die Eisgebürge, welche an manchen Orten sehr hoch sind. Es hat tiefe Hölen in diesem Schnee gemacht, welcher über dieses Klima recht verhangen zu seyn scheint: dies macht ein ganz schreckliches Gemälde. Unser Beobachter stieg auf den Gipfel der Gebürge; er fand daselbst keinen Schnee, sondern nur weiße Bäre, eine Art großer Kaninchen, wie Ratzen, Lemminge, Vögel, die den Lerchen glichen und die Spuren von einigen wilden Thieren. Jede Viertelmeile trifft man einen kleinen Bach mit gutem Wasser an, ob er gleich nur aus zerschmolzenen Schnee entsteht. Gegen das Ufer des Meers, worein diese Bäche fallen, wird man schwarzen Marmor mit weißen Streifen gewahr; das Seewasser ist nahe am Eise und dem Lande das salzigste, schwerste, hellste auf der ganzen Welt; auf achtzig Klaftern, welche vierhundert und achtzig Fuß machen, sieht man vollkommen den Grund und die Muscheln.

Vierfüßige Thiere.

Vögel.

Einwohner Da wir einen Begriff von Neu-Zembla und seinen Produkten gegeben, so wünschen wir es gleichfalls auch von seinen Einwohnern thun zu können; aber nur wenig Reisende haben von den Zemblianen geredet, und das Bild, welches sie von ihnen gemacht, ist so unvollkommen, daß die Existenz seiner Einwohner, so zu sagen, eine Schimere zu seyn scheinen sollte.

Die größte Anzahl der neuen Schriftsteller und Reisenden leugnen, daß Neu-Zembla keine Eingebornen habe; die Leute, welche man da fände, wären Samojeden, die sich nur daselbst die Hälfte des Mays aufhielten, und mit nichts als Fischen und Jagen beschäftigt wären.

Diese Wilden sagen, es gäbe keine andere Einwohner, als die von ihrer Nation, welche dahin gehen, und den Winter daselbst bleiben, wenn sie nicht zurückkommen können. Sie versichern, daß sie oft von einem Nordwinde stürben, welcher die natürliche Wärme in kurzer Zeit verlösche, mit was für Vorsicht man sich auch gegen die Wirkungen der Kälte bewahrte. Und daher ist diese Insel gänzlich unbewohnbar.

Fünfter Artikel.

Samojicien.

Samojicien ist eine Provinz des rußischen Reichs, welche einen Theil des Siberischen Gouvernements ausmacht. Es bildet einen schmalen Strich Landes, welcher sich von der Archangelschen Gegend bis an den Fluß Lena erstreckt, das ist von dem fünf und vierzigsten Grad der östlichen Länge der Mittagslinie von Paris bis zum hundert und zwanzigsten. Die Breite ist viel geringer, und nach den Bügungen verschieden, welche die Meerenge Weigats und das Eismeer machen. Seine größte Breite ist an einigen Orten hundert und zwanzig Meilen, weil sie sich von fünf und sechßigsten bis siebzigsten Grad erstreckt, unter welchem sich das hervorragende Vorgebürge befindet. Die Lage.

Ganz Samojicien, welches die Einwohner Sambtüdi nennen, ist ein so entsetzliches Land, als Neu-Zembla. Allenthalben giebt es nichts als gefrorne Moräste, erschreckliche Wüsten, Berge voller Eis und Schnee; es ist von allen bewohnten Ländern unsers festen Landes das kälteste und grauseste. Seine Nähe an dem Pole, die Nachbarschaft von Neu-Zembla und der Meerenge Weigats, die das ganze Klima.

 Jahr

Jahr mit entsetzlichen Eisschollen angefüllt ist, sind Ursache an der entsetzlichen Kälte, die man zu allen Zeiten in diesem Lande fühlt.

Ein Seemann sagt, als den 15ten September sein Schiff an den Küsten von Samojicien vor Anker lag, war es so kalt, daß der Seegel des kleinen Obermasts, den man zu trocknen ausgehangen hatte, so hart als Eisen war, und dem, welcher auf dem Oberloff war, die Feuchtigkeit seines Hauchs wie Reif auf den Bart fiel.

Die Zeit, da es unter Rußischer Bothmäßigkeit kam.

Diese Gegend kam, fast nach allen Schriftstellern, unter der Regierung Fedors Iwanowitz in Rußische Gewalt. Ein Gewisser, mit Namen Onello machte den Plan zu einem Handel nach diesem Lande; und dieß gab die Veranlassung, es zu erobern. Man setzt hinzu, daß diese Eroberung erst unter seinem Nachfolger Boris Gudunow zu Stande kam, welcher einige Forts und Städte bauen ließ.

Doch hat man Ursache zu glauben, daß diese Facta nicht ganz genau sind; denn es giebt Verordnungen, welche in den ersten Jahren der Regierung Peter des Großen ausgiengen, und die zu nehmenden Maaßregeln betrafen, den Tribut von den Samojeden einzutreiben, wo ausdrücklich der Freyheitsbriefe erwehnt wird,

die sechszig Jahr vor der Regierung des Zaars, Feodor Iwanowitz, diesen Völkern zugestanden worden sind. Diese Briefe, Kraft welcher ihnen erlaubt wird, unter sich selbst den Tribut zu erheben, welchen sie in Pelzwerken zu bezahlen hatten, sind von 1525, und Feodor Iwanowitz fieng erst 1594 zu regieren an.

Um diese Freyheitsbriefe mit der Erzählung der Geschichtschreiber zu vereinigen, muß man die Samojeden in zwey Nationen theilen, die durch die Poyas Gebürge von einander getrennt werden, und wegen der Aehnlichkeit ohne Zweifel mit eben den Namen benennt worden sind. Eine wohnt zwischen den Oby und Lena gegen das Eismeer und jenseits der Poyas Gebürge; die andere wohnt von der Archangelschen Gegend und dem Flusse Dwna bis an die Meerenge Weigats und dißseits der Poyas Gebürge. Es ist wahrscheinlich, daß diese letzten zuerst bekannt geworden sind, und ihrer 1525 Erwehnung geschehen könne. In Ansehung der ersten kann man ihre Entdeckung unter die Regierung des Zaars, Feodors Iwanowitz, setzen, so wie es auch die holländischen Reisenden erzählen.

Geschlechtsgeschichte der Tartarn. Strahlenberg.

Ueberdem ist gewiß, daß man nie an Erbauung einer Stadt noch Festung gedacht, um sie unterwürfig zu machen; und heut zu Tage so gar existirt davon

nichts in den von diesen Völkern bewohnten Ländern. In den kleinen in der Nachbarschaft gelegenen Städten, die aber von rußischen Kolonien bewohnt werden, nimmt man den Tribut unter dem Namen Jessack ein, welcher in einem Pelze von fünf und zwanzig Kopecken besteht, den jeder, der den Bogen führen kann, alle Jahre liefern muß; jede Sorte Pelz hat seine gewisse Taxe.

Tribut.

Stralhenberg.

Wenn diese Völker ihren Tribut an die Russen zahlen, so machen sie jedes Bündel von Hermelin, Eichhörnchen und andern Pelzen von neun Stück, weil sie diese Zahl sehr hoch halten; die Russen machen diese Bündel wieder aus einander, und thun zehn Stück Pelze zusammen, weil sie, wie die Griechen, mit denen sie stets verbunden gewesen sind, diese Zahl der neune vorziehen.

Ihr Ursprung.

Alles, was man von dem Ursprunge dieser Völker wissen kann, welche keine andere Jahrbücher als eine Tradition haben, ist sehr ungewiß. Nach ihrer Meynung kommen sie aus Sorcomi-Zemla, welches Finnland und Laponien ist; so könten die Samojeden von eben dem Ursprunge seyn, als die Hunnen, welche von Asien gekommen sind, wenigsten machten sie Partie mit den nordischen Völkern, von denen die alten Schriftsteller so viel geredet haben.

Man

Man giebt den Namen Samoyeden oder Samojeden allen Völkern, welche diese Erdzunge bewohnen, welche von der Archangelschen Gegend bis an den Fluß Lena ist. Ob gleich jedes Volk einen besondern Namen hat, welchen man mit dem ersten verbindet, so wollen wir uns doch bey diesen Unterscheidungen nicht aufhalten. Genug, daß sie sich alle an Gesichtszügen, Leibesgestalt, Gewohnheiten und Sitten gleichen, um ihre allgemeine Geschichte liefern zu können. Man wird bemerken, wenn sich einige Verschiedenheit in dem Charakter dieser Völker befindet, daß es daher kömmt, daß sie nahe an policierten Staaten liegen und mit civilisirten Nationen Umgang haben. Die Samojeden, welche die Gegenden um Archangel bewohnen, sind unter allen diesen Wilden die sanftesten und geselligsten. Einwohner

Samojeden bedeutet, nach vielen Schriftstellern, **Menschenfresser.** Sie sollen darum so genannt worden seyn, weil sie vor Zeiten ihre im Kriege gemachten Gefangene, und so gar ihre Verwandten und Freunde nach ihrem Tode aßen.

Die Merkmale, welche man von den Samojeden angiebt, sind sehr unvollkommen. Fast alle Nachrichten stellen sie uns als eine wilde, rohe Nation vor, die keine andere Einsicht, als den Instinkt hat. Die meisten Ihr Gemälde.

meisten dieser Wilden sind unter der mittlern Gestalt; doch versichert ein Reisender, welcher dieses Land durchreiset hat, er habe keinen gesehen, der nicht über vier Fuß gewesen; habe einige gefunden, die mehr als mittelmäßig groß gewesen, und bis sechs Fuß gehabt hätten; welches aber nicht mit denen stimmt, die sie, so zu sagen, zu den Zwergen rechnen. Die Samojeden haben einen harten, nervigten, breiten und vierschrötigen Körper; ein plattes Gesicht, schwarze Augen, deren Höle enge und länglicht ist, eine so zerquetschte Nase, daß das Ende derselben fast mit den Knochen des obern Kinnbacken gleich steht, die bey ihnen sehr stark und erhaben ist: sie haben einen großen Mund und kleine Lippen, große, platte und steife Ohren; ihr Haar ist schwarz wie Agtstein, hart, stark, und hängt ihnen über die Schultern: ihre Gesichtsfarbe ist braungelb; sie haben kurze Beine, aber dünne und sehr auswärts; ihre Füße sind sehr klein.

Die Männer haben fast wenig oder gar keinen Bart; und kein Haar, so wie die Frauen, an einem Theile des Körpers, außer am Kopfe; doch ist zu untersuchen, ob es ein natürlicher Fehler ist, daß sie ohne Haar sind, oder vielmehr eine besondere Eigenschaft ihres Geschlechts, oder ob es daher kömmt, daß beyde Geschlechter sie

sich ausreisen, so bald sie vorkommen, indem sie damit eine Idee von Schaam oder Ungestaltheit verbinden.

Ihre Frauen.

Die, welche vorgeben, die Samojedischen Weiber wären dem Monatlichen ihres Geschlechts nicht ausgesetzt, haben sich geirrt. Das Gegentheil ist durch eingezogene genaue Erkundigungen bewiesen; nur so viel bestätigt sich, daß ihr Monatsfluß schwach und gering ist. Eine andere, gleichfalls bestätigte Besonderheit findet sich an diesen Weibern, daß sie nemlich wie Lappländerinnen platte und kleine Brüste haben, die immer weich sind, selbst dann, wenn sie noch Jungfern sind, und deren Ende wie eine Kohle schwarz ist. Man könnte glauben, daß es die Folge der zeitigen Verheyrathung der Samojedischen Töchter sey, wenn es nicht bekannt wäre, daß sie diesen Fehler mit den Lappländerinnen gemein haben; obgleich diese letztern sich vor funfzehn bis zwanzig Jahren nicht verheyrathen.

Kleidung

Die Gesichtsbildung der Samojedischen Weiber gleicht vollkommen den Mannsgesichtern, außer daß sie ein wenig schmächtiger sind, einen dünnern Leib, kürzere Beine, und viel kleinere Füße haben; überdieß kann man beyde Geschlechter sehr leicht durch die Tracht unterscheiden; sie haben eine an Zeuge und Form der lappländischen sehr gleichkommende Kleidung. Es sind Felle

von Rennthieren, die Haarseite von außen gekehrt, und wie eine Art Kleid gemacht; oben an demselben ist eine Mütze, welche über die Schultern, wie eine Kappe, hängt; ferner Aermel, die sich mit zwey Pelzhandschuhen endigen, die sie hineinnehen, und Hosen und Strümpfe aus einem Stücke. Es wird mit einem Gürtel zugemacht, und bedeckt den ganzen Leib, man zieht es wie ein Hemde aus. Es ist in einem rauhen Klima so bequem, daß die Russen und andere, die in diese Gegenden reisen, es ihnen nachthun und sich derselben bedienen.

Das einzige Unterscheidungszeichen an der weiblichen Tracht, ist eine Folge von einer Art Koquetterie, welche ihrem Geschlechte eigen zu seyn scheinet. Sie suchen ihren Putz durch einige Stückgen Tuch von verschiedenen Farben zu verschönern, womit sie ihr Kleid bebrämen. Die, welche am meisten Ansprüche machen, flechten auch ihr Haar in zwey bis drey Zöpfe, binden daran kleine Kupferstücke mit einem Bande von rothem Tuche und lassen sie um ihre Schultern fliegen.

Ihre Wohnungen. Die Bauart der Samojeden, wie aller wilden Nordvölker ihre, hat viele Beziehung mit der Lappländischen, oder besser zu sagen, ist eben dieselbe. Bloße Zelter, elende Hütten, die von allen Seiten offen sind, machen ihre

ihre Schutzwehr gegen ein so rauhes Klima aus.

Diese Hütten bestehen aus zusammengenähten Stücken Baumrinde, und sind mit Rennthierhäuten bedeckt. Pfäle von mittelmäßiger Größe in einem Vierecke eingeschlagen, sind die Stützen dieser Gebäude; sie geben ihnen eine Pyramidenform. Oben aus dem Zelte führen sie eine Oefnung heraus, damit der Rauch einen Ausweg hat. Aus dieser Beschreibung sieht man, ob man wohl mit gutem Grunde alle dem Glauben beymeßen kann, was man von ihren unterirrdischen Wohnungen erzählt; doch sagt Johann Perry ganz zuverläßig, daß die Samojeden bey großem Froste in Hütten wohnten, die sie sich unter der Erde gruben; zu diesem Ende wählen sie einen trocknen und hohen Boden, in welchen sie sehr tief graben, ihn oben und an den Seiten mit Holz bewahren, und wenn sie alles wohl befestigt haben, eine Decke von dicht zusammen gelegten Rasen machen, und nur ein Loch zum Rauchfange lassen, das sie noch sorgfältig zu stopfen, wenn das Holz zu Kohlen gebrannt ist; und diese nemliche Oefnung brauchen sie auch zur Thüre, wenn sie sich wegen des Schnees der andern nicht bedienen können.

Die Beschreibung, welche Perry uns von diesen Hütten giebt, geht von der vor-

her-

hergehenden nicht sehr ab; es kann wohl seyn, daß der Verfasser keine Rücksicht darauf genommen hat, daß diese Hütten um mehrer Festigkeit willen in die Erde eingesenket waren.

Da es ihnen sehr leicht wird, diese Zelter zusammen zu legen, und mit ihren Rennthieren von einem Orte zum andern zu bringen, so ist es ohne Widerspruch wohl das Bequemste bey ihrem irrenden Leben. Der Boden trägt durchaus nichts eigentliches zu ihrer Nahrung; sie sind manchmal in die Nothwendigkeit gesetzt, oft ihre Wohnungen zu verändern, um das benöthigte Holz und das für ihre Rennthiere unentbehrliche Mooß zu suchen; dieß ist auch eine Ursache mit, die, mit dem Interesse der Jagd verbunden, verhindert, daß sie in großer Anzahl beysammen wohnen; denn selten sieht man über zwey bis drey Zelter, die sich einander nahe liegen. Da die Wüsten von unermeßlichem Umfange sind, so können sie auch den Ort so oft verändern, als es ihre Nothdurft erfordert, ohne einander nachtheilig zu seyn.

Im Sommer schlagen sie ihre Wohnung vorzugsweise an den Flüssen auf, um desto bequemer die Fischerey benutzen zu können, allein sie brauchen die Vorsicht, daß sie in einiger Entfernung von einander bleiben. Es scheint, als wenn es ihnen

noch

noch niemals eingefallen wäre, Gesellschaften zu machen.

Der Gebrauch der Pferde und Wagen ist ihnen unbekannt; sie bedienen sich nur der Rennthiere und Schlitten. Diese Schlitten sind von den Lappländischen sehr verschieden; scheinen bequemer und weniger gefährlich. Sie haben gemeiniglich acht Fuß in der Länge, drey bis vier in der Breite, und gehn vorne in die Höhe, wie Schlittschuhe. Der Führer sitzt hinten mit übereinander geschlagnen Beinen: vor ihm ist ein kleines oben ausgerundetes Brett fest gemacht, welches die parallelen Breter zusammenhält, woraus das Fahrzeug besteht. Hinten ist ein anderes, etwas erhöhtes, woran der, der den Schlitten regiert, sich stützt; in der Hand hält er einen großen Stecken, der ihm zur Peitsche dient. Man spannt daran gemeiniglich zwey dieser Thiere; der Zaum, womit sie sie lenken, ist an einem ledernen Riemen gebunden, der ihnen zum Halsbande dient. Schlitten

Man wird sich ohne Mühe vorstellen können, daß die Nahrung dieser Völker der Unfruchtbarkeit ihres Lands und ihrer insolirten Lebensart entsprechen muß. Im Winter ziehen sie den vornehmsten Theil ihres Unterhalts von der Jagd; im Sommer von der Fischerey. In der Wahl der Thiere, welche sie auf der Jagd fangen, Ihre Nahrung.

sind sie wenig schwierig; sie halten sie alle zum Essen für gut, und bezeugen auch gar keinen Eckel, todte Thiere, wenn sie sie finden, zu essen.

Doch machen diese Völker unter den Thieren einige Ausnahmen: die Hunde, die Katzen, das Hermeline und die, welche das kleine Pelzwerk geben, dienen allein zu ihrer Nahrung. Man weiß nicht, was wohl diese Ausnahmen verursacht haben mag; sie selbst wissen davon keinen Grund anzugeben.

Das Rennthierfleisch, aus dem sie ihre köstlichste Speise machen, essen sie stets roh; für sie ist das ganz warme Blut dieser Thiere ein delikates Getränke, und sie halten es für ein sicheres Verwahrungsmittel wider den Scorbut. Viele Schriftsteller haben von ihnen vorgegeben, sie melkten die Rennthiere, wie die Lappländer thun, aber es ist Irrthum; die Samojeden wissen ganz und gar diese Weise nicht: ihr gewöhnlicher Trank ist Wasser oder Wallfischsöl.

Malzeit.

Da ihre Eßzeit nicht bestimmt ist, so halten sie stets über dem Feuer einen Kessel, der mit allen Arten von Fleisch angefüllt ist. Jeder von der Familie kann frey und so oft es ihm beliebt, daraus seinen Hunger stillen.

Ihre Unreinlichkeit.

Der Gebrauch des Leinen ist ihnen unbekannt, und sie haben daher weder

Schnupftücher noch Servietten; zu Ersetzung dieses Mangels aber sehr feine Abschabsel von Birken. Wenn sie essen oder schwitzen, trocknen sie sich damit ab. Die einzige Beschäftigung der Mannsleute in diesem Lande ist, für die Nahrung jeder Familie zu sorgen. Doch finden sich Samojeden, welche Ruder, Stähle, Instrumente, womit man das Wasser aus den Fahrzeugen schöpft, und einiges andere Hausgeräth machen, das sie zu Archangel verkaufen; aber diese wohnen um die Gegend des weißen Meers, und stehn im Solde der Einwohner dieser Stadt. Der Handel, den sie mit den Russen führen, unterscheidet sie unendlich von den Samojeden, welche nur einzig und allein der Nothwendigkeit gehorchen. Ihre Beschäftigung

Die Weiber haben keine andere Beschäftigung, als die Kleider zu nehen, die Kinder zu erziehen, und zu sorgen, daß der Kessel immer in gutem Stande sey.

Wenn Männer und Frauen diese Pflichten erfüllen, so geht sie nichts auf der Welt mehr an; sie überlassen sich dem Schlafe. Rennthierhäute, um das Feuer herum ausgebreitet, sind ihre Betten, darauf legen sie sich zur Ruhe, die ihre einzige Leidenschaft zu seyn scheint. Den Geschmack zum Müßiggange haben sie mit allen Wilden gemein, er scheint den Unterscheidungscharak-

ter des, der bloßen Natur überlaßnen Menschen, auszumachen.

Ihr Reichthum.

Die Rennthiere sind, wie bey den Lappländern, der einzige Reichthum dieser Völker: sie kennen weder den Gebrauch des Gelds, noch den Unterschied zwischen den Preisen der Metalle, ausgenommen einige, welche in der Nachbarschaft der Russen wohnen, von denen sie hiervon wohl etwas Kenntniß bekommen haben können. Diese gehen im Winter mit ihren Rennthieren nach Archangel; bringen dahin Fischöl und andere Waaren, welche sie an einige Kaufleute oder rußische Bauren liefern.

Rennthierjagd.

Der Besitz vieler Haußrennthiere hält sie gar nicht ab, nach den wilden Rennthieren zu jagen; ihre Art sie zu fangen ist sehr merkwürdig. Diese Jagd geschieht nur im Winter; viele Jagende versammlen sich zu diesem Ende. Mit Hülfe ihrer Schlittschuhen, welche wie Lappländische gestaltet sind, verfolgen sie die Rennthiere mit unglaublicher Schnelligkeit. Der Stock, dessen sie sich zum Halten und Fortstoßen bedienen, ist oben mit einer kleinen Schaufel versehen, mit welcher sie Schnee nach den Rennthieren werfen, die sie jagen. Auf diese Manier bringen sie solche Thiere unmerklich auf die Seite, wo sie ihre Netze gestellt haben. So bald sie gefangen sind,

schießen

schießen sie sie mit Pfeilen tod, die sie stets bey sich führen.

Sie haben auch noch eine andere listige Art, die wilden Rennthiere zu fangen. Ein Samojede, mit Rennthierfellen bedeckt, stellt sich mitten unter einer Heerde zahme Rennthiere, und wartet, bis einige wilde Rennthiere sich unter diese mischen. Wird er nun eines von diesen gewahr, so schleicht er sich nahe an dasselbe, und durchbort es mit einem Spiesse, den er in der Hand hält.

Mit ihren Rennthieren kaufen sie sich die Mädchen, die sie zu ihren Frauen haben wollen: nichts wird eher geendiget, als bis dieser Punkt entschieden ist; weder vor noch nach dieser ehelichen Vereinigung folgt eine Ceremonie. Ein Mensch, der eine Frau haben will, besucht den Vater des Mädchen, auf welches er Absicht hat, und bietet ihm hundert bis hundert und funfzig Rennthiere. Werden sie einig, so giebt der Freyer die Rennthiere und der Vater seine Tochter; aber der erste kann sie wieder fortschicken, wenn er nicht mit ihr zufrieden ist, und alles was er gegeben, zurück nehmen. Um einen sehr sonderbaren Beweggrund kann einer seine Frau entlassen, wenn er nemlich findet, daß sie anders wo, als auf dem Kopfe, Haare habe. Heyrath

Es ist wahr, daß wenn ein Mann ein Mädchen zu seiner Frau nimmt, sie wegen

dieses Zufalls sicher seyn kann. Ein Samojede heyrathet sie gemeiniglich im neunten oder zehnten Jahre; und es ist bey ihnen etwas sehr gewöhnliches, Mütter von eilf und zwölf Jahren zu sehen, wie sie denn auch schon im dreißigsten unfruchtbar sind.

Zu den physikalischen Ursachen der kleinen Leibesgestalt und Unfruchtbarkeit der Samojeden, welche die nemlichen sind, wie bey den Lappländern, sollte man nicht auf die Gewohnheit, die Töchter vor dem reifen Alter zu verheyrathen, und die Freiheit, daß die Männer so viel Weiber nehmen können, als sie zu bezahlen vermögen, rechnen. Sollte es nicht auch eine der wahrhaften Ursachen der natürlichen Beraubung des Haars bey beyden Geschlechtern seyn? Man weiß, wie viel Uebereinstimmung diese Absonderung mit der Zeugung hat, und wie viel Modificationen ein zu frühes Erschöpfen oder ein zu zeitiger und übertriebner Mißbrauch der Fleischesvergnügungen, ein diesem Punkte, so wie bey der Stimme, nach sich ziehen kann.

Obgleich die Samojeden so viel Frauen, als ihr Vermögen reicht, nach übereingekommnen Preise kaufen können, so wird man doch selten finden, daß sie deren über fünfe haben; die meisten haben deren nur zwey. Ein Samojede heirathet nicht seine Verwandten, in welchem Grade es auch sey.

Da ihre Frauen ohne Schmerzen zu gebären gewohnt sind, so haben sie sie gleich wegen Untreue im Verdacht, und glauben, sie hätten mit einem Ausländer zu thun gehabt, wenn das Gegentheil geschieht. In dergleichen Fällen schlagen und mißhandeln sie sie, damit sie ihren Fehler gestehen sollen. Wenn die Frau sich für schuldig erkennt, so schicken sie sie sogleich zu ihren Aeltern zurück, die alles wiedergeben, was sie erhalten haben.

Dieses ist gerade demjenigen entgegen, was viele Schriftsteller davon erzählen, die für gewiß ausgeben, daß die Männer dem ersten, der sie besucht, ihre Weiber und Töchter anböten. Aber wir müssen nach dem Verfasser, dem wir folgen, gestehen, daß die Samojedinnen viele Schaam haben, weil man List gebrauchen muß, wenn man sie nackend sehen will; doch ist es sehr schwer zu begreifen, warum diese Frauen mit dieser Handlung einen Begriff von Schaam verbinden, es wäre denn, daß man voraussetzen wollte, sie hätten von andern Nationen, mit denen diese Wilden Gemeinschaft haben, Lehren der Schaamhaftigkeit und der Zurückhaltung erhalten.

So bald ein Kind geboren ist, geben sie ihm den Namen des ersten Gegenstandes, welcher sich ihren Augen darbietet, es sey Mensch, Thier oder Fluß; u. s. w. Die Kinder.

 Art,

Art, ihre Todten zu begraben, hat auch nichts besonders. Wenn ein Kind, das an der Brust liegt, stirbt, so wickelt man es in ein Stück von einem Rennthierfelle, oder von einem andern Zeuge, und hengt es an einem Baum im Walde; ist es aber über ein Jahr, so legt man es zwischen einige Bretter und begräbt es.

Bruyn hat bemerkt, als er in diesem Lande war, daß, obgleich die Samojeden sehr häßlich, ihre Kinder doch schön wären. Er sah eines von acht Wochen, welches in einer Wiege von gelben Holze lag: dieses Kind war sehr weiß und hatte eine angenehme Gesichtsbildung. Es war in grauer Leinewand eingewickelt: man hatte es an dem Leibe und Beinen mit Schnuren gebunden; der Kopf und der Hals waren aber blos.

Religion. Die Samojeden glauben das Daseyn eines allergütigsten höchsten Wesens, und und Schöpfers aller Dinge; sie setzen aber voraus, daß es keinen Antheil an dem nimmt, was hier unten vorgeht, und keinen Gottesdienst verlangt, daher sie auch nicht zu ihm beten.

Sie lassen auch ein anderes, ewiges, unsichtbares und allmächtiges Wesen zu, ob es gleich dem ersten untergeordnet ist. Sie messen ihm alles Böse bey, welches ihnen in diesem Leben wiederfährt: sie fürch-

ten sich ungemein vor dasselbe, aber erweisen ihm keinen Gottesdienst.

Die Sonne und der Mond sind für sie geringere Götter. Sie sehen die Sterne für Gottheiten an, deren Vermittelung ihnen nöthig ist, um an den Wohlthaten des Schöpfers aller Dinge Theil zu nehmen.

Sie haben auch kleine Götzen, die sie bey sich tragen; aber sie scheinen wenig daraus zu machen: sie beladen sich nur mit ihnen, weil sie sich an die Gewohnheiten ihrer Vorfahren sehr gewöhnt haben, und es die Traditionen so mit sich bringen, deren Bewahrer und Ausleger die Priester sind.

Es scheint, ihr Begriff, den sie von der Unsterblichkeit der Seele haben, beziehe sich auf eine Art von Seelenwanderung. Wenn ein Samojede stirbt, so legt man in sein Grab seine Kleider, seinen Bogen, seine Pfeile und alles, was ihm zugehört, aus Besorgniß, er möchte dieses alles in der andern Welt nöthig haben.

Ihre Priester.

Man findet bey den Samojeden keine der religiösen Ceremonien, die bey andern Nationen eingeführt sind: und doch haben sie eine Art Priester. Sie nennen sie Kordesnick oder Jabedes. Ob sie sie gleich in Verdacht einer Bekanntschaft mit dem bösen Geiste haben, so hegen sie doch viele

Hochachtung gegen sie. Das ganze Amt dieser Priester ist Rath zu ertheilen und Götzen nach ihrer Weise zu geben; bey den Heyrathen, Geburten und Begräbnissen haben sie keine Verrichtungen.

Wenn einer dieser Priester stirbt, so richtet man ihm ein Denkmal von Balken auf, die man von allen Seiten zusammenhäuft und verbindet, damit die wilden Thiere nicht dahin kommen können; alsdann breitet man ihn, mit seinen besten Kleidern angethan, darüber aus: legt ihm zur Seiten seinen Bogen, seinen Köcher und sein Beil: bindet zugleich ein oder zwey Rennthiere an, wenn der Verstorbene einige eigenthümlich besaß, und läßt sie so vor Hunger sterben.

Ihre persönliche Eigenschaften

Die Samojeden haben ein durchdringendes Gesicht, ein feines Gehör, und eine sichere Hand. Sie sind im Laufen von unglaublicher Leichtigkeit, und schießen den Bogen mit bewundernswürdiger Richtigkeit. Holländische Reisende versichern, als man einige Samojeden nach Moskau gebracht, und ihnen den Bogen zu ziehen befohlen, hätten sie es mit so vieler Geschicklichkeit gethan, daß alle darüber erstaunt wären. Man legte ein sehr kleines Stück Geld auf einen Baum, und stellte sie so weit davon, daß ein jeder anderer, als sie, es würde kaum mehr gesehen haben. Doch ihre

ihre Bogen trafen es allezeit, so oft sie abschossen.

Alle diese Eigenschaften, welche ihnen zu ihrem Daseyn unumgänglich nothwendig sind, vervollkommnen sich bey ihnen durch beständige Uebung, aber sie haben einen groben Geschmack, einen schwachen Geruch, ein hartes und stumpfes Gefühl; dieses kommt ohne Zweifel daher, daß die sie umgebenden Gegenstände von der Natur sind, daß sie gar keine feine Empfindung hervorbringen können.

Ehrgeitz und Eigennutz sind in Samojicien unbekannt: diese zwey großen Triebwerke, welche den größten Theil des menschlichen Geschlechts in Bewegung setzen, haben in das System dieser Völker gar keinen Einfluß. Es ist leicht zu glauben, daß ihre Art zu leben der Einfachheit ihrer Begriffe, und der Unfruchtbarkeit ihres Landes gemäß seyn muß. Ihr Charakter.

Doch sagen viele Schriftsteller, daß die Samojeden Fürsten, Richter und Herrn hätten, denen sie gehorchten. Aber sie haben davon niemals etwas gewust, und auch bis jetzt ist noch nicht so etwas bey ihnen. Sie zahlen sonder Widerrede den ihnen aufgelegten Tribut, ohne eine andere Art von Unterthänigkeit dem Oberhaupte anzuerkennen; sie zahlen ihn gerne, weil sie eben dasselbe von ihren Aeltern gesehen, und wissen,

sen, daß man sie in Verweigerungsfalle dazu zwingen könnte.

Die Samojeden sind von einander unabhängig: wenn ja ein Unterschied bey ihnen statt hat, so ist es nur bey dem Aeltesten der Familie und bey den Priestern; aber dieser Vorzug ist freywillig, und macht auf keine Weise Unterwürfigkeit.

So elend die Lebensart der Samojeden ist, so sind sie doch lustig, sorgenlos, und immer mit ihrem Schicksale zufrieden. Da einige von ihnen Gelegenheit gehabt, die Städte Moskau und Petersburg zu sehen, und Zeugen von den Bequemlichkeiten und der Anmuth des civilisirten Lebens zu seyn, so haben sie doch darüber gar nicht erstaunt geschienen; ihre Lebensart, standhaft alle dem vorgezogen, was sie da Anziehendes gesehen hatten. Ihr Abscheu vor der Knechtschaft, der Abhängigkeit und vor alle dem, was ihrem Hange zur Faulheit entgegen seyn könnte, läßt sie nur Unglück und Elend in jeder andern Art zu leben sehen.

Doch scheinen sie einiges Vergnügen an Toback rauchen, an Brantewein trinken zu haben, wenn sie sich außer ihren Wohnungen befinden; aber sie unterlassen es ohne den geringsten Kummer.

Diese dumme Unempfindlichkeit, die ihnen so natürlich ist, macht, daß sie gar nichts

nichts Wunder nimmt. So neu auch ein Gegenstand für sie ist, so rührt er sie doch nicht; ihre Aufmerksamkeit wird kaum erweckt; aber ihre Begierden scheint nichts erregen zu können. Hier ist eine Thatsache, die unser Verfasser bey dieser Gelegenheit erzählt.

„Ich ließ eines Tags, sagt er, ausdrücklich in einer Kammer viele Samojeden von beyderley Geschlechte versammlen, um sie desto leichter und näher untersuchen zu können. Ich hatte vorsetzlich „auf einem Tische Geld, Früchte, Brantewein stellen lassen, von denen ich ihnen „zuvor zu kosten gegeben; kurz, ich hatte alles „zusammengeraft, was ich zu Reitzung ihrer Begierden für gut befunden, ihnen „das Zimmer ganz allein überlassen, indem „sich alle Bedienten weg begeben musten, „und ich mich selbst in eine Ecke stellte, wo „ich sie, ohne gesehen zu werden, bemerken „konnte. Meine Beobachtungen hatten „aber nur wenig Stoff. Alle meine Samojeden kamen gar nicht aus ihrer Gleichgültigkeit. Sie blieben ganz ruhig auf „der Erde mit über einander geschlagnen „Beinen sitzen, und rührten nicht das geringste an. Nur die Spiegel schienen ihnen eine Art Verwunderung zu verursachen, aber sie dauerte nicht lange; nach „einem Augenblicke schienen sie alles ver-

„gessen

„gessen zu haben, und nicht mehr die ge„ringste Aufmerksamkeit darauf zu wenden.„

Viele Schriftsteller geben vor, wie wir schon gesagt haben, daß diese Völker sonst ihre im Kriege gemachten Gefangnen aßen, so gar ihre Freunde und Verwandten, wenn sie gestorben waren. Wie es sich auch damit verhalten mag, so ist doch dieser barbarische Gebrauch bey diesen Nationen nicht mehr. Wir sehen im Gegentheil nach allen Erzählungen, die wir haben, daß diese sonst gewesene Menschenfresser heut zu Tage, von einem ungezwungenen und sanften Umgange sind, und die Gastfreyheit ausüben.

Die Samojeden sind eben so simpel in ihrer Moral, als in ihren Lehrsätzen: sie kennen kein Gesetz; und wissen so gar von den Namen, Laster und Tugend nichts; wenn sie sich enthalten, Böses zu thun, so geschieht es aus blosen Instinkt. Sie sorgen für ihre Kinder bis sie in das Alter gekommen sind, und sie sich ihren Unterhalt Voltaire in seiner rusischen Gechischte von selbst verschaffen können. Hier ist das, was diesen Völkern sagt.

„Die Samojeden haben in ihrer Mo„ral eben so große Sonderbarheiten, als in „der Physik. Sie erweisen dem höchsten „Wesen keinen Gottesdienst. Sie nähern „sich dem Manicheismus, oder vielmehr

„der

„der alten Religion der Magi, in diesem „einzigen Punkte, daß sie ein gutes und „böses Principium annehmen. Der ent„setzliche Himmelsstrich, den sie bewoh„nen scheint auf einige Art diesen Glauben „zu entschuldigen, der bey so vielen Völ„kern so alt, und bey den Unwissenden „und Unglücklichen so natürlich ist. Bey „ihnen hört man von Rauben und Tod„schlägen nichts. Sie sind fast ohne Lei„denschaften, folglich ohne Ungerechtig„keiten. Sie haben in ihrer Sprache gar „keinen Ausdruck für Laster und Tugend. „Ihre äußerste Einfalt hat ihnen noch „nicht erlaubt, sich abgezogene Begriffe „zu machen. Die Empfindung allein re„giert sie, und es ist fast ein unzubestrei„tender Beweiß, daß die Menschen die „Gerechtigkeit aus Instinkt lieben, wenn „ihre unglücklichen Leidenschaften sie nicht „verblenden."

Alle Gebräuche, welche diese Völker unter sich beobachten, können nur die Wirkung eine von ihren Vorfahren erhaltene Ueberlieferung seyn: man könnte sie als ein Gesetz ansehen; aber man findet nicht, daß diese Tradition ihnen verbietet, zu tödten, zu stehlen, oder mit Gewalt sich in den Besitz der Mädchen oder Frauen eines Andern zu setzen; und doch hat man bey ihnen keine Beyspiele, daß dergleichen Verbrechen jemals von ihnen begangen

worden wären. Sie meynen, es sey nicht gut, sich des Guts eines Andern zuzueignen; sie begreifen gar nicht, wie es einem Menschen einfallen könne, seines Gleichen um das Leben zu bringen. In Ansehung der Frauen sagen sie, daß diejenigen, welche sie zu kaufen, die Bequemlichkeit hätten, eben so gut ihre Begierden begnügen könnten, als andere, welche sie mehr nach ihrem Willen finden würden, aber die sie nur mit Gewalt besitzen könnten. Man sieht, daß diese Völker keine andere Bedürfnisse haben, als die Nothwendigkeit der einfachen Natur; daß diese Gleichgültigkeit über die Wahl ihrer Gegenstände ihnen statt Grundsätzen ist, und sie ohne einer moralischen Regel, dieser zu folge, handeln läßt.

Ihre Sprache.

Die Samojeden haben eine besondere Sprache, die vieles von der Tartarischen und Lappländischen hat.

Produkte.

Die Gewächse, welche man in Samojicien findet, sind Wacholder, Fichten, Tannen und andere Bäume und Gesträuche dieser Art, ingleichen Steckrieben von außerordentlicher Größe und erstaunender Schönheit. Einige sind violblau, grau, weiß, gelblicht, ganz rothfleckig, den Scharlachbeeren gleich, und für das Auge so angenehm, als eine Nelke. Es wächst auch daselbst Mooß von allerhand Art, vor-

vornemlich dasjenige, welches den Rennthieren zur Nahrung dient; es scheint so gar, daß es das gemeinschaftlichste Produkt des Landes sey.

Die vierfüßigen Thiere und Vögel, welche man hier sieht, sind eben dieselben, welche wir in dem Artikel von Lappland beschrieben haben, ausgenommen der Pinguin, welcher ein besonderer Vogel ist. Vierfüßige Thiere, Vögel.

Der Penguin, oder Pinguin ist von der Größe eines Schwans; von verschiedenen Farben; sein Auge ist grau und groß, er hat einen spitzen braungelblichten Schnabel, Füsse von gleicher Farbe, die wie Gänsefüsse gestaltet sind. Er hat eine so harte Haut, daß man sie ihm abziehen muß, wenn man ihn essen will; sie ist so dicke, wie an einem Schweine. Dieser Vogel ist so fett, daß er kaum gehen kann. Er hat keine Flügel, aber zwey kleine Flügelchen, welche ihm von beyden Seiten, wie kleine Aermchen, herunterhangen, oben sind sie mit weißen und schwarz vermischten Federn bedeckt. Der Pinguin bedient sich seiner Flügelchen nur zum Schwimmen; er lebt fast stets im Wasser; kömmt nur an das Land, um sein Nest zu machen, und seine Jungen zu erziehen. Er trägt den Kopf sehr gerade und hoch; läßt seine Flügelchen an den Seiten längst herunterhängen, als wenn es Arme wären, in ei- Der Pinguin.

ner gewissen Entfernung würde man ihn für einen Menschen halten. Sein Fleisch hat den Geschmack der wilden Enten.

Die Reisenden haben bemerkt, daß es eine große Verschiedenheit in dieser Art Vögel giebt. Die, welche man in der Magellanschen Meerenge findet, und von denen wir bey Chili geredet haben, sind von denen auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung unterschieden, und diese letztern gleichen gar nicht der von uns eben beschriebenen. Daher hat Ray gesagt, es sey gar nicht glaublich, daß alle diese Vögel von einer Art seyn könnten.

Der sechste Artikel.

Island.

§. 1.

Beschreibung von Island.

Lage. Herr Horrebows, welcher vom Könige von Dännemark auf diese Insel geschickt worden, sagt, nach einer sehr genauen Untersuchung, daß sie im 64ten Grad, 6 Minuten der Breite, und nach dem Londonschen Meridian zu rechnen, im 25ten Grad westlicher Länge liegt, und also vier Grad mehr nach Osten zu, als man bisher geglaubt hat.

Island ist eine der größten Inseln von Europa; sie giebt, in Ansehung der Größe der Insel Großbritannien, welche die Reiche England und Schottland in sich begreift, nichts nach. Ihre Länge von Morgen gegen Abend, beträgt 120 Meilen, und ihre Breite von Mittag gegen Mitternacht 40 Meilen. Es ist dieses große Land sehr ungleich, von einem Ende bis zu dem andern rauh, voller unermeßlichen Felsen und Berge, welche so wohl von Süden gegen Norden, als auch von Osten gegen Westen, an einander stoßen; man findet aber zwischen diesen Bergen sehr fruchtbare und sehr große Thäler. Das Klima dieser Insel ist sehr gesund; man sieht daselbst wenige Nebel. Die Isländer haben einen Frühling, einen Sommer, einen Herbst, und einen Winter; in den kürzesten Wintertagen siehet man, in den am meisten nach Mitternacht zu gelegenen Gegenden dieser Insul, die Sonne nur eine Stunde lang. So wie Herr Anderson sagt, ist auch die Hitze im Sommer nicht außerordentlich. Wann in dieser Jahrszeit schlechtes Wetter ist, so erhebt sich gemeiniglich des Nachts ein Landwind, welcher den ganzen Umfang der Insel bestreicht. Zwischen neun und eilf Uhr des Morgens folgt ein kleiner Seewind und dauert bis fünf Uhr Nachmittags, bisweilen auch den ganzen Abend. Diese See- und Landwinde küh-

Umfang.

Klima.

len sehr angenehm ab, und bringen weder Regen, noch sonst schlechtes Wetter. Der Winter ist in dieser Insel nicht unerträglich: wenn es zwey, höchstens drey Wochen gefroren hat, so wird das Wetter wieder gelind; der wenig gefallene Schnee schmilzt, und das Vieh findet auf den Feldern sehr leicht seine Weide. Doch fällt zuweilen mehr Schnee in dem nördlichen Theile dieser Insel, als in dem mittäglichen; es geschieht aber solches vermittelst der Nordwinde und zu der Zeit, wenn das Eis aus Grönland ankömmt. Die Anlandung an der Insel ist ziemlich leicht, ausgenommen bey der Einfahrt verschiedener Häfen, als **Quebeck**, **Grindevins**, **Bälsand**, wo das Ufer durch Klippen und Sandbänke uneben ist, wofür aber die Seeleute sich in Acht zu nehmen wissen. Gegen Westen dieser Insel in dem *Bicdiefiord*, und von außen des Quartiers Bale finden sich verschiedene kleine Inseln, worinn vortrefliche Viehweiden sind. Man siehet wenig dergleichen Inseln von Süden gegen Norden; es giebt deren noch weniger gegen Osten, wo Papoë fast die einzige ist.

Die Berge dieser Insel sind nicht so steil, wie Herr Anderson vorgiebt; die Einwohner der nördlichen Gegenden gehen mit vielen hundert Pferden, ohne Mühe, herüber, wenn sie ihre Vorräthe von

Stock=

Stockfisch aus den südlichen und westlichen Provinzen holen. Bisweilen findet man oben auf diesen Bergen eine flache Ebene von drey oder vier Meilen im Umfange, vortrefliche Weiden, Seen und sehr fischreiche Teiche.

Nahe bey diesen Bergen, über welche man geht, sieht man erhabenere, die Joekelens genannt werden, d. i. Berge, deren Gipfel beständig mit Eiß und Schnee bedeckt sind; es fließen im Sommer große Bäche herab, deren Wasser aber dick, schwarz und meistentheils von einem üblen Geruch ist.

In der Nachbarschaft dieser Joekelens giebt es noch höhere Berge, auf welchen aber der Schnee und das Eiß nicht das ganze Jahr hindurch bleiben: wahrscheinlicherweise muß man die Ursach in den Eigenschaften des Salpeters suchen, der daselbst in Menge gefunden wird.

Ueber die Natur dieser Joekelens verwundert man sich nicht weniger als über die Phenomena, die man darauf wahrnimmt. Diese Berge verlieren oder gewinnen täglich an ihrer Gestalt; bald wachsen sie, bald werden sie kleiner, bald werden sie breiter, bald schmäler. Wenn man zum Exempel die Fußtapfen dessen, welcher den Abend vorher herüber gegangen ist, bemerket und ihnen nachgeht, so

verlieren sie sich auf einmal, und man befindet sich an Stücken Eiß, über welche schlechterdings nicht fortzukommen ist, woraus man schließt, daß dieses Eiß den Tag vorhero noch nicht da gewesen sey. Dieses Factum bestätiget sich sehr leicht, weil, wenn man den ersten Weg verläßt und um die Joekelens herum geht, man die Fußtapfen der Reisenden auf der nemlichen Höhe und auf derselben Linie, als die erstern, widerfindet. Es trift sich auch, daß man einen Uebergang und einen Weg an Orten findet, wo einige Tage zuvor unzugängliche Stücken Eiß lagen.

Einige unvorsichtige Reisende, die über dieses Eiß gehen wollten, verloren ein Pferd in den Ritzen, welche sich darinn befinden; das sonderbarste ist, daß man wenige Tage nachher das Pferd auf dem Eise ausgestreckt wieder gefunden hat; was also eine Tiefe oder ein Abgrund war, wird ganz eben und gleich, und hat keinen leeren Raum mehr.

Es folgt daraus, daß in der That kein sicherer Weg über diese Jökelens ist, und die Reisende daselbst unangenehme Vorfälle haben können; unterdessen geschehen doch solche nur selten. Man findet Jökelens nur in dem Canton Skaftefield in dem mittäglichen Theile der Insel.

Die übrigen mit Eis bedeckten Berge, als der Hecla, der Wester, der Jockel und andere, sind von einer ganz verschiedenen Natur, und verändern ihre Gestalt nicht, wie jene. Die meisten dieser Berge bringen viel Kräuter hervor; man findet auch einige, welche verbrannt sind und trockenen Felsen gleichen.

Herr Anderson behauptet, Island bestehe aus einen einzigen Felsen; wenn dieses wahr ist, so ist es gewiß auch der größte Felsen der ganzen Welt. Es sind nur wenig Höhlen in diesem Lande. Man trifft deren einige an den Orten an, wo vor Alters einige Erdentzündungen gewesen sind: man siehet hier, wie in jedem anderen Lande, eine feste, dichte, schwere, und an verschiedenen Orten so gute Erde, als man sie zum Aussähen wünschen kann. Hieraus zeigt sich nicht, daß Island nur aus einem einzigen Felsen bestehe.

Die Thäler, welche mitten im Lande liegen, und schöne Viehweiden haben, sind nicht bewohnt; sie sind von vielen Flüssen, Bächen, und selbst von Seen, die vortrefliches süßes Wasser haben, und eine große Menge Lachs und Forellen ernähren, unterbrochen. Die andern großen Thäler sind alle viel tiefer, als die mitten im Lande; sie erstrecken sich gegen die Küsten, und längst dem Meere zu: es giebt darunter

einige, welche 4 bis 5000 Meilen breit, und andere, welche sich einige 1000 Meilen zwischen dem Berge schlängeln, und sich hernach bis an die Ufer des Meers erstrecken. Alle diese großen Thäler haben wiederum kleinere, worauf man allerhand Kräuter ziehet.

Alle die Flüsse und Ströme, welche von den Bergen auf die flachen Länder herabfließen, sind sehr fischreich; das Meer bildet auch sehr große und zum Fischfange sehr bequeme Meerbusen. Es giebt noch verschiedene sehr vortrefliche große und kleine Seen von süßem Wasser, welche gute Fische haben.

Wenn die Erdfrüchte nicht allenthalben in gleicher Vollkommenheit gerathen, so liegt die Schuld davon weder an dem Boden, noch an der Luft, sondern an der Unwissenheit derer, die das Land bauen. Wir wollen hier einen merkwürdigen Beweiß von der Güte des Bodens mittheilen Im Herbst 1750 hatte eine Kohlstaude in einem Garten Saamen getragen; man versäumte aber ihn zu sammlen, und im Frühling des folgenden Jahrs sah man um die alte Pflanze eine Menge jungen Kohl hervorkommen, der von dem Saamen, den man zu sammlen vergessen, und sich selbst gesäet hatte; dieses war noch gerade ein Jahr, dessen Winter die Isländer für

sehr strenge hielten. Inzwischen hatte der Saame doch den Winter ausgestanden, ohngeachtet er fast bloß auf der flachen Erde, und zwar in einer sehr unbequemen Gegend, wo die Sonne fast gar nicht hinkommen konnte, gelegen hatte.

Wenn man in die Erde gräbt, findet man auf allen Seiten verfaulte Strünke und alte Wurzeln, welches beweiset, daß hier in vielen Gegenden Wälder gewesen sind, wo man jetzt keine mehr antrift. Man findet auch in Erde eine sehr besondere Art Holz, welches schwarzer Brand genennt wird. Es liegt ziemlich tief, in breiten und dünnen Stücken, wie Täfelchen von mittler Größe, und zwar immer zwischen Feißen oder großen Steinen, die es oben und unten bedecken. Dieses Holz ist ganz besonders schwer, schwarz, hart, wie Ebenholz und geflammt; es läßt sich hobeln, giebt sehr feine Spähne, und wird verarbeitet.

besonderes Holz.

Man findet in Island, wie überall, allerhand Arten von Erdreich, und Herr Anderson hat Unrecht, wenn er sagt, daß man daselbst nichts, als alte Asche und Staub von verbrannten Steinen anträfe. Es ist zwar wahr, daß man in Island überall Sand, und zwar so gar in großer Menge findet, besonders in denen Gegenden, wo Berge Feuer ausgespien haben.

Erdreich.

Diese Ausbrüche haben gemeiniglich durch das schnelle Schmelzen des an den Schlunden dieser Vulkane befindlichen Eißes und Schnees beträchtliche Ueberschwemmungen verursacht, und weil durch das viele Wasser die obersten Lagen, die aus guter Erde bestanden, weggeschwemmet worden, so ist nichts als bloßer Sand zurückgeblieben. Man findet hier weder puzolanische Erde, noch Staub von verbrannten Steinen, ausgenommen, an den Orten, wo Vulkane, als der Hecla, der Krasse und andere gewesen sind.

Das Erdreich in Island ist von sehr verschiedener Art. Man findet daselbst gute fette, thonigte, sandige und schlammige Erde, imgleichen Moräste, die man im Sommer austrocknet, und die auf dem Grunde aus guter Erde bestehen. Der Torf ist daselbst sehr gemein, und in vielen Gegenden sehr gut. Das Erdreich ist nicht, wie man den Herrn Anderson überredet hat, überall mit Schwefel angefüllt.

Das Gras wächst gegen Norden viel geschwinder und viel reichlicher, als gegen Mittag, und dieses geht ganz natürlich zu. In der nördlichen Gegend schmilzt der Schnee an einigen Orten öfters nicht eher, als um Johannis; folglich siehet man vorher daselbst kein Gras hervorkommen; allein 14, auch wohl 12 Tage nachher, kann

man schon welches mähen, das von unglaublicher Schönheit und ohngefehr einen Fuß lang ist. Es läßt sich leicht begreifen, daß der Schnee, womit die Erde bis dahin bedeckt gewesen, sie vor dem Froste verwahret, und gedünget hat. Wann nun hernach die Sonne senkrecht darauf gefallen, und ihre Strahlen lange über den Horizont ausgebreitet hat, so muß nothwendig das Gras desto stärker hervor schießen. Da hingegen in der südlichen Gegend die Erde gar keine Decke vom Schnee erhält, so bleibt sie nackend und ist der Gewalt des Frostes ausgesetzt, wodurch sie ihre Fruchtbarkeit verlieret.

Eintheilung von Island.

Island wird in 18 Bezirke oder Horden getheilt, davon jeder so groß ist, als eine kleine Provinz von 30 bis 35 Meilen. Einige sind sogar so groß, daß man darinnen zwey Unteramtleute hat ansetzen müssen. Die meisten dieser Bezirke sind durch Gebirge abgesondert; man findet aber auch einige, die durch große Meerbusen, oder auch durch Flüsse, von einander geschieden werden.

Die meisten Berge, die in der Mitte der Insel liegen, sind unfruchtbar und unbewohnt. Nur wenige sind mit Gras bewachsen; allein diejenigen, die nahe an den Bezirken, welche sie von einander trennen, oder in den Bezirken selbst liegen, sind über-

überhaupt sehr fruchtbar und geben die vortreflichste Nahrung für das Vieh.

Die unfruchtbaren Berge sind in zwey Gattungen getheilet. Einige sind bloße Berge, die aus Felsen und Sand bestehen; andere aber sind Joekuls, d. i. soviel als Felsen, die das ganze Jahr hindurch entweder ganz und gar, oder nur oben auf dem Gipfel, mit Schnee und Eiß bedeckt sind. Diese Joekuls sind nicht die höchsten Berge. Einige sind vielmehr so niedrig, daß verschiedene andere umherliegende Berge sehr merklich über sie hervorragen, und dennoch findet man im Sommer keinen Schnee auf den letztern, wovon die Ursach ohne Zweifel in der Natur und innern Beschaffenheit des Erdreichs gesucht werden muß.

Man findet auch weiter im Lande hinein viele an einander hängende Gebirge, zwischen welchen große Thäler liegen, die aber nicht so breit sind, als diejenigen, die an die Küsten stoßen. Allem Ansehen nach sind diese Thäler eben so hoch, als die Berge, die man nahe am Ufer der Insel und auf beyden Seiten antrift. Wenn sie niedrig zu seyn scheinen, so ist dieses nur in Vergleichung mit den hohen Bergen, die sie umgeben. Dieses läßt sich daraus beweisen, daß, je weiter man kömmt, wenn man das Land durchreiset, desto

höher, jedoch auf eine unmerkliche Art, steigen muß.

Die großen Thäler, die bewohnt sind, machen die eigentlichen Bezirke aus; sie enthalten noch kleinere Thäler, die dazu dienen, allerhand Grünes und Kräuterwerk aufzuziehen. Einige Privatpersonen haben daselbst Häuser, die sie im Sommer bewohnen, und wo sie Leute halten, die das Vieh warten, und Wolle, Milch und Butter einsammlen müssen.

Die 18 Landschaften, oder Bezirke, in Island, werden Sypßels genannt. Die Sypßels Mule und Skaftefield, gegen Morgen, haben ein jeder 2 Sypßelmänner, oder Unteramtleute, weil sie einen grossen Strich Landes enthalten. Ueberhaupt zählet man 21 Sypßelmänner in ganz Island, den Sypßelmann der Inseln Westman, mit eingeschlossen. Derjenige, der über Mule gesetzt ist, und die südliche Gegend beherrschet, auch in der Mitte des Bezirkes wohnet, hat 15 Kirchspiele unter sich, und muß im Frühling mehr als 50 Meilen machen, um sein Gebiete zu bereisen, woraus man sieht, was für einen starken Umfang, und was für einen Bezirk ein Sypßelmann zu übersehen hat.

Es giebt allhier mehr Städte als Dörfer. Die 22 Häfen in Island sind mit Handelsplätzen umgeben, die man Städte

nennen

nennen kann, wenigstens nennt man einige Gegenden so, die der dänischen Handlungsgesellschaft gehören, und wo mit den Einwohnern des Landes Verkehr getrieben wird.

Wir müssen hier anmerken, daß das, eine Stadt genannt wird, im strengen Verstande nicht mit dem Hauptbegriffe, den man mit diesem Worte verbindet, übereinkömmt. Diese Städte bestehen blos aus Häusern der Isländischen Handlungsgesellschaft die an der Zahl drey bis vier ausmachen, wenn man die Küchen, die Kramläden und die Niederlagen mitrechnet; daher sind es nicht Städte, wie in andern Ländern. Wir wollen dem Leser Gelegenheit an die Hand geben, selbst zu beurtheilen, ob die Wohnplätze, die man in Island findet, Städte oder Dörfer zu nennen sind.

Ein jedes Pachthaus ist allein gebauet, und mit Wiesen umgeben, und hier wohnen so viele Miether oder Pächter, als der Eigenthümer nur habhaft werden kann, denen er die Wiesen oder die Häuser vermiethet. Zuweilen hat ein einziger von diesen Eigenthümern 5 bis 6 Pächter um sich, die man Hialege-Männer nennet, welches so viel als Leute bedeutet, denen man ein Stück Landes neben seiner Meierey vermiethet, und das Haus worinn ein solcher

Miether wohnet, wird Hjaleg genennet. Diese Hjalege-Männer unterscheiden sich vermittelst dieses Nahmens von andern Pächtern dadurch, daß sie Weiden haben, auf welchen sie eine oder mehrere Kühe halten können, an statt daß die andern nur eine bloße Wohnung zur Miethe haben. Eben so ist es auf der ganzen Insel beschaffen, und daher kömmt es, daß sie in Kirchspiele eingetheilet wird. Eine jede Meierey liegt besonders, und öfters in einer großen Entfernung von einer andern, welches vielmehr eine kleine Stadt als ein Dorf vorstellt; denn es giebt Meiereyen, die aus 20 bis 50 Gebäuden bestehen.

Es darf niemand in diesem Lande, auch nicht das kleinste Haus ohne Erlaubniß und Theilnehmung der Obern oder der Eigenthümer, bauen; sie würden eher auch für den kleinsten Fleck einen Proceß anfangen, als zugeben, daß jemand auf ihrem Grunde ohne ihren Willen, und ohne einigen Nutzen für sie, bauete. Die Bauart der Isländer ist nicht ohne Vortheil; denn weil um eine jede Meierey das dazu gehörige Land rund umher liegt, so entspringt daraus mehr Bequemlichkeit für die Erndte und die Beobachtung der Arbeiter auf dem Felde, ferner auch mehr Sicherheit für Feuersgefahr und andern Zufällen.

Es muß uns nicht wundern, daß diese Völker die Küsten zu ihren Wohnplätzen ausgesucht haben; denn ihre Ufer sind mit einer außerordentlichen Menge Fische angefüllt, und die Pflanzörter der Compagnie, welche das Recht zu handeln hat, sind ohnweit den Häfen; überdieses haben die Einwohner, seitdem die letzte schwarze Pest dieses Land verheeret hat, den Ackerbau gänzlich aufgegeben, und leben nur von der Fischerey.

§. 2.

Einwohner von Island.

Die Isländer sind von einer starken und guten Leibesbeschaffenheit. Von ihrem fünf und zwanzigsten bis funfzigsten Jahre legen sie sehr mühsame Proben ihrer Kräfte ab; nach dieser Zeit aber vermindern sich ihre Kräfte unvermerkt, sie sind alsdann fast immer von einigen Krankheiten überfallen, welche sie, nach einer Mattigkeit von einigen Jahren, ins Grab führen. Diese Krankheiten sind die Schwindsucht, und alle Gattungen von Brustkrankheiten; es ist sonder Zweifel, daß solche von ihren schweren Arbeiten zur See, und von der wenigen Sorge, die sie für sich tragen, entstehen. Oefters, wenn ihre Barke nahe am Ufer ist, springen sie ins Wasser, um sie zu führen und zu verhindern,

dern, daß sie nicht zu heftig an das Land stoße und Schaden nehme; sie werden dabey fast über und über naß, und brauchen nicht einmal die Vorsicht sich umzukleiden. Diese Insulaner gelangen zu keinem hohen Alter; man findet deren wenige, die bis hundert Jahre leben. Sie sind überhaupt wohl gewachsen und haben schöne weiße und gesunde Zähne.

Herr Anderson sagt, daß diese Völker Maschienen, Automaten und zaghafte Leute sind, welche man nicht zu Abfeuerung eines Gewehrs gewöhnen kann. Er irrt sich aber; denn die Erfahrung zeugt, daß sie zum Kriegsdienst sehr fähig sind. Einige Isländer sind in Dännemark gewesen, haben gedient, und sind so gar zu der Stufe eines Ingenieur-Hauptmanns gelanget. Wenn man nicht deren eine größere Anzahl unter der Armee des Königs von Dännemark findet, so ist es deshalb, weil das Land nur mittelmäßig bevölkert ist; man zählet darinnen nur 80000 Seelen. Die Isländischen Jahrbücher bezeugen, daß vor Alters viele von ihnen reiseten, und sie weder zaghaft noch blöde waren; in den bürgerlichen Kriegen, die unter ihnen entstunden, haben sie eben so wohl Beyspiele der Tapferkeit als der Wuth bewiesen. So bald man nur einen Isländer ein Gewehr giebt, so

Ihr Character.

macht er keine Schwierigkeit, es loszudrücken, wenn er auch niemals damit umgegangen wäre.

Die Anzahl Isländer, welche sich durch ihre Wissenschaften bekannt gemacht haben, ist ebenfalls ein überzeugender Beweiß, daß sie nicht so dumm sind, als man es von ihnen vermuthet hat. Man findet selten einen ganz Unwissenden unter denen, welche auf der Universität zu Koppenhagen studiren. Ueberhaupt sind es kluge und einsichtsvolle Köpfe.

Die Isländer werden in Koppenhagen, oder an andern Orten, ansäßig, wenn sie sich einem gewißen Gewerbe gewidmet. Man hat in dieser Stadt verschiedene Professoren, Rectoren, Uhrmacher und Meister von andern Gewerben gehabt, die geborne Isländer waren. Zu Holum, einer Bischöflichen Stadt, sahe man einen Isländer, welcher einer Buchdruckerey vorstund; er hatte seine Lehrjahre in Koppenhagen ausgestanden, woselbst er sich auch lange Zeit aufgehalten hatte; er reisete hierauf nach verschiedenen Städten, und wurde endlich von Danzig nach seinem Vaterlande zurück berufen; er machte auch keine Schwierigkeiten zurück zu kommen.

Herr Anderson wirft ihnen noch vor, daß sie in einer ganz uneingeschränkten, zügellosen Freiheit lebten, und faul und hals-

starrig

starrig wären; die Isländer aber haben ihre Vorgesetzten, eine Policey, und werden nach gerechten und billigen Gesetzen gerichtet und bestraft, wenn sie schuldig befunden werden; es sind also diese Vorwürfe übel gegründet.

Die Weiber sind nicht von einer so starken Leibesbeschaffenheit, als die Männer: überhaupt scheinen sie sehr empfindlich für die Kälte. Wenn man von ihren Beschäftigungen die Heu-Erndte ausnimmt, so wird man finden, das sie deren nur sehr leichte haben, die wenig Kräfte erfordern. Diese Weiber gebähren nicht so leicht, als der Herr Anderson vorgiebt: sie baden sich nicht, noch legen sie sich nach dieser schweren Arbeit zu Bette. Sie sterben öfters in Kindesnöthen, weil es ihnen an Hülfe und nöthiger Vorsorge fehlet: denn sie haben weder Hebammen, noch Wundärzte, welche in der Kunst der Geburtshülfe erfahren sind. Es ist eine allgemeine Regel, daß sie acht bis zehn Tagen und zuweilen länger das Bette hüten.

Herr Anderson hat seinen Haß gegen diese Völker ausgelassen; man weiß nicht, warum er überall sich der unangenehmsten Farben bedient hat, sie abzumahlen. Man höre nur, wie er von ihren Sitten redet. „Diese ganze unglückliche Nation kennt we„der Gott noch seinen Willen; der größte Sitten.

 „Theil

„Theil von ihnen ist abergläubisch, ohne „Bedenken und Gewissen; der Schein des „kleinsten Vortheils bestimmt sie, falsche „Eidschwüre wider ihre nächste Verwandte „zu thun; sie sind zänckisch, boshaft, rach„süchtig, heimtückisch, böse, lüderlich, un„züchtig, betrügerisch und diebisch.“ Es giebt wenig Nationen in der ganzen Welt, von welchen man solche nachtheilige Sachen sagen könnte. Die Isländer sind seit 700 Jahr Christen, und man kann daher ihnen nicht die Kenntniß Gottes und seines Willens ableugnen. Dieses Gemälde ist zu stark, und verdient keinen Glauben; überdieß rechtfertigen diejenigen, die Isländer so wohl in Island, als auch in Dännemark gekannt haben, sie wegen dieser kühnen Beschuldigung. Nach Herr Horrebow kann man sogar versichern, daß das Hausgesinde dieser Nation so tugendhaft und Pflichterfüllend ist, daß ein Herr solche ungern von sich läßt.

„Giebt es wohl ein Laster,“ fährt Herr Anderson fort, „das man nicht bey denen „Leuten antrift, welche in der grösten Un„abhängigkeit leben, von nichts innerlich „erleuchtet werden, und weder von himm„lischen noch irrdischen Gesetzen einen äus„serlichen Zwang erhalten; welche in den „Wüsten, oder auf dem Meere leben, und „sich unbestraft ihren viehischen Begierden

„überlaßen, vornemlich der Trunkenheit, „welche die Mutter aller Laster ist?“

Warum hätten die Isländer keine natürliche Grundsätze, die den Menschen zum Guten führen? Warum wären sie ohne inneres Licht, ohne Gewissen, da sie doch im Christenthume erzogen sind? Wie könnten sie sich, wenn sie auch noch so außerordentlich böse wären, ungestraft ihren viehischen Lastern überlassen, da sie doch Vorgesetzte haben, die über die guten Sitten wachen, und die Schuldigen bestrafen?

Wärend der ganzen Zeit, daß die Isländer auf der See fischen, haben sie nicht die geringste Gelegenheit, Gottlosigkeiten auszuüben; sie nehmen keinen Brantewein mit sich, wenn sie auf der See gehen, sondern nur ihr Getränk, welches Syrc genannt wird, und ein wenig Toback. Kommen sie wieder ans Land, welches Herr Anderson zu einer Wüste macht, so sind sie müde, hungrig, und nur darauf bedacht, ihre Fische zuzurichten, sie zu essen, und sich auszuruhen.

§. 3.

Kleidung der Isländer.

Die eigentliche Isländer kleiden sich mit Zeugen, die sie selbst verfertigen. Die Männer und Weiber machen ihre Ober-

kleider aus einem groben Tuch, welches im Lande gewebt wird, und bey ihnen Wadmel heißt. Einige Weiber und Mädchen tragen Schürzen und Zeuge, welche aus Dännemark kommen. Die reichen Leute, die Justitzbeamten, und einige andere, kleiden sich wie die Einwohner von Coppenhagen; tragen Kleidung von schönem Tuche mit Seide gefüttert.

Kleidung der Männer.

Die gewöhnliche Kleidung des gemeinen Volks ist unserer Matrosen ihrer ziemlich gleich; sie bestehet im Sommer in Weste und Hosen von Leinewand, und im Winter von Wadmel: einige haben auch Kleider, die wie die dänischen gemacht sind. Jede Manns-Person trägt überdieß noch ein langes Kleid, wie ein Ueberrock gemacht, der Hempe heißt. Man bedienet sich dessen außer dem Hause, wenn man reiset oder in die Kirche gehet. Die Schuhe, welche die Weiber verfertigen, sind gewöhnlich von Schafleder gemacht. Die Weiber bereiten es zu, indem sie das Haar, oder die Wolle, davon abschaben und hernach das Leder und die Häute trocknen lassen. Um Schuhe daraus zu machen, weichen sie es nur in Wasser ein: diese Schuhe schließen genau an den Füßen; haben keine Absätze; man befestiget daran einige Riemen von sehr dünnem Schaafleder. Zwey davon sind hinten am Schuhe, und werden

oben

oben auf dem Fuß zugebunden; die beyden andern sind an den Seiten, da wo unsere Schuhriemen sind, und werden vorne am Fuße gebunden. Die Hemden sind von leichten Flanell, oder grober Leinewand. Wenn die Männer auf den Fischfang gehen, so ziehen sie über die gewöhnlichen Kleider andere von Schaaf- oder Kalbleder; wenn sie vom Fischen zurückkommen, so ziehen sie sie sogleich wieder aus.

Die Weiber tragen Röcke, Kamisöler und Schürzen von Wadmel, oder andern Tuch. Ueber das Kamisol ziehen sie gemeiniglich einen weiten Rock mit engen Aermeln, welche ihnen bis auf die Hände gehen; er gleicht dem, welchen die Jesuiten trugen, ist aber nicht so lang, als die Unterröcke, welche eine Hand breit hervor gehen. Er ist allemal schwarz, und wird wie der Männer ihrer, Hempe genannt: unten ist er mit einem sammetenen Bande, oder mit einer Art Borten besetzt, die sie selbst verfertigen, und die den Spitzen gleichen. Alles ist sehr sauber geneht. Kleidung der Weiber.

Wohlhabende Leute tragen auf der Hempe, vorne herunter, verschiedene Paar silberne Schnallen, die zierlich gearbeitet und fast allemal vergoldet sind. Sie dienen blos zum Schmucke. Die Schürzen sind auch unten mit sammtenen oder seidenen Bändern von verschiedenen Farben besetzt.

setzt. Oben sind daran drey große Knöpfe von Silberdrathe, die gemeiniglich vergoldet oder auch von Kupfer sind. Sie dienen, die Schürze an einen Gürtel zu befestigen, der mit kleinen Blechen und Bukeln von Silber oder Kupfer besetzt ist, und verschiedene Knopflöcher hat. Dieser Gürtel wird vorne durch einen Haken von eben dieser Arbeit zusammen gehalten. Die Kamisöler, welche immer schwarz sind, und knap an den Leib paßen, mit engen Aermeln bis hervor an die Hand, sind ebenfalls auf allen Näthen mit seidenen oder sammtnen Bändern von allerhand Farben, und vorne mit einem Stücke sehr schönem seidnen Zeuge besetzt. Jeder Aermel hat am Ende vier bis sechs silberne oder kupferne Knöpfe. Am Halse haben sie einen steifen Kragen, der drey Finger breit ist, und ein wenig absteher, woran sich der Ueberrock genau schließt. Dieser Kragen ist gemeiniglich von einem schönen seidenen Zeuge, oder schwarzen Sammte, und mit einer goldnen oder silbernen Dresse besetzt.

Ihr Kopfputz ist ein großes, weißes Schnupftuch von grober Leinewand und sehr steif: darüber geht noch ein anderes, feineres Tuch, in der Gestalt eines Zuckerhutes, der drey Fuß hoch ist. Ueber diese Tücher binden sie noch ein anderes von Seide, welches die Stirne bedeckt, und

drey oder vier Zoll breit ist. So ist der wahre Kopfputz, wie er bey allen Personen dieses Geschlechts, sie mögen verheyrathet oder unverheyrathet seyn, im Gebrauch ist.

Außer dieser gewöhnlichen Kleidung, bedienen sich diejenigen Weiber, welche Mittel dazu haben, verschiedener kleiner Zierrathen von Silber, die sauber gearbeitet sind, zumal aus vergoldeten Silberdrathe: Z. E. großer Knöpfe in bunte Steine gefaßt; sie stecken deren drey vorne an den Kopfputz, einen unter den andern. Am Hochzeittage tragen sie eine Krone vom vergoldetem Silber, die bis auf die Stirne geht; haben noch zwey Ketten von vergoldetem Silber, wie Sträußer oder Andreas-Kreuze daran gebunden, die sowohl auf der Brust, als auf dem Rücken zusammen gehn; in dieser Ceremonie tragen sie keine Hempe. Den Hals umgiebt eine andere Kette, an welcher ein kleines Balsambüchsgen auf der Brust herunter hängt und künstlich gearbeitet ist. Dieses Büchsgen öfnet sich auf beyden Seiten, und ist gemeiniglich wie ein Herz oder Kreuz gestaltet. Der Putz und die Zierrathen dieser Weiber sind, wie Herr Horrebow sagt, von sehr gutem Geschmacke und mögen drey bis vierhundert Reichsthl. zu stehen kommen. Sie tragen Schuhe, die den Männern ihren völlig gleich sind.

§. 4.

Wohnungen der Isländer.

Bauer-Haus. Wir wollen die Beschreibung dieser Wohnungen mit einem gewöhnlichen Bauerhause anfangen, uns aber damit nicht aufhalten, alles das zu widerlegen, was Herr Anderson sonderbares und lächerliches in dieser Absicht sagt.

Die Wohnung eines Bauern bestehet aus einem langen und ohngefehr eine Klafter breiten Gange, über welchen Querbalken liegen, die das Dach tragen, in welchem in gewisser Weite runde Oefnungen angebracht sind, damit das Licht hinein fallen kann. Diese Oefnungen sind mit kleinen viereckigten Glasfenstern, oder noch gewöhnlicher, mit kleinen Faß-Reifen, worüber Pergament gespannt ist, vermacht. Dieses Pergament wird aus der Haut, die um den Magen der Ochsen und Kühe liegt, und bey ihnen Hinne heißt, verfertiget, und ist sehr durchsichtig. Wenn es schneyt, oder stürmisches Wetter eintritt, werden die kleinen Fenster mit einer Art von Fensterladen verwahret.

An dem einen Ende dieses langen Ganges ist die Hausthüre befindlich, und vor diesem Eingange siehet man, in der Quere, ein Zimmer angebracht, das ohngefehr 12 bis 14 Ellen lang und 6 bis 8 Ellen breit

ist.

ist. Die Isländer nennen es die Badstube; eigentlich aber ist es der Saal, wo sie arbeiten; denn die Weiber verrichten daselbst ihre wirthschaftliche Geschäfte, bereiten die Wolle zu, nähen Kleider u. d. g. Zu Ende dieses Saals ist gemeiniglich eine Schlafkammer für den Hausvater und seiner Frau, über welcher auch die Kinder und die Dienstmägde schlafen.

Gemeiniglich sieht man auch noch vier andere Zimmer, oder kleine Kammern, zwey auf jeder Seite des langen Ganges, die den Ausgang auf denselben haben. Eine von diesen Kammern dienet zur Küche, die andere zur Speisekammer, die dritte zur Milchstube, die vierte und letzte aber beym Eingange des Ganges, zur Schlafstube der Bedienten. Auch läßt man hier die Fremden und Reisenden von niedrigem Stande schlafen, und die Isländer nennen diesen Schlafort die Skaule.

Dieses ganze Gebäude, welches auf solche Art sechs Kammern hat, deren jede von der andern abgesondert zu seyn scheinet, hat von außen nur einen Eingang, nemlich durch den langen Gang, dergestalt, daß wenn dieser letztere verschlossen ist, die vorgedachten Kammern keinen Ausgang haben.

In dem Dache einer jeden Kammer sind eben so, wie in dem Dache des langen Ganges, Oefnungen angebracht, um

Licht hinein zu schaffen, welches vermittelst einiger Glasscheiben, oder vermittelst einiger mit Zinne überzogenen Rahmen geschiehet. Um aber den Arbeitssaal zu erhellen, bedienet man sich gemeiniglich zweyer Glasfenster, damit der Tag desto stärker hineinfallen kann.

Außer allen diesen Kammern haben die meisten dieser Häuser noch ein besonderes Zimmer an der Seite der Skaule, worin sie die Fremden empfangen, und dieser Ort ist das eigentliche Gastzimmer. Es hat allein eine besondere Thüre nach auswärts, welche dazu dienet, daß die Fremden dadurch hineinkommen können, und außerdem noch eine Thüre, die in die Skaule gehet, durch welche der Wirth in alle Kammern kommen kann, ohne daß er nöthig hat, um das ganze Haus herumzugehen.

Man findet auch noch einen oder zwey Säle, die der Skaule gegen über, oder zur Seite angelegt sind, und Skiemer genennt werden. Sie verwahren darinn ihre Fische und allen ihren Wintervorrath, das Sattel- und Pferdezeug, und überhaupt allen ihren Hausrath. Nahe dabey stehet ein kleines Häuschen, welches sie die Schmiede nennen, worinn sie ihre Arbeiten aus Eisen oder Holz verfertigen. In der Nachbarschaft aller dieser Gebäude, und nahe bey dem Orte, wo sie ihr Heu

haben

haben, hat ein jeder Einwohner seine Ställe oder Schäfereyen, nach der Beschaffenheit und Anzahl des Viehes, welches er hält. Sie haben wenigstens jederzeit einen Kuhstall, einen für die Pferde, eine, zwey bis drey, auch wohl vier Schäfereyen, wo gemeiniglich die Lämmer von den Alten abgesondert sind. Sie bringen das Heu nicht in die Häuser, sondern auf einen Platz, der mit einem Graben umzogen ist, wo sie es in abgesonderten Haufen, eine Klafter breit und hoch, aufsetzen. Sie lassen gewisse Weiten zwischen denen Haufen, und belegen sie ganz dichte mit grünen Rasen in Pyramiden-Gestalt, damit der Regen es nicht beschädigen kann. Auf diese Art erhalten sie ihr Heu.

Die Badstube, die Schlafkammer und das Gastzimmer, sind gemeiniglich durchaus getäfelt; und oben verschließen sie ihre Kisten, Kleider, und andern Hausrath. Diese Kammern werden durch kleine Fenster von fünf bis sechs Scheiben erleuchtet. Die andern Kammern haben weder Fenster noch Boden, sondern Oefnungen im Dache, die, wie wir oben gesagt haben, mit Pergamentrahmen überzogen sind.

Ueberhaupt ist der Hausrath, den man in diesen Häusern findet, von keinem grossen Werthe. Indessen schlafen die Isländer doch auf Betten, und liegen nicht nackend auf Heu, wie Herr Anderson

sagt, sondern machen sich Madratzen aus Wadmel, die sie mit Vogelfedern ausstopfen. Es kann zwar seyn, daß das Gesinde nackend schläft; allein eben das thut der Pöbel in vielen europäischen Ländern. Das übrige Hausgeräthe der Isländer bestehet in Tischen, Stühlen, Bänken und Schränken, und sind gleich diese Sachen nicht fein ausgearbeitet, so sind sie doch bequem und werden reinlich gehalten.

Meublen und Häuser der vornehmeren Leute.

Die vornehmern und reichen Einwohner sind mit gutem Geräthe versehen; Kommoden, Spiegel und andere Stücken, die der Wohlstand verschaffen kann, fehlen hier eben so wenig, als anderwärts.

Die Baukunst und das äußerliche Ansehen ihrer Häuser ist nicht prächtig. Es ist kein Zimmerholz in diesem Lande, sondern die Einwohner müssen alles von der Compagnie zu Coppenhagen nehmen, die es theuer verkauft. Es bauen daher die Isländer mit aller möglichen Sparsamkeit. Aus dieser Ursach haben ihre Häuser weder Grund noch Querpolster. Die Seiten, die Ecken, die Pfähler ruhen auf großen Steinen. Jeder leere Raum ist drey Ellen breit: sie befestigen die Querbalken mit Eckbalken so gut sie können: zwischen jeden Eckbalken sind Querbalken, welche oben zusammengefüget werden, hernach legen sie Sparren quer über diese

Quer-

Querbalken und bedecken die Sparren mit Bretern, so daß die Breter über einander liegen wie Ziegel, und das Wasser nicht durchdringen kann.

Die Armen bedecken ihre Häuser mit kleinem Reißig und legen Rasen auf die Dächer; von außen führen sie Mauern auf von Steinen mit Erde und Rasen vermischt. Diese Mauern mögen auf dem Grunde zwey Ellen dick seyn, und eine Böschung von einer Elle haben. Sie machen ihre Zimmer sehr warm, und schützen so wohl im Sommer vor der Hitze, als im Winter vor der Kälte. Einige machen kein Feuer an, andere haben Kohlpfannen von Ziegeln.

Das Pachthauß von Bessested, die Häuser der Bischöfe, der Amtleute und Unteramtleute, wie auch der Priester, sind von Ziegeln und Bauholz verfertiget. Der bischöfliche Sitz zu Holum bestehet in funfzig Häusern und zwölf Ställen. Herr Horrebow sagt, daß er noch verschiedene andere sehr ansehnliche Meyereyen angetroffen; jede derselben gleichet einem kleinen Dorfe, theils wegen der Menge Häuser, die dazu gehören, theils auch wegen der Häuser, die die Bauern nur zur Miethe haben, und die um der Meyerey herum liegen. Es sind ihrer eine ziemliche große Anzahl.

§. 5.

Nahrung der Isländer.

Es giebt ohne Widerrede in Island arme Leute, wie überall; die ganze Gemeinde der Isländer aber schlachtet zu ihrer Winterversorgung zehn bis zwanzig Hammel, ohne das große Vieh zu rechnen. Der größte Theil von Fischen und Fleisch welchen die Isländer verzehren, wird frisch gegessen, ausgenommen dasjenige, was sie zu dem Winter aufheben.

Nach den frisch und gut zubereiteten Fischen ist die vornehmste Nahrung der Isländer rohe oder gekochte Schaaf- und Kuhmilch; aus der Kuhmilch verfertigen sie den Skior oder Syre, wovon wir die Beschreibung geben wollen. Sie machen davon einen großen Vorrath den ganzen Sommer hindurch, um sich dessen das ganze übrige Jahr zu bedienen. Man thut süße Milch auf die Syre; giebt davon täglich dem Gesinde einen gewissen Theil, und ein Gewisses an Fischen. Die Isländer ernähren sich auch von Grütze und Mehl, welches sie in der Milch kochen lassen. Sie machen auch frische Fleischsuppen, und thun Grütze hinzu, weil sie kein anderes Gewürze haben. Sie bedienen sich der Grütze an allen Arten von Speisen und machen daraus gern ihr gewöhnliches Ge-

richte. Das Fleisch, welches sie in der Pfanne braten, kochen sie vorher im Wasser. Man giebt gemeiniglich dem Gesinde Erbsen und Roggenmehl, wovon man da eine Art Suppe verfertiget. Was sie kochen, kochen sie gemeiniglich zu viel als zu wenig.

Zu ihren Speisen bedienen sie sich des dänischen Tischgeschirres, von Kupfer, Zinn und Eisen, und halten es so rein, als nur immer möglich ist.

Die Isländer machen Butter aus süßer Sahne, alsdenn vermischen sie die von der gemachten Butter übriggebliebner Milch mit der andern Milch, wovon die Sahne abgenommen worden. Hierauf wärmen sie die Milch laub, thun Laab hinzu, um sie gerinnend zu machen, dann drückt man sie durch Leinwand, und legt das Geronnene bey Seite, die dünne Milch aber hebt man zum Trinken auf. Sie nennen das Dicke Skion und das Dünne Syre. Je älter dieser Trank wird, je heller und saurer wird er; er kann auch statt guten Weineßig dienen, weil er die Eigenschaft hat, alles gut zu erhalten, was man hinein setzt.

Da der Ackerbau bisher in Island vernachläßiget worden, so kann man leicht urtheilen, daß das Brodt daselbst nicht eine so gemeine Nahrung, als in Dänne-

mark ist; inzwischen kaufen die Einwohner alles Mehl und gebackenes Brodt, welches man ihnen zuführt. Man bringt in jeden Hafen 400 bis 1000 Tonnen Mehl, und außerdem noch mehr als 300 Tonnen Brodt. Dieser Vorrath ist in der That nicht zureichend, daß die Einwohner täglich Brodt essen könnten; die Aermsten backen nur Brodt an den Festtagen, Hochzeiten, und andern dergleichen Zusammenkünften; die übrigen Einwohner essen es das ganze Jahr hindurch.

Es ist ein großer Vortheil für die Isländer, daß sie Brod haben, der Unterhalt ihres Hauswesens würde sonst viel kostbarer seyn, und die Art, wie sie ihre Leute beköstigen, ist so theuer, daß man in Dännemark nicht seine Rechnung dabey finden würde. Jeder Bediente bekömmt wöchentlich ein Gewisses an trocknen Fischen und Butter zu seinem Unterhalt; nemlich zehn Pfund an Fischen und den dritten Theil von diesen Pfunden an Butter; welches jährlich nach französischen Gewicht 488 Pfund, und drey vollkommene Viertel einer Tonne Butter beträgt. Diese Methode aber braucht man nur, wenn sie gegen Mittag oder Abend reisen, um für ihre Herren zu fischen; man giebt ihnen wechselweise des Morgens und Abends einen gewissen Theil trockene Fische, Butter,

ter, Milch, Grütze, frische Fische, Fleisch, Suppe und Erbsen. Weil diese Völker kein Brodt haben, so ist es gewiß, daß sie eine große Menge trockne Fische verzehren; sie essen sie nicht statt Brodts, sondern roh, wohl gekloppt, und mit einem guten Theil Butter.

Ueberhaupt essen sie keine trockne Fische ohne Butter, sie essen aber solche auch nicht mit Speck, Fischöhl, oder andern Sachen von dieser Art. Ihr trockner Stockfisch hat, wenn er wohl gekloppt und mit Butter bestrichen ist, besonders der Forellen-Stockfisch, einen sehr guten Geschmack; die dänischen Amtleute haben ihn oft so gut befunden, daß sie nicht allein aus Neugierde, sondern auch, weil er gut schmeckt, Gebrauch davon gemacht haben.

Das wilde Korn, welches, an einigen Orten, im Lande wächst, vornemlich in Skastefields-Syssol obgleich in geringer Menge, ist so schön, so gut um Brod davon zu backen, daß ein Isländer eine Tonne desselben nicht für eben so viel dänisches Mehl vertauschen würde. Dieses Getrayde wächst in einem tiefen Boden, wo man sonst keine andere Pflanze antrifft. An einigen Orten ist es klein und dünne gesäet, an andern Orten aber ziemlich dick. Das Stroh dieses Getraydes ist fünf

Viertel Ellen hoch; die Aeren sind ziemlich lang, und seiner Gestalt nach gleichet es unserm Weitzen.

Da die Isländer keine gute Handmühlen haben, dieses Getrayde zu mahlen, so trocknen sie es am Feuer, dergestalt, daß es ein wenig verbrannt ist. Das Brodt, welches sie daraus backen, ist schwärzer, als das Roggenbrodt; eine Tonne aber von diesem Mehl giebt mehr Nutzen, als eine Tonne von gewöhnlichem Mehle.

Ihr Getränke.

Die Isländer trinken gern Wasser; aber alles dasjenige, das man in Island antrift, ist nicht zum Trinken, zumahl das, so von den Eiß- und Schneebergen fließt. Dieses Wasser ist beständig dick, schwarzbraun, und von üblen Geruch. Das gewöhnlichste Getränke ist der Syre. Die Einwohner sammlen solchen im Sommer in vielen Tonnen, und verkaufen ihn an diejenigen, welche nicht Kühe genug haben, um ihre nöthige Versorgungen zu machen.

Da man keine Gerste in Island säet, so ist daselbst das Bier nicht gemein; inzwischen ist es doch nicht so selten, daß das gemeine Volk nicht auch zuweilen welches trinken könnte. Ein jeder kauft davon nach seinem Vermögen; es giebt sogar Isländer, welche sich Gerste und Hopfen

aus

aus Dännemark kommen lassen, und das ihnen nöthige Bier brauen.

Man brauet in Island alle Monate Bier, und obschon daselbst keine Keller sind, so hält es sich doch das ganze Jahr hindurch sehr gut. In der grösten Kälte kann es so stark frieren, daß wenn man davon abziehen will, man Kohlen unterm Hahn thun, oder nur eine Kohlpfanne in die Kammer setzen darf, wo das Bier ist; man läßt unterdessen doch auch in der grösten Kälte das Bier in ungewärmten Stuben.

Verschiedene Einwohner haben das ganze Jahr über rothen und weißen Frantzwein, besonders die Priester, welche solchen zur Austheilung des Abendmahls nöthig haben.

Es ist falsch, wenn Herr Anderson die Isländer und Isländerinnen beschuldiget, daß sie sich im Brandtwein besöffen. Obgleich überhaupt dieses Volk sehr nüchtern lebt, so können wohl einige darunter Trunkenbolde seyn; man muß aber den Fehler einiger, nicht der ganzen Nation zuschreiben. Wenn man den wenigen Brandtwein, welcher nach diesem Lande geführt wird und die Zahl der Einwohner erwegt, so wird man sehen, daß es fast unmöglich ist, daß alle dem Trunk ergeben seyn sollten; es wird dieses Getränke nur in den Handelsplätzen

und zu der Zeit getrunken, wenn die dänischen Kaufleute nach Island kommen; die Einwohner bekommen daselbst von den Kaufleuten einige kleine Gläser Brandtewein, oder sie kaufen einige Maaße, die sie unter drey oder vieren theilen; das ist aber die einzige Zeit im Jahre, wo sie welchen haben können.

Unter den Frauen, welche nach den Handelsplätzen kommen, giebt es viele, welche keinen Brandtwein trinken, wenn man sie gleich dazu zu bereden sucht; sie fordern lieber ein Glaß Wein, welchen sie Meß-Wein nennen.

Wenn ein Vater seinem Kinde ein wenig Brandtwein giebt, welchen er in dem Gläschen läßt, das man ihm geschenkt so geschieht es deshalb, damit sein Kind einmahl in seinem Leben etwas gutes gekostet habe; denn der Brandtwein ist nach der Milch das kostbarste Getränke, welches sie kennen. Es folgt daraus nicht, daß Vater und Kind Trunkenbolde sind; auch giebt man den Kindern sehr selten Brandtwein, wenn es nicht bey dieser Gelegenheit geschiehet.

§. 5.

Heyrathen der Isländer.

Herr Anderson sagt, daß die Heyrathen der Isländer nach Neigung, und ohne

viele Weitläuftigkeiten geschähen; das ist nicht überhaupt wahr. Es ist nicht selten, daß in diesem Lande gezwungene Heyrathen, wie anderwärts, gemacht werden; der Eigennutz hat gemeiniglich mehr Theil daran, als die Neigung.

Es geschiehet oft, daß ein Vater oder naher Verwandter seine Einwilligung zu einer Heyrath versagt, aus gewissen Ursachen, die in Island nicht mehr bedeuten, als anderwo.

Es ist hierbey der gemeine Gebrauch, daß der Prediger bey den Eltern oder denen, die an deren Stelle sind, um das Mädchen anhält, welche man heyrathen will. Die Ceremonie ist wirklich nicht weitläufig, und die Feyerlichkeiten sind weder prächtig noch glänzend. Die nächsten Verwandten von beyden Seiten begleiten die Braut und den Bräutigam nach der Kirche, wo sie der Priester trauet.

Die Heyrathsceremonie bestehet in der ehelichen Einsegnung, die man den Neuverheyratheten des Sonntags vor dem Altare giebt, nachdem der Gottesdienst angefangen ist; vorher aber steigt der Prediger auf die Kanzel, und hält an die künftigen Eheleute eine kleine Rede; das ist die ganze gottesdienstliche Ceremonie.

Nach geendigtem Gottesdienst geht das neue Paar mit den Gästen nach Hauß, wo man ißt und trinkt und sich lustig machet, nachdem ihr Stand und Vermögen beschaffen sind. Bisweilen giebt man jedem Gaste ein Glas Brandtwein; aber Musik und Tanz haben sie niemals. Nach der Mahlzeit die immer sparsam ist, begebt sich jeder nach Hause.

§. 6.

Erziehung der Kinder.

Physische Erziehung der Kinder.

Die Isländer verwenden mehr Sorgfalt und Vorsicht auf die Erziehung der Kinder, als anderswo. Sie haben zweyerley Arten Wiegen. Die eine ist mit Fußgestellen, die andere ist zum Aufhengen; sie setzen die Kinder nie auf die Erde. Die Mütter, welche ihre Kinder stillen, entwöhnen sie nicht eher, als zur gehörigen Zeit: sie geben ihnen Kuhmilch zu trinken, worein sie ein wenig Sahne thun, um sie beßer und fetter zu machen. Sie bedienen sich des Zulfs, woran die Kinder diese Milch hinunter zullen. Wenn man ein Kind in die Kirche zur Taufe bringt, und es weit ist, so versieht man sich mit einem Zulf und der nöthigen Milch. Die Flaschen, worin man ungarisches Wasser füllt, dienen in diesem Lande zu Zülsen. Auf diese Art säugen die Kinder nur sehr wenige Zeit; man

man ernährt sie über ein Jahr lang mit Milch, wenn nicht nöthige Umstände es verhindern. Die Isländer putzen ihre Kinder, wie überall. Sie kleiden sie alle, neun oder zehn Wochen, in neue Hosen und Westen; man läßt sie aber nicht mehr, wie sonsten, auf der Erde herum sielen, sondern trägt sie mit Sorgfalt und Vorsicht auf den Armen, weshalb sie auch alle wohl gewachsen sind, und gerade Gliedmaßen haben; selten findet man einen Verwachsenen unter ihnen. Mit einem Worte, die Kinder werden mit vieler Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen, und erst im achtzehnten oder zwanzigsten Jahre fängt die Jugend eine harte und arbeitsame Lebensart an.

Sittenbildung der Kinder.

Oeffentliche Schulen, worin man den Kindern lesen lernte, ihnen die Grundsätze ihrer Religion beybrächte, findet man in Island nicht. Es ist beynahe unmöglich die Kinder zu versammlen, weil die Meyereyen gar zu weit von einander liegen. Die Väter und Mütter jeder Familie nehmen die Unterrichtung ihrer Kinder über sich, oder suchen sich einen Bedienten, der Lesen und der Jugend den Katechismum beybringen kann, und verlassen sich auf selbigen. Die Pastoren besuchen von Zeit zu Zeit die Kinder, exuminiren sie, wie weit sie gekommen sind; laßen sie nach ihrer Wohnung

kommen, zumal wenn sie bald alt genug sind, confirmirt zu werden.

Man sieht, daß den Kindern, wenn sie bey ihren Aeltern bleiben, gute Grundsätze beygebracht werden, zumal, wenn Väter und Mütter tugendhaft sind.

Die in Dännemark herausgekommnen Verordnungen, die die Unterweisung der Kinder im Christenthum betreffen, die Art, wie man sie die Heilsordnung lehren, und ihnen die Sakramente reichen soll, werden hier in Island aufs genauste befolget. Der Katechismus des berühmten Pontoppidens, Bischoffs zu Bergen, ist ins Isländische übersetzt, und wird den Kindern sowohl im väterlichen Hause, als auch in den Kirchen von den Predigern beygebracht.

Niemand wird zum heiligen Abendmahl gelassen, als wer wohl unterrichtet und examinirt worden ist. Man hat gesehen, daß Jünglinge von vierzehn, funfzehn Jahren, die schon eine Zeitlang zur See gewesen, zum erstenmal das Abendmal nehmen wollen, sind zurück gewiesen worden, weil sie nicht hinlänglichen Unterricht gehabt.

§. 7.

Krankheiten der Isländer.

Schon oben haben wir gesagt, daß die Männer, wenn sie funfzig Jahr alt werden

den

den, gemeiniglich Brustkrankheiten, oder Schwindsucht bekommen, und die Weiber schwere Geburten, mit verdrüslichen Zufällen erdulden. Es sind daher die Isländer nicht von den Krankheiten verschont, die andere Menschen haben.

Unter dem allgemeinen Namen Land-Farsak, begreifen sie alle ihre Krankheiten, so wie der Pöbel anderwärts jede Krankheit, Fieber nennt. Aussatz nennen sie eine andere Krankheit, die sich fast beständig forterbt, ohne gleichwohl allgemein anstekend zu seyn. Diese Krankheit ist weiter nichts, als eine Art Scharbock. Ein Isländer hat ein Mittel gefunden, das gemeiniglich diese Krankheit heilet. Es ist Löffelkraut, als Dekokt genommen.

Diese Insulaner werden von der Kolik sehr mitgenommen; viele von ihnen werden hypochondrisch; sie könnten den Aerzten vollauf zu thun geben; aber leider! so sind sie nicht reich genug, geschickte Männer in dem Fache in ihr Land zu ziehen; und können daher eben so wenig Wundärzte erhalten. Kein unglücklicheres, bejammernswürdigeres Geschöpfe ist, als ein Isländer, der ein Bein bricht, oder sonst Schaden an seinem Leibe nimmt; keiner seiner Landesleute kann ihm helfen; er bleibt Zeitlebens lahm, oder schmachtet sein Leben in den grimmigsten Quaalen aufs elendeste weg.

Die Isländer sind, wie viele andere Nationen, zufälligen Krankheiten unterworfen. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts rieb die so genannte schwarze Pest eine Menge Menschen bey ihnen auf. Diese Seuche verheerte ganz Nord-Island, und raffte so viel von den Einwohnern weg, daß sogar niemand übrig blieb, der diese schreckliche Geißel beschreiben konnte; man weiß nur mittelst einer alten Erbsage, daß diesem Würgengel nur ein kleines Häuflein entronnen ist, das sich in die Gebürge geflüchtet hat; der ganze unglückliche Ueberrest dieses Volks kam ganz elendiglich um. Aus eben dieser Erbsage erfahren wir, daß das ganze platte Land, wo die Pest am ärgsten wütete, mit einem dicken Thau bedeckt war.

Außer dieser schwarzen Pest rafften im Jahre 1770 die Blattern von einer andern Art Pest vergesellschaftet, mehr denn zwanzig tausend Insulaner weg; kurz darauf brachten die Blattern noch sehr viel Menschen um.

§. 8.

Wissenschaften und Künste der Isländer.

Island hat einen Tormodus-Thorlacius, einen Arnas-Magnakus und viele andre

andre eben so berühmte Männer hervorgebracht. Auf der Universität zu Coppenhagen studieren Isländer, die gewiß keinem der Akademischen Bürger nachgesetzt, vielmehr, im Allgemeinen gesprochen, ihnen allen vorgezogen zu werden verdienen. Mittelmäßige Köpfe giebts unter denen dort studierenden Isländern gar wenig.

Dies Volk ist nichts weniger als von Natur stumpfköpfig und grobunwißend, denn man findet es selbst in seinem Lande voller Geschicklichkeit und von einem guten, ofnen Kopf. Einige, die in fremden Ländern gewesen, können sehr gut schreiben und rechnen; andre sind sehr geschickt in allerhand Gallanteriearbeiten. Alle Bewohner dieser Insel, in Pausch und Bogen genommen, haben vielen Geschmack und Anlage zum Schreiben, und unter den Isländischen Geistlichen und Volke giebts mehrere, denn irgendwo, die sehr nett schreiben. Schreiben

Ob gleich der Insulaner, die sich aufs Rechnen gelegt, nicht so viel sind, als derer, die sich des Schreibens beflissen, so werden sie doch mit dem Rechnen ganz gut fertig; daher kann man sagen, daß sie eine schöne Hand schreiben und leidlich rechnen. Rechnen

Es giebt hier zu Lande verschiedne trefliche Künstler, die nie angewiesen worden, bloß

bloß aus vorzüglicher Liebe zu Künsten ihr Metje erlernt haben. Viele Einwohner machen Goldschmidts- und Kupferschmidts-Arbeit; verfertigen viele Zierrathen, die die Weiber an ihren Gürteln tragen, Knöpfe und Schnallen, und stehen sich ungemein gut. Andre Isländer sind in Tischer- und Schmidts-Arbeiten weit gekommen; und diejenigen, die sich nur auf eine Sache allein legen, werden, wie sonst überall, ungemein geschickt.

Goldschmidtsarbeit.

Tischerarbeit.

Sie sind so geschickt, so künstlich, daß sie das, was sie gewöhnlich gebrauchen, ohne die schicklichen Materialien, und ohne bequeme Werkzeuge verfertigen können. Indeß versäumen sie nicht, sich schicklichere und vortheilhaftere Werkzeuge anzuschaffen, und alsdann sieht man, daß es ihnen noch einmal so gut von Händen geht.

Wie sie die Zeit rechnen.

Die Isländer richten sich in der Zeit nach der Sonne, sogar nach den Sternen; wenn sie aber diese Sterne nicht sehen, nehmen sie ihre Zuflucht zur Ebbe und Fluth, die stets ihre Zeit hält. Diese Völker haben ganz und gar nicht die Gewohnheit, die Stunden, wie wir, zu zählen, eins, zwey, drey, u. s. w. Sie wissen sogar nicht, was das sagen will, sie theilen unsre vier und zwanzig Stunden in gewisse Zeiträume, die ihre besondern Namen haben. Sie kennen Mittag und Mitternacht; ferner theilen

theilen sie den Vormittag in Zeiträume von gleicher Dauer ein, denen sie in ihrer Sprache Namen geben, die beynahe so viel sagen wollen, als halber Tag, ganzer Tag, Tag des Mittags u. s. w. Nachmittag, heißt halber Abend; Abend, Nacht, Mitternacht, u. s. w.

Es giebt in Island eine Buchdruckerey, die durch die Bemühungen eines Bischoffs von Holum entstanden ist, der zu dem Ende eine gewisse Summe vermacht hatte; zuerst befand sie sich zu Skalhoet, und wurde hierauf nach Holum verlegt, wo sie sich in sehr gutem Stande befindet. Man druckt dort beständig Gebet- und Gesangbücher, nebst andern nützlichen Büchern in Isländischer Sprache, ingleichen Verordnungen des Königs von Dänemark. Buchdruckerey.

Die gewöhnlichen und beynahe einzigen Beschäftigungen der Insulaner sind Fischfang und Viehzucht, samt alle dem, was davon abhängt. Ihre Barken sind aus Fichtenholz gezimmert, weil sie aus Erfahrung wissen, daß sie so gut sind, von so langer Dauer, als wenn sie von andern Holz wären, und weniger kostbar. Diese Barken sind ziemlich groß; sie haben sogar einige, die beträchtliche Lasten fortschaffen können. Beynahe im ganzen Lande bedient man sich Barken, die vier, sechs, acht, sogar zwanzig Ruderer haben. Barken und Anker.

Die

Die Anker der Isländer bestehen aus zwey Stücken Holz, die kreuzweis einem sehr schweren Steine eingefügt sind. Sie sind ziemlich dauerhaft; man hat nicht zu besorgen, daß sie beym Ungewitter und Sturme im Sande fortrutschen, wofern nur der Kabelthau, der gemeiniglich nicht sehr stark ist, nicht reißt. Diese Anker thun eben die Dienste, die die eisernen thun. Uebrigens beschweren sie lieber ihre Barken mit guten, fetten und schwerpfündigen Dorsch, als daß sie Anker mit führen sollten, deren Gewicht sie nöthigen würde, eine geringre Ladung an Fischen zu nehmen. Wenn sie in ihren Barken reisen, oder mit Lasten kommen, und Gegenwind haben, so bleiben sie viele Tage vor Anker liegen, ohne daß sie ihre Barken ans Land tragen dürfen.

Lohgerbereyen. Daß die Lohgerbereyen in Island sich nicht im besten Stande befinden, kömmt daher, weil die Einwohner nicht die gehörige Lohe, und überhaupt das dazu Erforderliche haben. Künstlich ist ihr Gerben freylich nicht, es geht aber sehr rasch damit. Sie schaben auf ihren Knieen die Felle mit einem sehr scharfen Messer glatt, und man erstaunt, wenn man sieht, wie schnell das geht. Hernach spreiten sie die Häute aus, und lassen sie am Winde trocknen, und zuletzt werden sie viele Tage hin-

hindurch in Molken oder Salzwasser mit Füßen gestampft.

Den Ochsenfellen, woraus sie Sättel und allerhand Riemenzeug für Pferde und Wagen machen, wissen sie eine ganz gute Schwärze zu geben. Obgleich dieß wiederum mehr das Werk ihres arbeitsamen Fleißes, als der Kunst ist, so lehrt doch die Erfahrung, daß diese Lederarbeiten sehr auf die Dauer sind. Man kann daher nicht umhin, die Anstrengung ihres Verstandes zu bewundern, da sie aus dem wenigen Werkzeuge, das sie hierzu haben, so grossen Nutzen zu ziehen wissen. So geschmeidig sind die Sättel und das Pferdegeschirr, das sie selbst nähen, freylich bey weitem nicht, als die unsrigen; aus dieser Unannehmlichkeit entspringt eine zweyte. Sie sind genöthigt diese Lederarbeiten von Zeit zu Zeit mit Oel einzureiben, das denn einen widrigen Geruch von sich giebt, und die Kleider verdirbt.

Wollenarbeiten.

Männer, Weiber und Kinder beschäftigen sich, zumal im Winter, mit Wollenarbeiten. Sie bereiten die Wolle nach ihrer Weise zu, spinnen, zwirnen sie, und weben sie auf Stühlen. Ihre senkrechtlaufende Stühle sind von ziemlich plumper Bauart, und nicht sehr bequem; überdieß gehts mit ihrem Werkzeuge und Art zu arbeiten, so schwer von statten, daß sie des Ta-

ges kaum mehr als eine Elle groben Wadmel liefern können. Da man viele Dänische Weberstühle nach dieser Insel hinüber gebracht hat, so ist zu vermuthen, daß sich ihre Zeugfabricken verbessern werden; überdieß hatte der König von Dännemark viele geschickte dänische Weber, nebst ihren Stühlen hinüber geschickt, damit solche die Einwohner unterweisen. Da keine Walkmühlen auf dieser Insel sind, so kann man leicht begreifen, wie hart es den Webern fallen muß, ihre Zeuge zu walken. Sie walken sie so, wie ihre Kamisöler, Strümpfe und Handschuhe, mit vieler Mühe und weniger Kunst, im Arme. Hierzu bedienen sie sich einer Tonne mit ausgestoßnen Boden; legen in selbige den Wadmel, der gewalkt werden soll, und zwey, einen der gerade übersitzende Männer, die die Füße in der Tonne haben, stampfen es. Sind die Stücken klein, so werden sie auf einem Tische mit gegengedrückter Brust gepreßt; allein beyde Arten von Walken sind sehr langwierig. Was die Handschuhe anbelangt, so ziehen diejenigen sie an, die auf die See gehen, tauchen sie von Zeit zu Zeit ins Wasser, und durch das Reiben an der Hand und zwischen den Rudern (denn sie behalten sie immer an,) erhalten sie ihre völlige Gähre.

An den Orten, wo es heiße Bäder giebt, wird in dem heißen Wasser gewalkt.

Das

Das Leder wird eher gahr und geschmeidiger. Manchmal setzen sie sich auch auf die Strümpfe und Handschuhe, und rutschen bald auf der einen, bald auf der andern Seite hin und her, um sie gahr zu machen. Das Rutschen haben sich diese Walker so angewöhnt, daß sie beym Sitzen beständig hin und her wackeln. Da man eine Walkmühle nach Island gebracht hat, wird vermuthlich alle das Gestampfe, Gepreße, und Gerutsche, dieser elenden Art zu walken, ein Ende genommen haben.

Seife ist ihnen zu theuer, darum bedienen sich deren die Weiber nicht zum Waschen. Indeß lassen einige, die in Koppenhagen gewesen sind, und wissen, wie sehr Seife die Reinlichkeit befördert, sich welche zu ihrem Gebrauch herüberkommen. Der gemeine Mann behilft sich mit Urin, braucht sogar nicht einmal Asche; gleichwohl wird das leinen Zeug, das man auf diese Art bleicht, so ziemlich weiß.

Man bedient sich in Island des Grünspans, um die Wolle damit zu färben, die man nachher auf den Stühlen verarbeitet, worauf sehr hübsche buntgestreifte Zeuge verfertigt werden. Färben

§. 9.

Ackerbau der Isländer.

Der Isländische Boden ist zur Saat und einem vortheilhaften Ackerbau sehr tauglich. Vor diesem soll man, geht die Sage, lauter Saatfelder da gefunden haben. Aus den auf den Feldern noch hin und wieder ersichtlichen Furchen und Gränzabtheilungen, sieht man wohl, daß diese Sage wahr ist. Viele Meyereyen, sogar ganze Ebenen und einige Vorgebürge führen den Namen, die von Ackern abstammen, als z. B. **Ackrekot** und **Ackregierde**, die alle beyde bey Bessested liegen, **Ackreneß**, das drey Meilen davon entfernt ist, und **Ackrefolß**, das in eben dem Distrikt sich befindet. Das Isländische Gesetzbuch handelt in verschiednen Kapiteln von Ackerlanden, Saatfeldern, den Streitigkeiten, die daraus entstehen können, und zeigt, wie selbige müssen entschieden werden.

Warum der Ackerbau in diesem Lande ist vernachläßigt worden, woher alle Einwohner das Pflügen und Säen verlernt haben, kann man nicht so leicht herausbringen; man müste denn den Grund davon in dem entsetzlichen Sterben suchen wollen, das gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts eine so große Menge Menschen weggeraft hat. Es blieben deren unstreitig

streitig so wenig übrig, daß sie sich nicht im Stande befanden, das Land anzubauen. Seit dieser unglücklichen Epoke ist der Ackerbau ganz und gar vernachläßigt worden; man findet in den Jahrbüchern keine weitere Spur davon. Diese so nöthige und nützliche Kunst wird in Island wiederum hergestellet werden; der König von Dännemark hat Dänische und Norwegische Bauern herüber geschickt, um die Einwohner das Land bestellen zu lehren.

Glaubt man dem Herrn Anderson, so werden die Bemühungen des Königs von Dännemark, wegen dieses Punkts, fruchtlos seyn. Was er vom Ackerbau in Island sagt, ist folgendes: „Es würde hart, „unendlich hart halten, nicht wenig Schweiß „und Mühe kosten, die Steine wegzuschaffen, und den Boden durch vielen Dünger zu verbessern, und würde demungeachtet nichts helfen; der dortige Sommer ist „zu kurz, als daß das Korn zu seiner gehörigen Reife kommen könnte.“

Wenn man in Island alles anbauliche Land, das keinen steinigten Boden hat, anbaute, so würde es mehr Früchte geben, als die Einwohner zu ihrer Nahrung brauchen. Schon eine Schwierigkeit weniger! Was das Bedüngen anbetrift, so würde es, ob es gleich allerhand Arten von Dünger in Ueberfluß giebt, unnöthig seyn; denn

da die Erde so viel Jahrhunderte hindurch geruht hat, so ist glaublich, daß sie ohne Dünger trefliches Korn zeugen würde, wenn sie einmal gehörig gebrauchet und bearbeitet worden. Der Haupteinwurf des Herrn Anderson, besteht aber darin, daß der dasige Sommer zu kurz sey, als daß das Korn zur Reife kommen könne. Der Einwurf will weniger sagen, als es scheint, denn wenn der Sommer lang genug ist, alle andre Pflanzen zur Reife zu bringen, und in Saamen schießen zu machen, warum nicht auch das Korn? Ehemahls kam es doch, — das beweisen die Jahrbücher — zur Reife. Warum sollte die jetzige Witterung weniger günstig seyn? Wie schnell wächst überdieß nicht das Gras in dieser Insel, wie schießt es binnen zwölf, vierzehn Tagen über einen Fuß in die Höhe. Ein sichrer Beweis, daß die Sonne hier einen beträchtlichern, wirksamern Einfluß hat, als in unsern Himmelsstrichen. Ob man hier gleich später säet, als in andern mittägigen Landen, so wird doch alles schneller reif; und dieß geschieht sogar in andern Ländern, die noch viel kälter sind, als Island.

In Lappland z. B. sind sechs oder sieben Wochen hinreichend zur Aussaat, Reifen und Einärndten des Korns. So sagt uns Professor Honstroms, der uns eine schöne Beschreibung von diesem Lande geliefert

liefert hat. Man sieht aus der Geschichte der Schwedischen Akademie der Wissenschaften, daß 1733 der Rocken in diesem Lande binnen sechs und sechzig Tagen zur Reife gekommen, und die Gerste binnen acht und funfzig. Warum sollte dies nicht in Island geschehen können, wo der Sommer weit länger, und die Hitze weit stärker ist, als in Lappland? Wenn auch selbst das Korn nicht alle Jahre gut einschlüge, so würde dies nichts beweisen, denn das geschieht in allen Ländern.

— Einen starken Beweis, daß das Korn in Island wachsen und reifen kann, giebt das wilde Korn, wovon wir gesprochen haben, das in Schaftefield-Syßel wächst. Dieß Korn, davon das Mehl ganz treflich ist, wächst im Sande, säet sich alle Jahr aus, und giebt gutes Stroh, womit die Einwohner ihre Häuser bedecken. Würde dieß Korn nach andern Gegenden gebracht, und sorgfältig angebaut, so ist kein Zweifel, daß es gut einschlagen würde. Das wilde Korn kann wohl ein Ueberrest von dem vor diesem gesäeten seyn, das durch die Zeit und Mangel an Anbau einige Veränderung erlitten hat. Der König von Dännemark hat Befehl gestellt, diese Pflanze zu untersuchen; man wird den Versuch machen, sie zum Besten der Einwohner allenthalben hinzupflanzen.

Jede Meyerey hat eine Wiese, oder wie die Isländer es nennen, einen Tun. Auf diesem Tune läßt man nun nicht das Vieh weiden, sondern jagt es vielmehr mit der grösten Sorgfalt fort; man hat zu dem Ende abgerichtete Hunde, die es auf das erste Zeichen vom Tune weghetzen, wenn es über den Hag gesetzt hat. Diese Tune werden darum eingehägt, damit jeder sein Gras hat, das, wenns reif ist, abgeschnitten und weggeschloßen wird, damit man auf den Winter Streu und Futter fürs Vieh hat. Hierinn besteht der ganze Ackerbau der Isländer.

§. 10.

Handel der Isländer.

„Man sollte sich nicht vorstellen, daß „so plumpe Leute, so spitzbübisch im Handel „seyn können, sagt Hr. Anderson; gleich„wohl lehrt die Erfahrung, daß man nicht „behutsam genug seyn kann, wenn man „ihnen etwas abkauft.

Gleichwohl hält es schwer zu begreifen, wie die Isländer die Kaufleute betrügen können. Diese Insulaner bringen alles, was sie zu verkaufen haben, nach den Handelsplätzen hin; der Kaufmann nimmt nichts auf Treu und Glauben an; er besichtigt und befühlt alles aufs genauste;

nimmt

nimmt nichts, als was er gut und in seinen Kram tauglich findet. Trift sichs, daß unter einer solchen Menge einige Fische verdorben sind, oder verderben wollen, so kann man nicht sagen, daß die Isländer sich einer List bedient haben, den Kaufmann anzuführen, denn dieß ist oft mehr die Folge eines Zufalls, den man weder vorher sehen, noch ihm vorbeugen können.

Die Häfen, wo die Fische verkauft werden, liegen der Insel zu Mittag; diejenigen, wo das Fleisch feil geboten wird, gegen Norden und Osten; doch giebts auch einige, wie z. B. die Häfen Oerback und Stickesholm, wo man Fleisch und Fisch zugleich verkauft.

Diese verschiednen Häfen sind an einer Koppenhagner Handlungsgesellschaft verpachtet, die ihre Schiffe mit Kaufleuten und Faktoren nach den Häfen sendet, und manchmal trägt sichs zu, daß ein Schiff mit Lebensmitteln von zweyen verschiednen Häfen befrachtet ist. Ueberdieß giebts in jedem Hafen Kaufleute, die auf den Schiffen mitreisen, und für die Gesellschaft handeln. Die Waaren der Isländer werden ihnen gegen andre, oder gegen baar Geld abgenommen, und Käufer und Verkäufer muß sich nach einem in Druck ausgegangenen und vom Könige genehmigten

Tarif richten. So ist der Handel seit 1733 beschaffen.

In jedem Hafen, wo Fleisch verkauft wird, beraumen die Kaufleute selbst einen Tag an, wo ihnen die Hämmel aus jedem Distrikte müssen eingeliefert werden. Sie wissen die Anstalten stets so zu treffen, daß sie aufs baldmöglichste expedirt werden, und unter Seegel gehen können. Zu dem Ende nimmt der Kaufmann das Vieh mit Ende des Augusts und Anfange des Septembers, nicht darum, weil das Gras anfängt welk, und das Vieh magrer zu werden, wie Hr. Anderson behauptet.

Die Isländer pflegen ihr Vieh zu ihrem eignen Gebrauch nicht vor der Hälfte des Oktobers abzuschlachten; alsdann ist es am besten, und weit fetter als mit Ausgang Augusts. Alles das Vieh, das sie den Kaufleuten überliefern, schlachten sie, und nehmen Kopf und Eingeweide wieder zurück; das Fleisch wird von der Handlungsgesellschaft eingesalzen, und der gröste Theil, wie anderwärts, in große Stücken zerhauen, das übrige aber in kleinere.

Was die Felle der großen Menge Hammel anlangt, die in den Häfen abgeschlachtet werden, so streuen die Isländer die innere Seite mit Salz ein, legen sie auf einander, daß immer die innere Seite inwendig bleibt, rollen sie auf, und binden sie

sehr

sehr fest zusammen; auf die Art halten sie sich lange. Zwey auf die Art gegen einander gelegten und zusammen gerollten Felle nennen sie Brundt. Der Talk wird geschmolzen, und in ganze und halbe Tonnen gethan, womit man die Schiffe belastet.

Die dänischen Kaufleute nehmen alle gesalzne Fische, ohne Unterschied nach der Taxe, und der vorher gemeldeten, genauen Besichtigung an. In eben den Häfen wird auch das Oehl von diesen Fischen gekauft, das auf eine gewisse Anzahl Fische geschätzt wird. In eben diesen Häfen werden auch wollne Waaren verkauft.

Waaren, die außer Lande gehn.

In dem gedruckten Tarif stehen alle die Waaren, die außer Landes gehen, als gedörrte Fische, eingesalzne Hämmel, etwas gesalznes Ochsenfleisch, Butter, Fischöl, viel Talk, wollne Waaren, als da sind, grobe und feine Kamisöler von Wadmel, Strümpfe und Handschuh von roher Wolle, Felle von Hämmel-Lämmern, und verschieden farbigten Füchsen, Eyderdunen und Federn. Sonst kaufte man auch Schwefel in Island.

Waaren, die eingeführt werden.

Die Waaren, die die Isländer bedürfen, stehen auch im gedruckten Tarif; sie sind von wenigen Belang; der Handel ist gleichfalls an eine Gesellschaft verpachtet. Alles was die Isländer bekommen, bezahlen

len sie, so viel wie ihnen möglich, mit ihren Waaren oder in baarem Gelde.

§. 11.

Münzen, Rechnungen, Maaß und Gewicht bey den Isländern.

Münzen Das in Island umlaufende Geld, ist Bankgeld, oder Dänische Kronen. Aller Erwerb, Kauf und Verkauf und überhaupt der ganze Handel und Wandel, geschieht mit einer gewissen Anzahl Fische, wonach Rechnung sich denn die Rechnungsbücher und alle Rechnungen, richten. So rechnet man hier nach Fischen, wie anderwärts nach Mark. Man sagt, ein guter Fisch von zwey Pfund gilt zwey Schilling Lübisch, und also machen acht und vierzig Fische einen Reichsthaler Bankgeld. Eine Dänische Krone gilt nach der Landestaxe, dreißig Fische; eine halbe, funfzehn; ein halber Thaler gilt vier und zwanzig Fische, und acht Groschen, zwölfe; das ist die kleinste Münze in Island. Was weniger als zwölf Fische beträgt, kann nicht mit Gelde bezahlt werden; alsdann bedient man sich der Fische in natura, oder des Tobacks, wovon eine Elle einen Fisch gilt; sonach kann man Fisch und Toback als die Isländische Landesmünze ansehn.

Das Isländische Gewicht ist dem Dänischen völlig gleich; man rechnet hier nach Pfunden. Gleichwohl rechnen die Isländer nicht nach Liespfunden und Schiffpfunden, sondern nach Foringen und Wettein. Zehn Pfund machen einen Foringen, und acht Foringens eine Vette, die fünf Liespfund beträgt. Die Vette ist das gewöhnliche Gewicht von vierzig Fischen, die achtzig Pfund, oder fünf Liespfund ausmachen; sie haben noch ein ander Gewicht, das sie Führung nennen, das heißt ein Gewicht von zehn Pfund; auch haben sie Einpfünder, deren zwey einen Fisch ausmachen. Gewicht

Die Elle ist hier ein wenig kürzer, als in Dännemark; kömmt aber mit der Hamburger vollkommen überein. Maaß

§. 12.

Der Isländer Religon, ihre Geistlichkeit. u. s. w.

Einzig und allein wird nur die Lutherische Religion in Island geduldet. Die Ausrottung der Katholischen, und das Reformationswerk gieng dort nicht ohne Blutvergießen ab. Ein Katholischer Bischoff vom hohen Stande, durch eine mächtige Parthie unterstützt, widersetzte sich lange der Einführung der Lutherischen Religion; Religion

ligion; allein sein Eifer kostete ihm das Leben. Jetzt wird die Lutherische Religion dort so genau ausgeübt, wie ehemals die Katholische.

Bisthümer

Zwey Bisthümer begreifen ganz Island unter ihrem Sprengel; drey Viertheile des Landes, das heißt die Gegenden nach Osten, Süden und Westen, hängen von dem Bisthume Skalhoet ab. Das einzige nördliche Viertel macht den Sprengel von Hoalum aus.

In jedem Bisthume giebts eine lateinische Schule, die ihren Rektor und Subrektor hat. Alle Jahre nehmen die dort Studierenden den Licentiatengrad an; und geben sie hernach Beweise, daß sie Kopf und Wissenschaften haben, so werden ihnen Pfarren im Lande gegeben, ohne daß sie sich auf der Universität in Coppenhagen dürfen examiniren lassen.

Indeß bringen die Isländer doch einige Jahre auf dieser Universität zu, und studieren die Rechte und die Gottesgelahrtheit. Bey ihrer Heimkunft werden sie den andern vorgezogen; erhalten die besten Pfarren. Und die Rechtskandidaten werden zu Landvoigten, Unterlandvoigten gemacht, oder bekommen andere Juristische Bedienungen.

Bischöfliche Einkünfte.

Als die Reformation in Island eingeführt wurde, wurde ein großer Theil der

Güter

Güter von der Katholischen Geistlichkeit zu den Bischöflichen Gütern geschlagen, das Uebrige zog der König ein, dem es auch noch gehört.

Die Bischöfe haben die Verwaltung ihrer Güter, nehmen jährlich ungefähr zweytausend Thaler ein, müssen aber davon dem Rektor und Subrektor der Schule und den Pfarrer an der Hauptkirche, der auch Weihbischof mit ist, besolden, überdieß noch eine gewisse Anzahl Schüler in Kost und Kleidung erhalten; auch für den baulichen Stand der Kirchen, und der, unter seiner Gerichtsbarkeit stehenden Gebäude, sorgen. Nach Abzug dessen ist das Uebrige sein jährlicher Gehalt.

Ein jeder Einwohner zahlt dem Könige eine jährliche Kopfsteuer; auf jeden Kopf zehn Fische gerechnet; sie heißt der **Giefs told**. Der König hat einen Theil davon dem Bischöflichen Stuhle abgetreten; allein dieß Recht der Bischöfe erstreckt sich nicht auf jeden Bauer; an manchen Orten nimmt man sie für den König ein; an andern thut es der Landvoigt oder Unterlandvoigt, der diesen Schoß zugleich gepachtet hat.

Eben so schwer fällt es, die Einkünfte der Pfarrer genau zu berechnen; sie bestehen nicht in baarem Gelde, sondern in liegenden Gütern, die zur Pfarre geschlagen sind, in

Einkünfte der Pfarrer

in Steuern, die auf jeder Meyerey liegen, und in den Amtsgebühren, die sie von der Gemeinde erhalten. Viele Pfarren sind sehr gut, einige mittelmäßig, und noch andere elend. Um diesen letztern aufzuhelfen, hat der König von Dännemark seinen ärmsten Pfarrern in den Bisthümern Skalhoet, und Haolum einen Theil seiner Ländereyen geschenkt, er giebt zudem hundert Thaler, worein sie sich theilen müssen. Die ärmsten Pfarrer bekommen von dem königlichen Geschenke wenigstens ihre vier Thaler. Es irrt sich der Herr Andersön, wenn er sagt, es gäbe Pfarren, die nur vier Thaler eintrügen.

Die Pfarrer haben keinen Zehnten an Fischen oder andern Sachen. Die Meyereyen geben ihnen freywillig Geld, oder allerhand Lebensmittel in natura. In den Westmannsinseln zieht jeder Pfarrer eine Art Zehnten aus jeder Barke, die zum Fischfange bestimmt ist; dieß ist aber nur daselbst gebrauchlich.

Da die Einkünfte vieler Pfarrer nicht einmal zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft reichen, so sehen sich oft welche von ihnen genöthiget, so gut wie andere Bauern, zu arbeiten, um Weib und Kinder zu ernähren, ja so gar mit ihnen auf den Fischfang auszugehn.

Ob man gleich die Isländer für nichts weniger, denn für begüterte Leute ansehen kann, so finden sich doch einige Reiche darunter, und der Zustand dieser Insulaner ist nicht so ersichtlich schlecht, als Herr Anderson meynt; man sieht sogar nicht einmal aus seiner Geschichte, warum diese Völker so elend seyn sollen. Etwa darum, weil sie kein prächtig Haußgeräth, keine stattliche Kleider haben, keine köstliche leckerhafte Speisen, weil sie nicht in einem süßen, weichlichen Schlaraffenleben fortträumen, nicht in glänzenden geräuschvollen Städten eingesperrt sind? Man sollte daraus vielmehr schliessen, daß es unter ihnen weit weniger Dürftige giebt, als unter uns. Ein Weniges reicht zu ihres Lebens Nothdurft und Nahrung hin; Arbeit haben sie vollauf. Ausgaben wenig; machen sich bey den Kaufleuten beträchtlichen Gewinnst, entrichten unbedeutende Abgaben; hieraus läßt sich vermuthen, daß sie sich noch einen Nothpfennig zurücklegen können.

Ueberdieß haben diese Insulaner ein menschliches mitleidiges Herz; die Wohlhabenden sind stets geneigt, den Armen zu helfen. Die Armen hören nicht eher auf zu arbeiten, als bis die Krankheiten sie ganz zu Boden werfen. Das fühlbare Herz der Reichen verschaft ihnen hinlänglichen Unterhalt.

Wenn aber diese Insulaner insgesammt arm und unglücklich wären, muß man deshalb mit Herrn Anderson schließen daß ihre Kirchen nicht ihr Eigenthum seyn können? Haben nicht diese Kirchengüter, Ländereyen und Einkünfte von allerhand Art, womit sie von Alters her, bis auf jetzige Zeiten sind versehen gewesen?

Kirchen. Ihre Kirchmauern sind von Steinen, Erd und Raßen erbaut. Die Dächer bestehn aus Sparrwerk, wodurch Latten in die Quere gehn, sind inwendig mit Planken, und auswendig mit Rasen bedeckt. Inwendig sind die Kirchen sehr sauber ausgetäfelt. Auch sind sie höher und grösser, als andre gewöhnliche Gebäude.

Gleichwohl kann es auch sehr kleine Kirchen dort geben; es ist aber natürlich und vernünftig, daß sich die Größe der Kirche nach der Größe der Gemeinde richtet. Das ist gewiß, daß die Meyereien so von einander entfernt liegen, daß oft nur sieben, acht, zehn bis dreyßig zu einem Kirchspiel gehören. Da nicht die ganze Gemeinde auf einmal ihre Häuser verlassen kann, so sieht man niemals viel Leute in einer Kirche, folglich hilft ihre Größe zu nichts. Die Isländer bauen überhaupt ihre Kirchen nicht hoch, weil es ihnen an Bauholz, Dachsteinen und Kalk fehlt.

Die

Die Hauptkirche von Haolum, dem Bischöflichen Sitz, bestehet aus starkem Mauerwerk und Bauholz, ist neun und vierzig Ellen lang, funfzehn breit, und achtzehn bis zwanzig hoch. Sie ist nicht in der Erde gegründet, sondern auf einer kleinen Anhöhe; hat auch einen hölzernen Glockenthurm. Um das Chor herum findet man noch eine dicke Mauer von Werkstücken, die ein Bischof vor vierhundert Jahren aufführen lassen, der Willens war, die ganze Kirche auf die Art bauen zu lassen, vor Beendigung des Werks aber starb.

Das Bischöfliche Gebäude zu Haolum besteht aus Eichenholz, ist mit einer schönen steinernen Mauer und einem hölzernen Dache versehen, weder die Seiten noch das Dach sind mit Erde verkleidet. Dieß Haus war zu Koppenhagen zugehauen worden, und Bischof Gudbrander hatte es, wie die Inschrift in der Saaldecke ausweißt, im Jahre 1576 nach diesem Platze herschaffen lassen.

Dieß Gebäude hat sich zweyhundert Jahr durch sehr gut erhalten, bis aufs Fundament, das einer Reparatur bedürfte.

Die Hauptpfarrkirche zu Skaloet ist eben so wie die zu Haolum beschaffen, nur daß keine dicke Mauern um das Chor herumgehen, und daß sie nicht von so großem

Umfange ist; indeß hat sie eine ungemeine Höhe, und auch einen hölzernen Glockenthurm und eine Glocke. Diese Kirche steht schon lange. Da sie in einer sehr ausgebreiteten Ebne liegt, und man sie sehr von weiten sehen kann, so scheint sie groß zu seyn.

Die Kirche in der königlichen Vogtey Bessested ist auch von Mauerwerk, und Bauholz; die Hauptseiten und die Dächer sind mit Planken verkleidet. Sie ist sechs und zwanzig Ellen lang, zwölfe breit, und beynahe eben so viel hoch. Der Landvoigt hat einen vergitterten Kirchstul über den andern, gerade der Kanzel über.

Die Häuser, die unter Bessested gehören, bestehn gleichfalls aus Mauerwerk und Bauholz; sind ziemlich hoch, denn die Zimmer haben vier Ellen in der Höhe; von außen sind die meisten mit Planken verkleidet, um besser vor dem Winde und der Sonnenhitze gesichert zu seyn. Es ist auch ein altes Gebäude von zwey Stockwerk dort, worinn der Landvoigt gewohnt hat; jetzt hat er seine Arbeitsstube im zweyten Stockwerk. Dieß Haus ist zum Theil nach nordischer Manier gebaut, Balken auf Balken, und zum Theil aus Mauerwerk und Holz verfertigt. Seit 1606 steht es bereits; auch sollte es ganz von neuen aufgebaut werden.

Die Kirchen sind in diesem Distrikte von ziemlicher Höhe. Es giebt schöne Häuser von Mauer- und Holzwerk erbaut, die von außen und innen mit Planken verkleidet seyn, und schon geraume Zeit stehen. Zu Thingoe-Closter, in der Landschaft Hunevatus befindet sich ein schönes Gebäude, nach dänischer Bauart, das ein Unterlandvoigt, ein sehr angesehner Mann, bewohnet.

In allen Kirchen trift man Altäre und Bilderrahmen, von der schönsten zierlichsten Arbeit, an. Die Altäre läßt man aus Dännemark kommen; sie werden in der Kirche gegen Osten aufgestellt. Unter den Altären befindet sich gemeiniglich ein Schrank, worinn bey Ermangelung einer Sankristey die Kirchenzierrathen verwahret werden. Die Taufsteine kann man leicht in allen Kirchen erkennen; sie sind mit einem sehr schönen Gitter eingefaßt. Das Chor ist durch ein Geländer von dem mittelsten Gange abgesondert; der Beichtstuhl ist ein Platz, der von allen Seiten vermacht ist. Hier hält sich der Prediger so lange auf, bis er auf die Kanzel steigt. Die Kanzel ist so gut, wie irgend anderwärts; sie ist so, wie die Kanzeln in unsern Dorfkirchen, gebaut; hat an vielen Orten Schnitzwerk und Malereyen.

Bänke findet man in allen diesen Kirchen, wenigstens an dem Orte, der den

Weibern angewiesen ist. Viele Kirchen sind inwendig beynahe ganz ausgetäfelt. Eine sehr große Menge haben ein kleines metallenes, kronförmiges Lämpchen, oder einige andere Verzierungen, z. B. ein an der Decke aufgehängtes Schiff. So sehn die Kirchen aus, wenn kein Gottesdienst darinn gehalten wird; wird er aber, so haben sie so artige Verzierungen, wie in unsern Dorfkirchen sind, an verschiednen Orten wohl noch reichere.

Das Meßgewand ist bey manchen von Sammt, oder von einem andern Seidenzeuge, öfters mit einem in Gold oder Silber gestickten Kreuze verziert. In manchen Orten hat man zwey Meßgewänder, das eine für die Sonntäge, und ein anderes, weit schöneres, für die Festtäge. Fast in allen Kirchen hat man silberne Tellerchen für die Hostien; silberne, öfters vergoldete Kelche. In ärmern Kirchen sind die Kelche von Zinn.

Die Chorhemden und Altartücher sind von schöner feiner Leinewand, mit Spitzen oder gestickter Arbeit verziert. Die Altardecken von schönen seidnen Zeugen ziemlich häufig mit einer goldnen oder silbernen Borte eingefaßt. In den mehresten Kirchen stehen große metallne Leuchter auf den Altären, und auf dem Chore hängen ganz leidliche Gemälde.

In einer von den Hauptkirchen findet man verschiedne alte Malereyen, die die Aufmerksamkeit der Kenner wohl verdienen mögen, überdieß allerhand Instrumente und Verzierungen in großer Menge, noch aus den Katholischen Zeiten her.

Die Küster der Isländischen Kirchen müssen ihre Einkünfte heben, und für die Baubesserungen sorgen.

Ein Theil der Isländischen Geistlichen studiert zu Koppenhagen und unterwirft sich dem dortigen öffentlichen Examen. Indeß muß man hieraus nicht schließen wollen, daß es viele geschickte und in ihrer Wissenschaft hochwohlerfahrne Prediger dort giebt, noch daß alle diejenigen in grober Unwissenheit stecken, die nicht aus ihrer Insel gekommen, und bloß die, in den Bischöflichen Sitzen angelegten königlichen Schulen, besucht haben. Unter letztern befinden sich einige gelehrte und geschickte Prediger, wohl bewandert im ganzen Theologischen Felde, und in ascetischen Schriften; genau bekannt mit den Dichtern und Prosaisten der Griechen und Römer. Von diesen Männern kann man den Bischof von Skalhoet anführen. Ohne auf der Koppenhagner Universität studiert zu haben, hielt ihn der König von Dännemark würdig, die Bischöfliche Würde zu bekleiden. Prediger.

Mit dem Latein und der Theologie sind die Isländischen Geistlichen im Durchschnitt genommen, sehr gut bekannt. Ihre Aufführung ist untadelhaft; man hält sie, so wie den ganzen geistlichen Stand, in der strengsten Aufsicht; das kleinste Versehen rügt man aufs schärfste.

§. 13.

Lustbarkeiten der Isländer.

Schachspiel.

Obgleich die Insulaner Schach und Karte spielen, so haben sie doch keine Leidenschaft fürs Spiel. Schach spielen sie am allermeisten, der gemeine Mann versteht es so ziemlich. Vor diesem waren sie groß in diesem Spiel.

Herr Anderson sagt, diese Insulaner legten sich vorzüglich aufs Schachspiel, wären von jeher dafür berühmt gewesen, und wären es auch noch. Es scheint, daß er die Isländer bloß darum zu gute, meisterhafte Schachspieler macht, um einen Anlaß zu haben, übel mit ihnen spielen zu können. „Sie sind, sagt er, bloß darum so „geschickt in diesem Spiel, weil sie, wenn „ihre Fischfangszeit vorbey ist, Muße die „Fülle haben, nicht eher arbeiten, als „wenn die höchste Noth sie dazu anpeitscht, „und weil sie die langen Nächte hindurch „am Schachbrette angenagelt sind.

Die

Die Stunden der Muße, die die Insulaner manchmal haben, fallen gerade in die Fischfangszeit, wenn viele Fremden von Norden und Osten sich an die fischreichsten Orte begeben: giebt es alsdann Tage, wo diese Insulaner nicht auf den Fischfang gehen können, ists ihnen wohl untersagt, sich einen angenehmen Zeitvertreib zu machen? Eben dieser Geschichtschreiber sucht sie noch wegen ihres Tanzens lächerlich zu machen. Er behauptet, sie liebten diese Ergötzlichkeit sehr, die bey ihnen noch den Anstrich der alten gothischen Einfalt hätte. Mann und Weib, sagt er, stellen sich einander grad über, und springen unaufhörlich bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine.

Herr Horrebows versichert, daß man in diesem Lande keinen besondern Tanz kennt, und daß die Isländer an dieser Leibesübung gar keinen Geschmack finden; hierinn unterscheiden sie sich von den nordischen Bauern.

Wenn sie wohin gebeten sind, so besteht die einzige Ergötzlichkeit, die sie sich machen darinn, daß sie ihre alten Kriegeslieder singen. Sie haben deren die Menge, und singen jedes nach seiner Weise. Da sie weder Takt noch Musik, noch irgend ein musikalisch Instrument verstehen, so klingt ihr Gesang sehr roh. Hat irgend

ein Mann von Kopf eine Violine, wie er bey den Dänen gesehen, zu stande gebracht, so ist dieß bloß geschehen, um Staat damit zu machen, denn sie zu gebrauchen, das verstehen sie ganz und gar nicht.

§. 14.

Regierungsform der Isländer.

Generalgouverneur

Der König von Dännemark hat in dieser Insel eine oberste Gerichtsperson, die den Titel Generaladministrator oder Generalgouverneur von Island führt. Dieß ist gemeiniglich ein Herr vom ersten Range. Die Güldenlöwen, die Güldenkrone haben diesen Posten bekleidet, und noch vor kurzen der Graf von Rantzow, Königlicher Kammerherr. Gemeiniglich hält sich der Generalgouverneur am Hofe auf.

Oberlandvoigt.

Alsdann folgt der Oberlandvoigt, gemeiniglich ein Edelmann, der des Königs Liebling und Vertrauter ist. Er hält sich zu Bessested auf, wo sich das oberste Konseil von Island befindet. Sein Gehalt besteht aus vierhundert Thalern Kronengeld.

Landhauptmann.

Außerdem hat der König noch einen ansehnlichen Bedienten in Island, den Landhauptmann, der alle Königliche Einkünfte in Empfang nimmt, und der Domänenkammer berechnet. Er sollte auch zu Bessested

fested wohnen, hat aber seinen Sitz zu Widoe-Kloester aufgeschlagen. Sein jährliches Gehalt beläuft sich auf viertehalb hundert Thaler Kronengeld.

Es sind noch zwey andere königliche Bediente in dieser Insel Lowmen genannt; der eine hat die mittägigen und östlichen Kreyse, der andere die nördlichen und westlichen unter sich. Diese Bedienten, oder Provinzialrichter haben einen Aßistenten, der der Vice-Lowmen oder Unterabgeordnete heißt. Ueberdieß giebt es ein und zwanzig Sislomens oder Unterlandvögte, der von den Westmannischen Inseln mit inbegriffen. Ein jeder von ihnen hat sein angewiesenes Gebiet, und ist in seinem Sprengel die erste Instanz, nimmt zu gleicher Zeit die Königlichen Auflagen ein. Diese Männer sind hohes Ranges und wohlhabend. Lowmen. Sislomens.

Die Einkünfte, die der König von Dännemark aus Island zieht, sind nicht immer gleich. Die Abgaben werden in Fischen entrichtet; die Amtleute nehmen dergleichen Gefälle so gut ein, wie andere Einkünfte, ein jeder in seinem Distrikte. Der Landeshauptmann hat sie ihnen in des Königs Namen jährlich verpachtet, und zwar so, daß ein jeglicher von diesen Bedienten seine Besoldung dabey findet. Da der Landhauptmann im Distrikt von Gulbrindge, Einkünfte des Königs.

brindge, wo er wohnt, die Stelle des Amtmanns vertritt, und seinen Gehalt als Landshauptmann erhält, so legt er von den Taxen und Auflagen dieses Distrikts der königlichen Domänenkammer Rechnung ab. Die andern königlichen Einkünfte bestehen in demjenigen, was die Handelsgesellschaft der königlichen Rechenkammer für den Isländischen Handel bezahlt, und in dem Miethzins für gewisse öffentliche und andere Gebäude, welcher dem Landshauptmann entrichtet wird.

Herr Anderson sagt, daß die Isländer nach dreyerley Rechten gerichtet werden. Das erste ist das alte Isländische Gesetzbuch, das vom Könige Magnus Lagebakter herrührt, wornach Kasus, die die Erbfolge und liegende Güter betrift, zumal herrschaftliche Ländereyen, entschieden werden. Das zweyte ist der Cristerretten; entscheidet Kirchenangelegenheiten. Das dritte ist die Stora Dommen, oder eine Vorschrift für die Richter.

Alles, was Erbfolge, Proceße über liegende Güter, überhaupt Streitigkeiten über das Dein und Mein betrift, wird nach den alten Isländischen Gesetzen entschieden. Was aber die herrschaftlichen Ländereyen anbelangt, da irrt sich Hr. Anderson; es giebt nur wenige Fälle, wo man zu den Norwegischen Gesetzen seine

Zuflucht nimmt. Auch irrt er sich in Rücksicht auf Cristen-Retten, oder das geistliche Recht; es ist nicht mehr im Brauch; alle geistliche Angelegenheiten werden nach dem zweyten Buche der Norwegischen Gesetze gerichtet, und nach den vielen Königlich dänischen Edikten.

Die Stora Dommen ist kein Codex, sondern eine Verordnung, die aus zwey Bogen in Quart besteht, und 1564 durch zwey Bowmens, den Provinzialrichtern, den Amtleuten und vier und zwanzig andern, darinn benannten Personen, ist herausgegeben worden. Diese Verordnung betrift blos Schwängerungsfälle, Verführer und Strafen, die den Verbrechern zuerkannt werden. Diese Verordnung ist im folgenden Jahre durch Friedrich den zweyten, bestätiget worden, und gilt noch bis auf den heutigen Tag.

Was die Formalien des Processes, und der Kriminalangelegenheiten anbelangt, so richtet man sich nach dem ersten und sechsten Buche der Norwegischen Gesetze, die König Christian der fünfte, eingeführt hat. Außer diesen Gesetzen haben die Isländer verschiedne Verordnungen und besondre Edikte, die samt dem angeführten ihre wahre Richtschnur sind.

Proceßsüchtig sind diese Insulaner sehr, sie fangen über die gröste Kleinigkeit

einen

einen Proceß an; verfechten bey den obern Richtern mit der grösten Lebhaftigkeit Sachen, die im Grunde nicht über drey Pfund ausmachen. Hier sind die verschiednen Stufen ihrer Gerichtsbarkeit.

Eine Sache wird anfänglich vor dem Sislome gebracht, in dem Gerichtssaal des Distrikts, worinn sie gehört; denn jeder Sislome hat in seiner Gerichtsbarkeit viele Gerichtsstuben, unter welchen die Sachen verschiedner Distrikte gehören; in jeder Gerichtsstube wird nur über die Sachen von gewissen Orten gesprochen. Wenn der Sislome das Urthel gesprochen, kann man davon an den Lowmen appelliren, der alle Jahre die ihm täglich zugesandten Appellationen vornimmt. Seine Sitzung fängt vom achten Juli an, und dauert so lange als Sachen da sind. Dieß geschieht an Orten, die von den Städten entfernt sind, nicht eher, als mit Winters Anfange. Dort hin zugehen und Gerechtigkeit zu verlangen, würde den Bauern zu viel Unkosten machen, er würde auch seine Arbeit müssen liegen lassen. Die Lowmens begeben sich jährlich in ein gewisses unter ihrer Gerichtsbarkeit stehendes Kirchspiel; daselbst sprechen sie über alles, was ihnen vorgelegt wird, schlichten die Streitigkeiten, die von neuem unter denen, unter das Gericht gehörenden Personen entstanden sind, und alles

das,

das, was die herrschaftlichen Rechte anbetrifft. Jeder Lowmen spricht selbst über die in seinem Gerichtszwang vorfallenden Sachen; er hat acht Beysitzer.

Man kann von ihm an einen noch höhren Senat appelliren, der zu eben der Zeit und an eben dem Orte Gericht hält. Der Oberamtmann ist daselbst Präsident, und hat den Lowmen, der kein Urthel gesprochen hat, viele Sislomens, und im Nothfall auch die unter dem Gerichtszwang des Lowmens gehörige Beysitzer bey sich; ingleichen zwölf Richter. In Abwesenheit des Oberamtmanns vertritt der Landeshauptmann die Stelle.

Dieser Gerichtshof hat mit dem obern Gerichtscollegium in Norwegen, was die Formalien anbelangt, viel Aehnlichkeit, und auch darinn, daß ein untergeordneter Richter, der sich geweigert hat, Recht zu sprechen, und wegen andrer ähnlichen Fälle gerades Weges kann vorgeladen werden. Von diesem obern Kollegium kann man, wenn die Sache von Betrag ist, und zu den von den Norwegischen Gesetzen vorgeschriebnen Fällen gehört, gradesweges an das höchste Justizkollegium zu Koppenhagen gehen.

Die geistlichen Angelegenheiten werden zuerst von dem Kapittel einer jeden Hauptpfarrkirche, das einen Probst und zwey

Bey=

Beysitzer hat, abgeurtheilt. Von da wendet man sich an das Consistorialgericht, das das Kapitel von Skalhoet vorstellt, und zu eben der Zeit Gericht hält, das die andern Gerichtshöfe thun. Der Oberamtmann ist Präsident dieses Consistorialgerichts, im Namen des Generaladministrators; der Bischoff, der Probst, die Präbendarien, und andre, sind Beysitzer. Das Kapittel von Hoolum hält dies Gericht im Herbst, auf einer Meyerey, Namens Flugemeyre, drey Meilen von Hoolum; der Oberamtmann ist da gleichfalls Präsident, oder schickt einen Stellvertreter dorthin. Von diesem Consistorialgericht appellirt man auch gerades Weges an das höchste Justizkollegium zu Koppenhagen.

In diesen geistlichen Zusammenkünften wird zu gleicher Zeit alles vorgenommen, was die Geistlichkeit betrift. Man setzt dort Pensionen für alte ausgediente Prediger und für Predigerwittwen aus. Advocaten giebts dort zu Lande, aber sie führen diesen Titel nicht, und für jede Sache wird von dem Amtmanne ein neuer gewählt.

Wir finden in Hrn. Andersons Geschichte, daß die Unteramtleute die Urthelsvollstreckungen, sowohl in bürgerlichen, als Hochnothpeinlichen Fällen, selbst über sich nehmen. Ein grober Irrthum! das thun diese Männer nie.

So wenig entehrend auch dergleichen Aemter dort zu Lande sind, so wird doch nie ein Mann von dem Charakter selbige verwalten. In jeder Landschaft ist ein Mann, der, wie an andern Orten, dafür besoldet wird.

Außer Kopfabhacken und Hängen giebt es keine weitre Haupttodesstrafen. Weiber, die den Tod verdient haben, werden gesäckt. Die armen Sünder quälen sich nicht lange, ehe sie sterben, wie Hr. Anderson sagt; allein es ist gewiß, daß der Henker, wegen Seltenheit der Todesstrafen, so geschickt nicht hängt, als an andern Orten, wo häufige Exekutionen sind. Hinrichtungen.

§. 15.

Wie man in Island reiset.

Richtet man sich nach der Beschreibung, die Hr. Anderson von Island geliefert hat, so muß man schließen, daß dort nicht Steg noch Weg zu finden. Nach diesem Geschichtschreiber brennt ein ewiges Feuer in den Eingeweiden des dasigen Bodens fort, das die Felsen zerfrißt und umstürzt. Das Land, sagt er, liegt dermassen mit Felsstücken besäet, daß weder Wagen noch Karren durchkönnen; es giebt nur wenige Oerter, wo man ohne viele Mühe zu Pferde durchkommt. Man muß allenthalben zu Fuße gehen, oder wenn man

ja reiten will, die größte Vorsicht beobachten, um nicht in Abgründe zu stürzen. Man wird sogleich sehen, wie sehr sich der gute Mann geirrt hat.

Seit 1730 hat man nichts von einer Entzündung der Erde, von einem feuerspeyenden Berge gehört. Da sich diese Entzündungen nur höchst selten zutragen, und nur immer ein sehr kleiner Distrikt im Brande ist, so ist klar, daß man nur auf einige Augenblicke, und nur an wenigen Orten in seinen Reisen gestört wird.

Das Thauwetter weicht freylich wohl manchmal Stücken Felsen von einander, das auch in andern gebürgigen Ländern geschieht, mithin wird das darunter befindliche Stück Erde mit verwüstet. Das ist aber ein seltner Fall. Wird ein Weg dadurch verschüttet, so räumt man den Schutt aufs schleunigste bey Seite, und macht bald wiederum freye Bahn. Indeß liegt das Land nie von diesen Felsentrümmern und Schutte so voll, daß der Weg versperrt wäre.

Wenn es wahr ist, daß man sich weder der Wagen noch Karren bedienet, daß man alles auf Pferden fortbringt, so darf man dieß niemanden anders zuschreiben, als einer alten Gewohnheit. Mit Fuhrwerken könnte man große Stücken Weges zurück legen, selbst über die Gebürge, die

den südlichen Theil vom nördlichen scheiden; aber der Mangel an Leuten, und noch mehr, der Geldmangel, sind Ursach, daß man dieser Bequemlichkeit entbehren muß. Die Erfahrung lehrt, daß man sich in den nordlichen Gegenden der Inseln die Wege leichter zu machen sucht, und daß man im ganzen Lande sehr leicht zu Pferde durchkommen kann. Mehr denn einmal haben verschiedne Personen achtzehn bis zwanzig Meilen von Sonnen Aufgang bis gegen ihren Untergang im Sommer zurückgelegt, und das sogar in Gebürgen von Süden bis gegen Norden.

Das ist also Beweis, daß allenthalben guter Weg ist, sogar in den Gebürgen. Indessen giebts an verschiednen Gegenden schlimme Wege, worin man nicht sehr rasch fort kann; doch ist es ausgemacht, daß selbige sogar mit Packpferden zu paßiren sind, ohne daß man umzukommen, besorgen darf.

Die jährlichen Reisen der Vornehmsten aus den Cantons nach dem obern Justizkollegium zu Ackeching, wobey zehn bis zwanzig Packpferde mitgenommen werden, und wobey einige siebenzig Meilen von Süden her zu machen haben, beweisen deutlich genug, wie die Wege beschaffen sind. Wenn die Einwohner sich nach den Handlungsplätzen begeben, um ihre Waaren den

Schiffen der Handlungsgesellschaft zu verkaufen; wenn sie von dort alles zu ihrer Wirthschaft erforderliche Eingekaufte zurück bringen, kann man glauben, daß sie auf ihrem Rücken bis auf dreyßig, vierzig tausend Pfund tragen; sonach müssen auch Wege seyn, die man bereiten kann.

Außer diesen Reisen thut man noch andere, die wegen der Länge des Weges und wegen der Menge der Pferde beträchtlicher sind. Es gehen alle Jahre von Hoolum, dem Bischöflichen Sitz im nördlichen Theile, mehr denn hundert Pferde nach dem südlichen, um gedörrte Fische einzukaufen; jedes Pferd trägt wenigstens zwölf Liespfund. Auch aus den nördlichen Kantons Oesiords, Skagesiord und Hunneratus in Norden, werden Pferde, zu fünfen, zehnen, zwanzigen bis dreyßigen in Handlungssachen nach Süden geschickt; müssen dort Butter, wollene und andre Waaren hinbringen, die gegen gedörrte Fische ausgetauscht werden. Es ist sonach außer Zweifel, daß alle Jahre viele tausend Pferde diesen Weg paßiren, der so zu sagen aus lauter Felsen besteht. Dies ist mehr als hinlänglich, Hrn. Anderson seines Irrthums zu überführen.

§. 16.

Naturgeschichte von Island.

Pferde.

Man kann sagen, daß die Isländischen Pferde eine Spielart von den Norwegischen seyn, weil die erste Raße aus dieser Gegend gekommen ist. Einige können indessen auch aus Schottland gekommen seyn, womit die Isländer ehemals einen beträchtlichen Verkehr hatten. Eben daher haben sich viele Wörter in die englische Sprache geschlichen, deren Wurzeln man nirgend als in der Isländischen Sprache auffinden kann.

Alle Pferde sind nicht gleich klein; die kleinsten aber, so wie die grösten, sind ziemlich stark, ziemlich munter, geduldig, sanft und ruhig. Die Pferde, die man nur im Sommer arbeiten läßt, und die die Isländer Pulspferde nennen, sind das ganze Jahr hindurch auf dem Felde, kommen nie unter Dach und Fach; sie wissen das Eis mit ihren Füßen zu brechen, und so zu ihrer Nahrung zu kommen. Die Sattelpferde, davon jeder so viel hält, als er will, oder vielmehr, als er füttern kann, bleiben den Winter durch im Stalle.

Haben die Isländer der Pferde zuviel, oder glauben sie ihrer erst binnen einer gewissen Zeit benöthigt zu seyn, so führen sie sie in die Gebürge, nachdem sie sie bezeichnet haben, und lassen sie dort mehr oder

weniger Jahre. Wenn ihre Eigner sie brauchen, so schicken sie Leute aus, die sie aufjagen, und mit Stricken fangen, weil sie nunmehr wild geworden seyn, und sie kuppelweise nach Hause bringen. Sie werfen manchmal in den Gebürgen, und die Eigenthümer unterlassen es nicht, die jungen Füllen zu bezeichnen. Unter diesen wilden Pferden giebt es Hengste, die groß, muthig und so hitzig sind, daß sie ihr Serail aufs nachdrücklichste vertheidigen, und sich unterstehn, den Trupp Reiter, der sie fangen will, anzugreifen; oft bringen sie in Eifersuchtswuth andre junge Hengste um. Da man diese Pferde im fünften und sechsten Jahre aus den Gebürgen wegholt, so werden sie gemeiniglich die schönsten im ganzen Lande; sind immer wohl bey Leibe, und können die strengste Kälte ausstehen. Eben so ist es mit den Arbeitspferden; ob sie gleich den Winter auf dem Felde zubringen, so sind sie dennoch im Sommer bey den völligsten Kräften. Alle Pferde haben im Winter länger und dickeres Haar, als im Sommer, was sie denn vor der Kälte schützt; im Frühling aber fällt dies Haar aus, und sie bekommen anderes, das glätter ist, sehr glänzend und sehr schön.

Ochsen und Kühe.

Man behauptet, die Isländischen Ochsen und Kühe wären so klein, daß sie keine Hörner tragen könnten, man irrt sich aber.

Diese

Diese Thiere haben Hörner, und sind gemeiniglich so stark, als andern Orten. Die Kühe geben viel Milch; einige des Tages zwanzig Kannen, andre zehn bis zwölfe, noch andre weniger. Es können sich in den mitternächtlichen Landschaften hornlose Ochsen befinden, allein selten sieht man dergleichen in den übrigen.

Die mittägigen Küsten dieser Insel sind bevölkerter, als die andern, weil hier der Fischfang reichlicher ist; man zieht allhier viele Kühe; da man aber hier weniger Gras und Heu einsammlen kann, als in den nördlichen Gegenden, so pflegen die Einwohner den Kühen eine Brühe zu geben, worin sie Fische gekocht haben; auch geben sie ihnen sehr weich gekochte Gräten. Die Kühe haben sich daran gewöhnt, und finden sogar dies Futter sehr schmackhaft; es ist ein Labetrank für sie, der vieles zur ungemeinen Güte ihrer Milch beyträgt. Die Einwohner halten diese Milch für eine herrliche Magenstärkung; für die Kranken wird sie gesotten, und ist ihre einzige Nahrung.

Da es in diesem Lande viel Milch giebt, so macht man viel Butter, und fast immer Rohm; auch Käse, aber nicht alle Arten. Die Einwohner verstehen sich darauf nicht; überdieß finden sie nur an der Art Käse vorzüglichen Geschmack, den sie **Skior** nennen.

Die Isländer seigen insgesammt die Milch durch, und wenn die Butter fertig ist, thut man sie in ein Geschirr, das bloß dazu bestimmt ist. Sie bedienen sich reingemachter und zu dem Behufe zubereiteter Hammelfelle, um ihre Butter auf den Pferden wegbringen zu können.

Man salzt die Butter nicht ein. Der gröste Theil der Einwohner, das heißt, der gemeine Mann, dem das Salz ein zu lästiger Aufwand seyn würde, nimmt sie so gut in Acht, als er kann, ohne sie einzusalzen; die Farbe behält die Butter gleichwohl, nur der Geruch ist nicht der angenehmste.

Hämmel, Die Hämmel auf dieser Insel haben die gewöhnliche Größe. An einigen Orten, zumal in der Landschaft Skaftefield bringen sie das ganze Jahr auf dem Felde zu. In andern Landschaften werden die Hämmel, die Kühe und Ochsen alle Nächte in ihre Ställe getrieben; man behält sie sogar viele Tage hinter einander darinnen, wenn die Witterung zu rauh scheint, oder mit einem starken Schnee droht; folglich hat jeder Schäfer so viel Stallraum, als er, allen seinen Hämmeln Dach und Fach zu geben, braucht. In diesen Ställen hängen Raufen mit Heu, just in solcher Höhe, daß die Hämmel draus freßen können. Man zählt drey, vier, fünf Schaafställe bey jeder

Meye-

Meyerey. Die Lämmer, die Hämmel, die Schafe sind von einander abgesondert. Die Isländer begreifen sie unter dem allgemeinen Namen, Soyder; wenn wir also von Hämmeln reden, so muß man die ganze Gattung darunter verstehn.

In der Landschaft Guldbringe, und an einigen andern Orten legen sich sehr wenige auf die Hammelzucht; man sieht dort selten Schaafställe. Zwar braucht man sie nicht, der Winter ist dort so wenig strenge, daß die Hämmel auf den Feldern bleiben können. Wer mehr auf Viehzucht sieht, nimmt die Lämmer zu sich, und füttert sie auf. Eine nöthige Vorsicht! dann wenn diese Thiere nicht ein Jahr alt sind, können sie nicht die Kälte so wie die alten Hämmel ausstehen, die außerordentlich dichte Wolle haben; es sterben ihrer viele, wenn man sie der Luft ausgesetzt läßt.

Es giebt in dieser Insel Schaafställe, von der Natur gebildet, die viele hundert Hämmel in sich fassen können. So bald das Wetter zu schlimm wird, flüchten sich diese Thiere da hinein; diese Grotten, die von den Isländern Hrannen genannt werden, befinden sich in den Gegenden sehr häufig, wo vor Alters die Erde gebrannt hat. Sie scheinen weiter nichts als Vertiefungen oder Löcher, die durch die Ausbrüche des Feuers

entstanden sind. Diese Hrannen sind den Hämmeln zu allen Zeiten ungemein nützlich. Im Winter finden sie daselbst Schirm vor der übeln Witterung, und im Sommer ganz leidliches Futter, zugleich aber auch ihren ärgsten Feind, den Fuchs. Dieß verschlagne Geschöpf wählt sich gern diese Höhlen zu seinem Aufenthalt.

Obgleich die Isländer Ställe für ihre Hämmel haben, so treiben sie sie gleichwohl, bey starkem Schnee und gelinder Witterung aufs Feld hinaus, damit selbige frische Luft genießen, und sie das Heu sparen, denn es gehört eine große Menge dazu, um drey, vier bis fünfhundert Hämmel einen ganzen Winter durch zu füttern.

Manchmal trägt sichs zu, daß bey schlimmer Witterung und bey heftigem Winde die Hämmel vom Winde weggeführt, sich in die Fluth stürzen, wodurch ihrer eine große Anzahl umkommen. Man hat gesehen, daß ein Sturmwind im Sommer eine Heerde Hämmel gepackt, und zehn bis zwölf Meilen weit mit sich ins Meer gerissen hat. Wenn die Hämmel im Winter auf dem Felde sind, und häufiger Schnee fällt, so versammlen sie sich in starken Schaaren, und stecken die Köpfe in einander; so daß der Schnee drey Armslängen hoch auf ihnen liegt; in dem Zustande bleiben sie so lange bis die Witterung zu-

läßt,

läßt, daß man sie aufsucht und rettet. Um den Ort, wo sie sind, zu entdecken, spürt man im Schnee dem Loche nach, das der Fuchs macht, um sie aufzufressen. Der Geruch von diesem Thiere bringt einen auf die Spur. Manchmal zieht man sie, nach Verlauf einiger Tage, frisch und gesund hervor; oft aber sind sie unter der Last ungeheurer Schneeklumpen erstickt; wenn sie etliche Tage unter dem Schnee begraben bleiben, nöthigt sie der Hunger, sich einander die Wolle abzufressen, und so erhalten sie sich denn, bis man ihnen zur Hülfe kömmt. Unter denjenigen, die sich wieder erholen, haben sich einige das Wollabfressen so angewöhnt, daß sie es nicht lassen können; so bald der Eigner dies gewahr wird, tödtet er sie, um den Verlust, der ihm dadurch entsteht, Einhalt zu thun; überdieß erzeugt diese Tollheit Krankheiten, die die ganze Heerde anstecken, und die sie ganz aufreiben würde, wenn man nicht mit der äußersten Sorgfalt dem Uebel zuvor käme.

Im mittägigen Theile und in den Gegenden, wo Viehhandel nicht die Hauptbeschäftigung ausmacht, trägt man nicht so viel Sorgfalt für die Hämmel, als in den mitternächtlichen Gegenden, wo fast mit weiter nichts, als mit Vieh, Gewerbe getrieben wird. In jenen Gegenden behält

hält man selten die Hämmel des Winters in den Ställen, er müste denn sehr strenge seyn; ein seltner Fall! denn die meiste Zeit fällt in der Jahrszeit dort nur sehr wenig Schnee. In Nord- und Ost-Island, und an allen Orten, wo die Viehzucht im Schwange ist, hat jeder von den Einwohnern seinen Smole oder Schäfer, der immer um die Hämmel seyn und sie warten und pflegen muß; das ist seine ganze Beschäftigung. Dieser Schäfer hat ein oder zwey Pferde, und eine Kuppel abgerichteter Hunde, deren er sich bedient, die Heerde zusammen zu halten. Im Sommer führt er jeden Tag die Schafe, die Milch geben, in den Stall, und wieder zurück aufs Feld. Ist es im Winter schön Wetter, und scheint es beständig zu bleiben, so führt er Morgens und Abends seine Heerde aufs Feld, bringt sie wieder in den Stall, und trägt alle erforderliche Sorgfalt für sie. Uebrigens muß man bemerken, daß Island so groß, die Beschaffenheit seiner Luft so verschieden ist, daß die Landwirthschaft an einem Ende des Landes nothwendig auf ganz andern Fuß muß betrieben werden, als am andern.

Die Wolle der Hämmel hat verschiedne Grade von Güte, und verschiedne Eigenschaften; wenn man sie aber gut durch einander zu mischen weiß, so gilt die Elle

der

der daraus verfertigten Zeuge, zehn bis zwölf Mark Dänisch. Jeder Hammel hat zweyerley Wolle, feine und kurze, und gröbere und längere. Die Isländer nennen diese letzte Wolle Tog; wenn sie mit der erstern vermischt ist; dadurch wird die Isländische Wolle sehr stark und sehr hart; wenn man sie aber sorgfältig von einander geschieden, bekömmt man eine schöne Wolle, woraus sehr gute Waaren verfertigt werden. Sie bedienen sich des Togs in ihren Wadmelfabriken; machen auch sehr starken Zwirn zum Nähen daraus. Gemeiniglich ist die Wolle, die sie den Kaufleuten verkaufen, nicht vom Tog abgesondert, und eben daher scheint sie in der That grob und rauh.

Ein anderer, der Isländischen Wolle nachtheiliger Umstand, ist die Art, wie sie sie den Hämmeln abnehmen; sie scheeren sie nicht ab, sondern wenn das Thier abgeschlachtet, und das Fell abgezogen ist, legen sie es aufs Knie, und schaben die Wolle mit dem Messer ab. Dadurch kömmt viel Unrath von der Haut mit unter die Wolle, und vermehrt ihre anscheinende Grobheit.

Die Hämmel verlieren ihre Wolle im Frühling, zu der Zeit, da es anfängt ein wenig warm zu werden; alsdenn hält man genaue Obacht auf sie, hat sie mehr

um

um sich, damit die Wolle nicht verloren geht. Wenn sie den Hämmeln beynahe ganz ausgegangen ist, macht man sie noch vollends ausfallend, und läßt hernach die Hämmel wieder frey herumlaufen. Die neue Wolle wächst, so daß sie mit Winters Anfange schon vor der Kälte gesichert seyn.

Wenn ein Kaufmann den Tag anberaumet hat, an dem er das Vieh aus dem Kirchspiele abholen will, so reden die Einwohner insgesamt einen Tag ab, wo sie ihre Hämmel in genauen Augenschein nehmen, und diejenigen aussuchen, die sie verkaufen wollen. Zu dem Ende versammeln sich alle Schäfer in den Gebirgen, treiben durch Hülfe der Hunde ihre Hämmel zusammen, und führen sie an einen mit einer steinernen Mauer umgebnen Platz, worin acht bis zehntausend Hämmel gehn. Wenn alle Hämmel aus einem Kirchspiele sich an diesem Orte befinden, so sucht ein jeder Eigenthümer diejenigen aus, die sein Kennzeichen tragen, führt sie in einen an den ersten stoßenden kleinen Platz und bringt alsdann diejenigen nach dem Hafen, die er loß seyn will.

Solchergestalt versammlet man alle Hämmel zwey oder dreymal jährlich, damit man, wenn noch ja einige zurückgeblieben wären, sie zum zweyten oder drittenmale

heraus finden, und wieder nach der Meyerey bringen kann.

Herr Anderson sagt, alle Isländische Hämmel, Schaafe und Widder hätten gemeiniglich sehr große und krumme Hörner, und zwar derer viere, auch bisweilen achte; daß unter diesen Hörnern sich stets eins befindet, das am Vorderkopfe hervorraget, und mit der Nase des Hammels einen spitzen Winkel ausmacht. Dieser Schriftsteller hat sich wiederum geirrt; sehr wenige von diesen Hämmeln haben vier oder fünf Hörner; findet man deren, so schickt man sie nach Koppenhagen und nach Glückstadt. Unter einer Heerde von fünfhundert Hämmeln giebt es kaum vier oder fünfe, die vier oder höchstens fünf Hörner haben. Eben so wenig ist es wahr, daß diese Thiere durchgängig Hörner haben: der dritte Theil wenigstens hat keine; diejenigen, die welche haben, haben in der That sehr breite. Ein Hammel, der mehr denn zwey Hörner hat, gilt in Island sowohl wie anderwegen seiner Besonderheit, mehr denn ein andrer. Dies beweißt, daß es eine große Seltenheit ist, einen mehr denn zweyhörnigten aufzufinden, und daß man nicht sagen kann, daß die Natur sie durchgängig mit mehrern versehen habe.

Da die Widder stets bey den Schaafen seyn, so haben die Isländer eine Gewohnheit,

heit, woraus Vorheil für sie erwächst. Sie binden den Widdern ein Stück Tuch untern Bauch, das sie an dem Bespringen der Schaafe verhindert; zu Weyhnachten nehmen sie es wieder ab. Durch dieß Mittel werfen die Schaafe nicht vor Anfange Aprills, eine Zeit, wo die jungen Lämmer nichts von der strengen Kälte zu besorgen haben.

Ziegen. Die Isländischen Ziegen sind, wegen der Milch, die sie geben, ein sehr großes Hülfsmittel. Man findet diese Thiere dort in vielen Landschaften, zumal in Norder-Syßel, wo sie mehr als den dritten Theil des Viehs ausmachen, das man dort hält. Diese Ziegen sind wohl bey Leibe, und geben gar köstliche und häufige Milch.

Schweine. Schweine, sagt Hr. Anderson, könnte man hier zu Lande nicht ziehen, weil weder auf den Feldern noch anderwärts sich Futter genug für sie fände.

Nicht weil es an genugsamen Futter für sie fehlt, giebt es so wenig Schweine auf dieser Insel, sondern weil die Einwohner mit ihrem Handel, mit ihrem Buttermachen, ihrem Fleisch zubereiten und Fischdörren vollauf beschäftigt sind.

Es ist ohne Zweifel gewiß, daß ehemals eine große Menge Schweine hier im Lande gewesen ist. Sowohl in den nördlichen

Land=

Landschaften, als in andern giebts Einwohner, die sich mit dem besten Ertrag auf Schweinezucht legen.

Den stärksten Beweis, daß man Schweine in Island aufziehen kann, und daß es auf dem Felde hinlänglich Nahrung für sie giebt, kann man aus den alten Jahrbüchern des Landes nehmen. Daselbst steht, daß kurz nach Ankunft der Kolonisten in dieser Insel ein Paar Schweine sind hingebracht worden; daß diese Thiere entlaufen sind, und sich in den Gebürgen und Felsen verkrochen haben, so daß man sie erst nach drey Jahren in einem Thale wieder gefunden, das man das Schweinethal nachher genannt, und daß ihrer damals schon über hundert gewesen; so hatten sie sich vermehrt.

Außer diesem Thale giebt es noch viele andere Oerter, die von Schweinen den Namen haben; dies macht sehr glaublich, daß diese Thiere im ganzen Lande müssen gewesen seyn. Diese Oerter sind Swine-Neeß, Swine-Varne; dicht dabey ist eine Kirche, die die Swine-Varne-Kirche heißt; Swine-Sparde, Swine Hagen, Swine-Vellum. Herr Horrebows sagt, daß er ein Stück Wiese gesehen, Ackerkot genannt, bey Bessested belegen, wo man wahrnehmen konnte, daß sie von dem übrigen Erdreich durch eine Höle abgeson-

dert wurde, worin sich Schweine auf-hielten. Diese Wiese hat lange Zeit den Namen Swineacker geführt.

Sonach ist es gewiß, daß es Schweine in Island gegeben, daß sie dort können aufgezogen werden. Der Hauptgrund aber, warum insgemein die Einwohner sich jetzt nicht mehr mit der Schweinezucht bemengen, ist, weil sie erfahren haben, daß diese Thiere die Wiesen verderben, weil es ihnen zu theuer kommen würde, sie sorgfältig hüten zu lassen, und weil sie überdieß ander Vieh in Menge hahen.

Die Isländer ziehen viele Hunde, zumal Schaafhunde. Selten sieht man einen Hirten bey seiner Heerde, der nicht einen oder mehrere Hunde um sich haben sollte. Man hat welche in den Wohnungen bey den Hürden, um das Vieh abzuhalten, daß es die um die Meyereyen herum belegnen Wiesen nicht verwüsten kann.

Uebrigens giebt es in Island so viel Hunde als anderswo, und man sieht beynahe keinen Menschen zu Fuß oder zu Pferde, der nicht einen oder mehrere Hunde um sich haben sollte.

Katzen giebt es dort nicht so viel, indeß doch noch häufig genug. An manchen Orten sind sie sehr nützlich.

Keine

Keine weitern wilden Thiere findet man nicht, außer den Füchsen, auf dieser Insel. Indeß kommen manchmal einige Bäre aus Grönland auf großen Eisschollen angeschwommen; machen sie sich auf diese Insel, so verwehren ihnen die Einwohner tiefer in das Land zu gehn, oder sich dort zu vermehren. So bald sie einen nur wittern, oder sogar nur seine Fußstapfen, so suchen sie und verfolgen ihn so lange, bis sie ihn umgebracht haben. Nach Herrn Anderson, „werden Schildwachen zu der „Zeit ausgestellt, wo sie kommen, und „an den Orten, wo sie landen können; so „bald man einen wahrnimmt, wird ein „Chor Einwohner befehligt, gegen diesen „Feind anzurücken, und nicht eher das „Feld zu räumen, als bis er getödtet ist." Nichts ungereimteres denn das; dieser Bärenkrieg hat nie Tumult noch Verwirrung angerichtet. Man sieht ihn nicht anders als eine Jagd an.

Die Küstenbewohner geben im Winter und Frühling fleißig Obacht, ob ein Bär auf Grönländischen Eise angelandet kömmt, oder ob seine Fußstapfen im Schnee auf dem festen Lande zu sehen sind. Wenn eins von diesen Thieren erscheint, fürchtet sich ein Mensch alleine nicht, es zu verfolgen; er geht ihnen auf den übelsten Wegen nach; fällt es an, und erschießt

es gemeiniglich; es giebt so gar Isländer die sie mit einer bloßen Lanze zu Boden kämpfen. Ein kürzlich verstorbner Greis hatte sich nie andrer Waffen bedient, und in Nord-Syßel bey Lagenew, wo diese Thiere oft ans Land kommen, sein ganzes Leben hindurch mehr denn zwanzig erlegt. Sobald er einen Bär sahe, griff er ihn ganz allein an, und rannte ihm die Lanze in die Brust, daß er todt hinstürzte.

Begegnet ein Bär ungefähr einem Menschen, der ihn nicht angreifen kann, oder die Art ihn zu jagen nicht gewohnt ist, so geht er gerade auf ihn los; doch kann man sich seiner Verfolgung entziehn. Man wirft ihm was zum Spielen hin, gemeiniglich einen umgekehrten Handschuh. Der Bär läuft auf den Handschuh zu, dreht ihn eine lange Zeit herum, husch! ist man über alle Berge; wenn aber dieß Thier von einem heftigen Hunger getrieben wird, mag man ihm vorwerfen, was man will, er bleibt nicht stehen, und rennt hinter seinen Raub her, den er in kurzen verschlingt.

Die Isländer haben zwey Gründe, weshalb sie keinen Bär in diesem Lande sich fest setzen lassen. Einmal, um den Verwüstungen vorzubeugen, die diese gefährlichen und grimmigen Thiere unter ihren Heerden anrichten könnten. Zweytens,

tens, weil diejenigen, die einen Bären erlegen, für sein Fell eine gewisse Summe erhalten. Sie müssen diese Fälle dem Amtmann jederzeit einhändigen, weil sie als königliche Kammergefälle angesehen werden. Diese Grönländischen Bärenfelle hält man für die schönsten; man hat weiße, graue, braune und getigerte.

Die meisten Füchse in diesem Lande sind, so wie ein Theil ihrer Hämmel; röthlich findet man einige; schwarze sind eine große Seltenheit; sie sind nicht inländisch, sondern mit dem Grönländischen Eisschollen gekommen. Man findet hier viele weiße Füchse, aber sehr wenige grau blaue. Die weißen ändern ihre Farbe nicht, bleiben im Sommer und Winter weiß. Die übrigen thun es zwar eben so wenig, außer zur Zeit wenn sie rauhen; eine Zeit, wo alle Thiere, so zu sagen, eine andre Farbe zu bekommen scheinen.

Die Isländer bedienen sich einer Art Scheeren, diese Thiere aufzureiben; sie heißen Fuchsscheeren. Sie haben noch eine andre Erfindung; legen ein starkriechendes Aaas aufs Feld; zur Seite ist ein Hüttchen, wo man ihnen auflauret. Der Geruch lockt die Füchse in großer Menge herzu, und sie beschäftigen sich mit dem Luder dermaaßen, daß der Jäger ihrer drey, viere mit einem Flintenschusse tödtet, und

 in

in einer Nacht eine große Anzahl umbringen kann.

Federwildprett. Es giebt in Island Tauben, Enten, Hüner, zumal im östlichen Theile der Insel, wo man das wilde Korn antrift, wovon wir gesprochen haben, mit dieser Pflanze, Kohl und allerhand Sämereyen werden diese Thiere gefüttert. Nur bey ihnen findet man Hennen, die das ganze Jahr hindurch Küchlein zu haben wünschen. Uebrigens trift man hier wilde und zahme Enten, Rebhüner und anders Wildprett in Ueberfluß an. Eyer von diesen Vögeln findet man zur Legezeit in so ungemeiner Anzahl, daß die Einwohner mehr haben, als sie bedürfen, und mehr als sie frisch essen können; sonach brauchen sie kein Federvieh zu halten, da sie wildes haben, das ihnen nicht die geringsten Unkosten macht.

Man findet auf dieser Insel Schnepfen von der großen und auch der kleinern Gattung, und eine Art Rebhun, das man, Riper nennt. Diese Spielart ist von unsern Rebhünern nur darinnen unterschieden, daß seine Pfoten, wie Hasenpfoten mit Pflaumhaar bedeckt sind, daß es ein wenig größer ist, und öfters weiß. Die Isländer erlegen die Ripers mit der Flinte, und das in solcher Menge, daß man zu allen Zeiten welche kaufen kann. Lebendig fangen sie nur diejenigen, die der Falkenier braucht,

braucht, seine Falken zu bekommen. Da sie ihre Nahrung allenthalben finden, so kostet es nicht wenig Künste, sie in ein Garn zu locken; aus eben der Ursach füttern die Falkeniere Tauben oder Hüner auf, damit sie den Falken zur Lockspeise dienen, wenn es an Ripers fehlt.

Die Isländer kennen mehr denn zehn Sorten Enten, deren jegliche bey ihnen einen eignen Namen hat. Sechs Sorten aber sind nur eßbar, und diese sind sehr wohlschmeckend. Ganz klein ist die Spielart, die am besten schmeckt. Die Isländer nennen sie Ortoentens, weil sie sich gern bey Wassern aufhalten, wo es eine Menge Oerter giebt, das heißt kleine Lachse; ihrer sind, unter allen Entengeschlechtern allhier, die wenigsten. Man ißt in Island so wenig wie anderwärts die Enten, die einen ranzigen und öhlichten Geschmack haben. Enten.

Unter diesen Enten befindet sich auch die Eiderente, wovon die Isländer großen Nutzen ziehn, sowohl wegen ihrer Eyer, die ganz vortreflich sind, als auch wegen ihrer köstlichen Dunen. Das Männchen von diesen Vögeln ist beynahe von der Größe einer Gans; hat viel weiße Federn. Das Weibchen hat die gewöhnliche Entengröße; ihre Federn sind unter dem Bauche braun. Es giebt eine große Menge dieser Enten um Island herum; die größte Anzahl Eiderente.

 zahl

zahl aber befindet sich auf der Abendseite, weil allda kleine Inseln sind. Dort ziehn sich diese Vögel immer hin.

Die Isländer, als sie sahen, wie einträglich diese Eiderenten sind, haben sie in einiger Entfernung von den Küsten verschiedne kleine Inseln angelegt, um diese Vögel dorthin zu locken; sie versammlen sich daselbst in großer Menge, und vervielfältigen sich ungemein. Obgleich dieser Vogel gern kleine Inseln aufsucht, um dort sein Nest zu machen, so kann man ihn doch gewöhnen, daß er sich bey den Häusern aufhält, ohne daß das zu viel Mühe macht; aber alsdann schaffen die Bewohner dieser kleinen Inseln all ihr Vieh, zumal ihre Hunde, aufs feste Land. Diese Enten schlagen auch manchmal ihre Wohnungen auf dem festen Lande auf, und wenn die Leute, die sie dort hingelockt haben, ihnen Sicherheit verschaffen, so können sie unter diesen Vögeln hin und hergehen, selbst wenn sie Eyer legen, ohne daß sie darüber scheu werden; man nimmt ihnen sogar die Eyer weg, ohne daß sie die Nester verlassen, wo sie brüten. Die Kleinen, die gewöhnlichermaaßen an eben dem Orte wohnen, brüten daselbst das folgende Jahr und vervielfältigen sich sehr.

Dieser Vogel macht das Innere seines Nestes von den Dunen, die er sich vom Bauche abrupft, hernach legt er ungefehr

vier Eyer; der Eigner des Platzes, wo das Nest ist, nimmt die Pflaumfedern samt den Eyern weg. Die Ente entfiedert sich von neuen, macht wiederum ihr Nest, legt andre Eyer, die man ihr gleichfalls wegstiehlt. Sie läßt den Muth nicht sinken, befiedert ihr Nest zum dritten mal, und da das Weibchen sich schon für die ersten beyden male aller Federn beraubt hat, so kömmt ihr nun das Männchen zur Hülfe und entfiedert sich. Diese letzten Federn sind die besten und weißesten; denn das Männchen ist unter dem Bauche weiß, das Weibchen hingegen braun. Sie legt nochmals, nimmt man sie aber wieder weg, so ist es vorbey mit dem Eyerlegen, und sie verläßt den Ort auf immer; auch sind gute Hauswirthe, die diese Eyer ungestört ausbrüten lassen, versichert, daß sie das folgende Jahr, wenn das Weibchen mit Mann und Jungen zurückkömmt, statt ein, drey und vier Nester haben werden. Wenn die kleinen Enten ihr Nest verlassen haben, nimmt man ihnen die Pflaumfedern zum viertenmale weg. Auf die Art bekommen die Einwohner von jedem Neste zweymal die Eyer, und dreymal die Pflaumfedern. Man kann hieraus schließen, wie viel Vortheil diese Vögel dem Eigner bringen, der viele hundert Nester auf seinem Grund und Boden hat. Die Eyer der Eiderente geben an Geschmack unsern Hünereyern nichts nach. Die Pflaumfedern,

die er sich selbst ausrupft, sind besser, als die, die zur andern Zeit ausgerupft werden, ob sie gleich sehr gut sind.

Wilde Gänse.

Die wilden Gänse halten sich nicht beständig auf dieser Insel auf; sie kommen im Frühling, und fliegen im Herbste wieder zurück. Viele Arten Gänse sind bekannt, unter andern diejenigen, die diese Insulaner Margees, Helsinger nennen; die ersten sind ein wenig größer, wie eine starke Ente, und die Helsinger ein wenig größer, und nicht so weiß, wie die Margees; außer diesen beyden Arten sieht man noch drey andre, die viel größer sind; man nennt sie graue Gänse. Ob gleich die Isländer einer jeden ihren besondern Namen beylegen, so sind sie doch nicht weiter vorzüglich verschieden, als in dem Schnabel und Pfoten, die bey der einen Gattung roth, bey der andern gelb, und bey der dritten schwarz sind, übrigens haben sie alle dunkelgraue Federn; sie sind sehr gut zu essen. Man weiß nicht zuverläßig, ob alle die Gänse, die im Frühling in diese Insel kommen, ihre Eyer daselbst ausbrüten, weil man sie alle Jahre schaarenweise ihren Flug nach den mitternächtlichern Ländern hin nehmen sieht, so daß sie sich nur kurze Zeit auf dem Lande ausruhen. Sie sind scheu; es hält sehr schwer, und man muß äußerst behutsam seyn, wenn man ihnen nahe kommen

men will. Wenn sie auf dem Lande ausruhen, scheinen sie Schildwachen auszustellen, die sie von einer zu bedrohenden Gefahr benachrichtigen müßen; beym geringsten Geräusch nehmen sie die Flucht. Diejenigen, die in der Insel bleiben, werden unvermerkt weniger scheu, man kann ihnen ohne viele Mühe nahe genug kommen, um sie herunter schießen zu können.

Die Schwanen verlassen Island im Winter nicht; sie bleiben von einem Jahre da bis zum andern. Legen ihre Eyer an den Teichen und süßen Wassern, und brüten sie dort aus. Diese Eyer sind sehr groß, und ungemein schmackhaft. Die Einwohner heben deren die Menge auf. Wenn die Zeit kommt, daß die Schwanen sich maußen, und kaum fliegen können, thun sich einige Privatpersonen zusammen, und jagen sie. Sie bereiten sich ungemein schöne Gerichte von diesen Vögeln. Nichts ist leckerhafter, herrlicher, als der Magen der jungen Schwanen, wenn er recht zugerichtet wird; der gröste Nutzen aber, den die Isländer aus diesen Vögeln ziehen, besteht aus den Pflaumen und den Federn, womit man einen sehr einträglichen Handel treibt. In andern Jahreszeiten schießt man auch viele Schwäne mit Büchsen; und tödtet, da sie immer schaarenweise einherziehen, viele mit einem male. Schwäne

Wasservögel giebt es hier zu Lande in großer Menge, zumal zu der Zeit, da sich die Heeringe einfinden; eine Wolke Vögel stellt sich ein, und greift sie von der einen Seite an, indeß, daß die Kabeljaus, die Stockfische und eine unendliche Menge anderer Fische, sie von der andern angreifen.

Diese Vögel bleiben das ganze Jahr hindurch in Island, ausgenommen die wilden Gänse und einige andere; die gröste Menge aber bleibt, und vermehrt sich ungemein in den steilen Felsen, und in den kleinen, unbewohnten, an Island gränzenden Inseln. Die wahre Ursach, warum sich so viel Wasservögel in diesem Lande aufhalten, ist die unendliche Menge Fische, die das Meer jeglicher Art Vögel vorzulegen scheint.

Mewen. Von allen diesen Wasservögeln gedenkt Hr. Anderson bloß einer großen Seemewe. Man hat ihm erzählt, „daß sie einen gewissen treflichen Fisch aus dem Wasser zu „ziehen wüßte, (der in diesem Lande unter „dem Namen Rumayen bekannt wäre, „und beynahe die Gestalt eines Mewen „hätte); ihn ans Land brächte, und dort „nur bloß seine Leber verzehrte.“ Dieser Fisch wird in allen andern Ländern Rothmagen genannt. Da er sich dicht am Ufer aufhält, in Gegenden, wo das Wasser am niedrigsten ist, so fangen die Was-

servögel dessen eine große Menge. Die Mewe, von der Hr. Anderson spricht, frißt sie bis auf die Eingeweide auf. Der Vogel, den die Isländer den schwarzen Vogel nennen, frißt ihnen bloß die Leber heraus. Der Rothmagen ist so leicht zu fangen, daß die Kinder, zur Zeit der Ebbe, wenn sie an den Orten, wo ein wenig Wasser ist, zwischen die Steine schlüpfen, ihrer eine große Menge zusammenbringen. Dieser Fisch hat nicht die Gestalt einer Seeschwalbe (Stultus); sein Kopf ist sehr dick; seine Schuppen sind wie Knoten, seine Kehle roth.

Nur eine einzige Art Adler giebt es in Island, die sehr stark ist. Dieser Vogel ruht sich oft auf dem Ufer der Meerbusen, wo er gewisse Fische zu seiner Nahrung aufsucht, die sich in Untiefen aufhalten; übrigens, da er nicht so schnell, wie Sperber und Falcke auf einen Riper oder einen andern Vogel herabschießen kann, so jagt er jenen Vögeln ihren Raub ab. Daß die Adler hier zu Lande Kinder von vier Jahren entführen, ist weiter nichts, als bloßer Schwank. Adler

Die Isländer kennen eben so wenig mehr als eine Sorte Sperber. Sie ist klein, und kann nicht in die Klasse gefährlicher Raubvögel gesetzt werden. Es giebt ihrer hier sehr wenige, und sie jagen bloß hinter kleine Vögel an. Sperber

Falken Die Falken sind buntfärbig; es giebt weiße, weißgraue, graue; sie gehören aber alle zu einer Klasse. Manchmal findet man in einem Neste Junge von allen dreyen Farben. Nicht ein Falkennest trift man in diesem Lande, das nicht bekannt wäre; jeder Falkenier legt sich darauf, alle die in seinem Distrikte befindlichen Nester auszukundschaften; nachher entwirft er seinen Plan, und spannt seine Netze auf. Die Männchen unter den Falken sind weit kleiner, als die Weibchen; dieß hat ihn vielleicht auf die Gedanken gebracht, daß viele Gattungen Falken sich in dieser Insel befinden müßten.

Außer den Falken, die in diesem Lande ihr Nest machen, kommen auch manchmal im Winter einige aus Grönland, die beynahe ganz weiß sind. Die Falkenierer nennen sie Zugfalken, weil sie in diesem Lande keine Nester machen. Die Isländischen Falken sind die geschicktesten und besten. Wenn man mit einem Falken aus Norwegen oder irgend einem andern Lande nur ein Paar Jahre baizen kann, kann man es mit dem Isländischen zwölf Jahre, und überdem hat er noch den Vorzug, daß er größer ist, und nützlicher.

In jedweden Distrikte befinden sich Falkeniere, die vom Amtmann einzig und allein sind bestallt worden, Falken zu fangen. Ist ihnen das Glück günstig, so

stehn

stehn sie sich dabey sehr gut. Zu Johannis reitet jeder von diesen Falkenirern nach Bessested, wo er seine Falken abliefert. Einer von ihnen hat zehn bis zwölf dieser Vögel, die alle verkappt sind, auf einem Queerholze sitzen, das an einer Stange befestigt ist, die er in der rechten Hand hält, und auf den rechten Steigbügel gesetzt hat. Der königliche Falkenirer sucht die tauglichen Falken aus, märzt die untauglichen fort, und nimmt erstere mit auf sein Schiff nach Koppenhagen.

Nach vorgewiesnem Schein vom Oberfalkenirer zahlt der königliche Amtmann funfzehn Reichsthaler aus, für einen weißen Falken, und zehne für einen weißgrauen; bringen sie von dieser letzten Gattung, so kriegen sie noch überdieß ein Trankgeld von zwey bis vier Thalern. Der graue Falke wird mit sieben Talern bezahlt.

Die Art, wie man diesen Vogel fängt, ist folgende: Man gräbt zwey Pfähle ziemlich neben einander in die Erde; bindet mit einem drey oder vier Ellen langen Bindfaden an den einen von diesen Pfählen ein Rebhun oder eine Taube mit der einen Pfote; an der andern Pfote befindet sich ein andrer, achtzig Klaftern langer Bindfaden, der durch den andern Pfahl geht, und dessen Ende der Falkenirer hält, um das Rebhun vom ersten zum zweyten Pfahl zu ziehen.

hen. Dicht bey dem letztern steht ein Netz, das senkrecht auf einem halben Cirkel von drey Ellen im Durchschnitt, ist aufgespannt worden; wenn dieß Netz zufällt, schlägt es über den andern Pfahl weg; zu dem Ende befestigt man oberwärts des Halbzirkels einen eben so langen Bindfaden, wie den vorigen, der durch den Pfahl geht, dahinter der Falkenirer sich befindet. Mit diesem Faden kann er das Netz über den Falken zusammen ziehen, so wie er mit einem andern Faden das Rebhun vom ersten Pfahle zum andern ziehen kann. Die Falkenirer kehren diese Anstalten vor, wenn sie wissen, daß Falken kommen, und ein Nest in der Nähe haben, oder wenn sie einen Zugfalken kommen sehen.

Wenn der Falke das Rebhun da herumflattern sieht, fliegt er in Kreisen über den Kopf des Vogels herum, und untersucht, ob er sich ihm ohne Gefahr nähern kann, endlich stürzt er mit der Schnelligkeit des Blitzes auf ihn herab, beißt ihm mit einem male den Kopf ab, steigt nachher wieder in die Luft, und das ziemlich hoch, um zu sehen, ob er seinen Raub in voller Sicherheit genießen kann. Während seines Heraufflugs zieht der Falkenier das Rebhun nach dem Pfahl hin, bey welchem das Netz aufgespannt wird; und das so rasch, daß der Falke es nicht merken kann.

Bald darauf fährt der Falke herab, sich seines Raubes zu bemächtigen; in dem Augenblick zieht der Falkenier das Garn über den Falken zu, so daß er wie in einem Bauer gefangen sitzt. Der Falkenier nimmt ihn, aus Furcht ihm einige Federn auszureißen, mit vieler Behutsamkeit heraus, und häubelt ihn mit jemandes Hülfe. Während der Jagd hält sich der Falkenierer hinter Steinen verborgen, oder liegt auf der Erde, 60 bis 80 Klafter von seinem Netze, damit ihn der Falke nicht gewahr werden kann.

Wenn das Schiff, das die Falken mitnimmt, unter Seegel gehen will, läßt der königliche Falkenier so viel Ochsen abschlachten, als zur Fütterung der Falken auf vierzehn Tage nöthig sind; etliche Stücke Vieh läßt er lebendig, damit er sie, wo nöthig, während der Ueberfarth, nach und nach abschlachten kann. Man versorgt sich vor der Abreise mit Proviant auf sieben Wochen, falls die Reise so lange dauern sollte. Das Fleisch, das man den Falken giebt, wird ein wenig in Milch eingeweicht, und wenn sie krank sind, thut man Oehl und Eyer zu ihrem Fleische.

Sie sind sowohl im Schiff, als auf dem Lande immer behaubt. Auf beyden Seiten des Schiffs sind die Stangen befindlich, worauf sie sitzen, die von unten

an bis oben herauf mit schmalen und mit Heu ausgestopften Kißen von Wadmel versehn sind. Auf dem Lande setzt man die Falken auf Rasen.

Loom. Der **Loom** oder **Lomen** hat die Größe einer Gans, einen schmalen, schwarzen Schnabel und kleine Flügel; da er sich sehr mästet, ist er auch schwer, fliegt langsam und mit vieler Mühe. Seine Pfoten stehn sehr weit aus einander, weshalb er nicht schnell und weit gehen kann; sein Geschrey ist höchst widrig; sein Fleisch und seine Eyer lassen sich essen.

Geyer. Man sieht am Fuße der Felsen, die nach Südisland hinliegen, und an vielen andern Orten, Geyer, und deren Gattungen, die die Isländer **Vogel**, Schaere, nennen. Die Anwohner dieser Felsen gehn zu einer gewissen Jahreszeit dorthin, und sammlen mit ziemlich viel Gefahr die Eyer dieser Vögel ein, die beynahe so groß sind, als Straußeyer, und führen ihre Barken aufs reichlichste beladen, nach Hause. Die Schwürigkeit und Gefahr besteht darin, daß man sich den Felsen nähern muß, die drey bis vier Meilen vom Lande entfernt sind, und bey welchen sich sehr schnelle Meeresströme befinden. Beobachtet man nicht hier die gröste Vorsicht, so schleudern selbige die Barken gegen die Klippen und in Stücken.

Die

Die Seevögel suchen sich die unzugangbarsten Oerter, und die steilsten Klippen zu ihren Nestern aus. Die Isländer setzen sich den grösten Gefahren aus, um die Eyer dieser Vögel auszunehmen. Vielen Menschen hat bereits dieß Unternehmen das Leben gekostet. Die Art, sie zu sammeln, ist folgende. Man legt einen Balken hoch oben auf einen Felsen, der so weit hinausliegen muß, als nur immer möglich ist, und befestigt ihn aufs stärkste; vermittelst Strickwinden läßt sich ein um den Leib festgebundner Mann die Felsen herunter. In seiner Hand hat er eine lange Stange mit einem eisernen Haken, wodurch er sich den Felsen nähern und sich hinhelfen kann, wo er hin will. Auf ein gewisses verabredetes Zeichen ziehn ihn die oben auf dem Felsen befindlichen Leute an sich. Er bringt jedesmal hundert bis zweyhundert Eyer mit. Diese Arbeit dauert so lange, als man Eyer findet, oder als der Eyersammler so schweben kann. Wenn man auf die Nester losgeht, fliegen die Vögel zu tausenden mit gräslichem Geschrey davon. Die Bewohner der Gegenden, wo diese Eyer gesammlet werden, haben davon einen großen Nutzen; denn außer den Eyern bekommen sie auch manchmal eine große Anzahl Vögel; davon sie einige essen, und von den übrigen viele Federn bekommen, deren eine Hälfte sie zu ihren eignen Gebrauch auf-

Vogelnester.

heben, die andre Hälfte aber an Kaufleuten verkaufen.

Vogeleyer. Die Eyer der Wasservögel sind gelblich, grün, schwarz und braun getüpfelt, wie es die Eyer der wilden Vögel gemeiniglich sind, die an süßen Wassern wohnen. Ihre Schaale ist weit dicker als die Schaale der Landvögel; wahrscheinlicherweise wegen des strengern Himmelsstrichs, und um die Wärme, womit das Weibchen sie anbrütet, als auch daß sie sich besser halten, da sie nach Azung ausfliegen, und sie unzugedeckt liegen bleiben. Der größte Theil von diesen Eyern hat einen sehr schönen Geschmack; indeß sind die Eyer vom Kreye, einer Art Kibitz, besser als alle übrigen, und ihr Geschmack ist dem Geschmacke der Kibizeyer völlig gleich.

Die Isländischen Küsten sind mit einer unzähligen Menge von allerhand Arten Fische bevölkert, die alle einen sehr guten Geschmack haben. Man glaubt, daß diese ungeheure Anzahl Fische aus den mitternächtlichen Ländern kömmt, und nachher zum Theil nach Mittag hingeht; es bleibt aber ihrer noch immer eine große Anzahl zurück, zumal kleine Dorsche, weil in vielen Gegenden der Fischfang, das ganze Jahr hindurch gut einschlägt. Diese Dorsche sind wahrscheinlicherweise junge Fische; denn man sieht viele größre, die ihnen in

allen

allen Stücken gleich sind, und unstreitig älter sind.

Die Einwohner wollen aus Erfahrung wissen, daß die **Tislingen** ganz um das Land herum schwimmen, um sich vor dem Winde zu sichern, und wenn sie es dreymal umschwommen, hätten sie ihre völlige Größe erreicht, und wären große Dorsche geworden. Alle die Tislingen, die man im Frühling fängt, ehe die großen Dorsche kommen, sind weit nicht so groß, als die, so zuletzt erscheinen; dies bringt uns die gegründete Vermuthung, daß die erstern sich den Winter hindurch auf den Küsten dieses Landes aufhalten; überdieß hat man bemerkt, daß alle Fische anfänglich sich an die östliche Küste halten, und hernach herüber nach der südlichen gehen, von da sie sich in die großen Meerbusen begeben, zumal in denjenigen, der sich zwischen **Reikeneß** und **Wester-Joickel** befindet, zehn bis zwölf Meilen breit ist, und acht bis zehn Meilen ins Land hereingeht. Hier selbst ist der beträchtlichste Fischfang der ganzen Insel; von hier aus werden alle Häfen der mittägigen Gegenden mit Fischen versorgt; der Hafen zu **Grindwid** aber ist hiervon ausgeschlossen. Er hat gleichfalls einen sehr großen Ueberfluß an Fischen, und man kömmt sogar aus den äußersten Theilen von **Norderland** um diese Zeit hierher,

die man in Island Werzeit nennt, und alles sich mit den Fischen beschäftigt; dieser Fischfang dauert bis in den Winter.

Heringe. Es gehen oft viele Jahre vorbey, ohne daß ein einziger Hering in den Isländischen Meerbusen zum Vorschein kömmt. Hr. Anderson behauptet mit Unrecht, daß diese Meerbusen voller Heringe wären. Es lassen sich nicht eher hier welche sehen, als wenn sie sich vor Wallfischen oder andern grossen Fischen hieher retten; alsdann ist ihre Anzahl so ungeheuer groß, daß kaum eine Schaluppe durch sie hindurch rudern, und daß man mit der Schaufel, womit das Wasser aus den Schiffen geschöpft wird, ihrer so viel fangen kann, als man will; das ist aber ein sehr seltner Fall. Die Isländer sind dieses Fischfangs gar nicht gewohnt; haben dazu nicht das nöthige Geräth, die erforderlichen Kenntnisse, es fehlt ihnen an Salz, sie einzusalzen, und da die Schiffe nicht zu gehöriger Zeit ankommen, so nehmen sie von diesen Heringen nur so viel mit, als sie frisch verbrauchen können. Dies beweiset, daß Island nicht zum Heringsfange taugt, und daß die Isländer nicht eine so große Anzahl jährlich fangen, als Hr. Anderson sagt, ersieht man daraus, weil die Heringe sich nicht im Landestarif befinden.

Jegliches Jahr kömmt mit dem Dorsch eine große Anzahl kleiner Heringe, die man Sardellen nennt. Der Dorsch verfolgt sie als seinen Raub; auch die Vögel plagen sie aufs grausamste. Eben so wenig verschont sie der Wallfisch; er verschlingt oftmals die Sardellen samt ihren Verfolgern. Einstmals verfolgte ein Wallfisch, zur Zeit der Ebbe, diese Fische zu hitzig, gerieth dem Lande zu nahe, und blieb im Sande stecken. Die Einwohner tödteten ihn, und fanden in seinem Bauche mehr denn sechshundert Dorsche, frisch und lebendig, und auch eine Menge kleiner Heringe nebst einigen Vögeln. Sardellen.

Unter diesen kleinen Heringen giebt es zwey Hauptklassen; jede hat ihren besondern Namen; die eine heißt Sandheringe, weil sie sich das ganze Jahr hindurch auf Sandbänken, unfern dem Lande, aufhält. Man findet diese Heringe gemeiniglich in den Mägen der großen Fische, die man fängt. Die andre Klasse wird von den Isländern Laadden-Sild (rauhe und zottigte Heringe) genannt, weil sie auf dem Rücken einen Streif haben, der haarigt scheint. Wenn man diese Fische fängt, oder in den Magen großer Fische findet, so wissen die Isländer gewiß, daß die Dorsche bald kommen werden, weil diese Gattung Heringe sich zu keiner andern Zeit auf den Kü-

sten aufhält. Die Heringe sind die sicherste Lockspeise für die Dorsche; die Isländer brauchen sie, so viel sie ihrer habhaft werden können, insgesamt zu dem Behuf.

Die Dorsche, und die gewöhnlichen Heringe kommen nicht zu gleicher Zeit; denn die Isländer fangen jährlich viel Dorsche, hergegen erscheinen die Heringe nur sehr selten. Nur die kleine Gattung Heringe, deren wir vorhin gedacht, kömmt stets mit dem Dorsche, und sind seine gewöhnliche Nahrung; allein die Isländer legen sich nicht darauf, sie zu fangen, weil sie keine Netze haben, und weil der Dorschfang für sie von mehrern Nutzen ist.

Es ist ein sehr angenehmes, zeitverkürzendes Schauspiel, wenn man die zahllosen Schaaren der Sardellen sieht angewimmelt kommen; indeß, daß im Wasser alles lebt und webt, regt und bewegt sich auch alles in den Lüften; der Himmel ist ganz schwarz von der ungeheuren Menge Raubvögel, die über sie herflattert, und die Lüfte mit ihrem Geschrey erfüllen. Jeglichen Augenblick sondern sich einige Vögel von dem Schwarme ab, schießen mit der Schnelligkeit eines Pfeils herab, und fahren ziemlich tief ins Wasser hinein, und steigen mit ihrem Raube im Schnabel wieder in die Höhe.

Herr Anderson unterscheidet den Kabiljau vom Dorsch; in Island kennt man aber weiter nichts, als den Namen Dorsch, womit man so wohl die große Gattung Kabiljau, als auch die beyden kleinern belegt, die auf den Küsten dieser Insel sich blicken lassen. Die Namen Kabiljau und Dorsch sind völlig gleichbedeutend; es scheint bloß Kabiljau sey nicht so gäng' und gebe, wie Dorsch. Kabiljau

Dieser Schriftsteller erzählt weiter: der Kabiljau machte das ganze Vermögen der Einwohner aus; sie lebten einzig und allein von diesem Fische, den sie gegen andre benöthigte Lebensmittel und Waaren austauschten.

Nichts unwahrers, als diese Erzählung. Die Isländer überhaupt können nicht genug von diesen Fischen fangen, um ihre Familie zu nähren; sonach sind sie weit davon entfernt, sie in den Handelsplätzen zu verkaufen. Es ist wahr, daß im östlichen Theil der Insel, wo es mehrere zum Fischfang taugliche Gegenden giebt, diese Fische in großer Menge gefangen werden; es sind aber nicht bloß Dorsche, es sind Fische von allerhand Arten dabey. Die Fischer verkaufen diese Fische an diejenigen von ihren Landesleuten, die in Gegenden wohnen, welche nicht zum Fischfang taugen; die Dorsche aber sind nie das Einzige ge-

wesen, was sie verkauft und umgetauscht; die Isländer finden in den Seen von süßem Wasser die im Lande sind, eine so große Menge Forellen, daß sie keine gedörrte Dorsche brauchen; sie haben mehr frische Forellen, als sie essen können; sie trocknen sie, und heben sie auf, und dieser getrocknete Fisch schmeckt besser, denn irgend einer.

Um den Dorsch zu fangen, befestigen die Fischer zehn oder zwölf ganze Muschelfische an ihrer Angel, die in diesem Lande die schönsten und größten sind, die man sehen kann. Auch bedienen sie sich schwarzer Würmer, die etwas stark, aber nur kurz sind, und die sie nach gefallner Fluth aufsammlen, auch Vogeldärmer, und Stücken Fleisch; übrigens fischt jeder so gut er kann, und hat die Freyheit sich einer Lockspeise zu bedienen, die ihm die beste zu seyn dünkt.

Man hat Herrn Anderson beredet, daß der Fische, wenn sie nach den Isländischen Küsten kommen, eine so große Anzahl sey, daß die Oberfläche des Meeres davon ganz schwarz werde, und daß sie in einen eisernen Angel hineinbeißen, der keinen Köder hat. Zwar sieht man in Wahrheit öfters eine ungeheure große Menge von Fischen, zumal wenn sie von Wallfischen und andern großen verfolgt werden; aber alsdenn beißen sie nicht an, der Angel mag beködert

seyn,

seyn, oder nicht. Das geschieht nicht eher, als bis sie ausgeruht haben, und wenn sie im Schlamm, oder in einigen Sandbänken sind stecken geblieben. Manchmal, wenn sie sich an sehr tiefen Orten befinden, die den Fischern bekannt sind, so beißen sie auch in den unbeköderten Angel, wenn er glänzt und verzinnt ist; dieß glückt aber selten.

Nach Herrn Anderson fängt die rechte Zeit zum Fischfange von Lichtmesse an, und dauert bis zum ersten May, die Zeit, wo die stärkste Hitze eintritt, und wo man die Fische nicht mehr zubereiten kann, daß sie sich halten. Dieß muß man nicht von der ganzen Insel verstehen, sondern bloß auf die mittägigen Gegenden deuten; die Isländer nennen diese Zeit Werzeit. Ein großer Theil der Einwohner von Nord- und Ost-Island versammlet sich zu der Zeit in den mittägigen Gegenden, weil bey ihnen in der Jahrszeit nicht gefischt wird. Viele von ihnen bleiben den ganzen Sommer dort und fischen, und kehren erst wieder im Herbst zurück. In den mitternächtlichen Gegenden verfährt man ganz anders. Die Fischzeit fängt vom zwölften May an, und dauert bis zur Heuerndte, weil die Eisschollen, die von Grönland hergetrieben kommen, sie verhindern, eher zu fischen. Den Grund, den der Verfasser

fasser vom Aufschub des Fischfangs angiebt, ist nicht richtig; denn nach dem zwölften May, mit welchem Tage die Verzekt zu Ende läuft, fängt man im mittägigen Theil des Landes, die größte Menge Fische, und sie trocknen, so gut, wie zu einer andern Zeit. Wenn die Isländer mit Ablauf der Verzekt nur erst wenig Fische gefangen haben, so macht sie das nicht muthlos; sie hoffen stets auf größern Zufluß, und würden sich die Mühe nicht geben, wenn sie nicht glaubten, den Fisch auf eine Art zubereiten zu können, daß er sich hielte.

Diese Insulaner fischen so viel, als die Witterung nur erlaubt, und weil sich in der offenbaren See, so wie an den nicht tiefen Orten Tag und Nacht über, Fische befinden, so bedienen sich die wachsamen Fischer der günstigen Gelegenheit, ohne weder auf Zeit noch Ort Rücksicht zu nehmen; überdem sind von der Hälfte des Aprills an, die Nächte so dunkel nicht, daß sie nicht sollten fischen können, wo sie wollen; vor dieser Zeit aber fangen sie gemeiniglich bey Tage; zu dem Ende fahren sie gemeiniglich einige Stunden vor Sonnenaufgang aus, und kommen mit Sonnenuntergang wieder zurück; indeß wenn sie noch nicht volle Ladung haben, setzen sie ihren Fischfang die Nacht durch fort, wenn der Fisch beginnt besser anzubeißen, oder wenn das Wetter schön ist.

Ueber=

Ueberhaupt fängt man die besten Fische auf ofner See, vierzig, funfzig, ja sogar hundert Klafter tief; indeß, wenn der Fisch eben erst ans Land gekommen ist, so ist der, den man zwey Klafter tief im Wasser fängt, so gut, und so zart, wie der, den man an tiefern Orten gefangen; wenn er aber in niedrigen oder schlammigten Orten sich aufhält, so ist er nicht so gut als der, der in der offnen See, oder in tiefen Meerbusen sich befindet, weil er dort keine so gute Nahrung findet, und an seiner Güte verliert.

Der Kubiljau, den man zur Fischzeit fängt, dient den Isländern eine Art getrockneten Fisches daraus zu machen, den sie Flakfisch nennen. Man verführt ihn nach Koppenhagen und Glückstadt; es ist ein sehr delikater Fisch; ein Fisch, den man nirgends anders antrifft. Gegen Abend zu giebt es hier Leute, die einen Fisch zubereiten, den sie Hängefisch nennen, weil man ihn in dazu erbauten Häusern aufhängt, um trocken zu werden. Diese Häuser, die man in Island Hialder heißt, bestehen aus Latten, die ziemlich weit von einander stehen, damit Wind und Luft freyen Spielraum haben; sie haben ein Dach, damit die Fische nicht dem Regen ausgesetzt sind. Diese Art Fische werden auf dem Rücken aufgeschlitzt, der Flakfisch aber, Flakfisch.

aber, auf dem Bauche. In dem Rücken des ersten macht man ein Loch, wo man eine Stange durchsticht, die man im Hialder aufhängt, damit er trocken wird. Dieser Fisch wird ein wenig theurer verkauft, wie der andre; man macht aber davon bey weitem nicht so viel, als vom Flackfisch, der so gäng und gebe ist, und von dem man immer hundert Pfund gegen ein Pfund Hängefisch zubereitet.

Sobald eine Barke an das Land ist, theilt der Obermeister der Fischer die Fische, ein jeglicher bekömmt richtig seinen Theil; sie schneiden ihnen gleich die Köpfe ab, und schlitzen ihnen den ganzen Bauch auf. Da dieser Fisch immer vom Rückgrad an, in Fäulniß überzugehen anfängt, so nehmen sie ihm selbiges heraus, vom Kopf an, bis zum dritten Wirbelbein unter dem Nabel. Wenn die Fischer die Fische aufgeschlitzt, und den Rückgrad herausgenommen haben, so legen sie zwey und zwey zusammen, so daß das Fleisch auf einander zu liegen kömmt, und den folgenden Tag spreitet man sie auseinander, damit sie drocken werden; wenn aber das Wetter nicht schön ist, legt man die Fische in kleinen Haufen aufeinander, so daß das Fleisch auswärts zu liegen kömmt; das nennt man in Island in Kases legen; daher nennen die Kaufleute die Fische, die lange auf die

Art

Art liegen, und verdorben sind, gekäsete Fische. Nach dieser vorläufigen Zubereitung kehren die Leute, die den ganzen Tag mit einer so beschwerlichen Arbeit zugebracht haben, wieder zu Hause, ruhen sich aus, und nehmen Speis und Trank zu sich.

Die Fischköpfe werden getrocknet, man verkauft sie im Lande um einen ziemlich wohlfeilen Preiß. Es ist gar kein uneben Essen; vielen Leuten schmecken sie sogar besser, als der ganze übrige Fisch. Mit den Gräten, die man aus den Fischen genommen, macht man an einigen Orten (wo großer Holzmangel ist, wie auf den äußern Enden der Küsten) Feuer an; an andern macht man den Kühen ein wohlschmeckendes Futter daraus. Die Fischlebern verwahrt man in einem Geschirr, das man übers Feuer setzt, und eine große Menge Oehl herauskocht.

Die Art, wie die Isländer den Flakfisch zubereiten, ist folgende: Wenn sie den Fisch aufgeschlitzt, den Kopf ihm abgeschnitten, den Bauch geöfnet und das Rückgrad herausgenommen haben, so legt man, wenn die Witterung trocken ist, einen auf den andern; spreitet sie hernach auf einer schmalen steinernen Mauer aus, die man am Meeresufer erreicht hat, und die ungefehr halbe Armslänge hat, oder, wenn

wenn es an Steinen fehlt, legt man sie auf den Sand auseinander. Dieser Fisch schlägt am besten ein; er nimmt sogar keinen Schaden, wenn er drey bis vier Wochen in Kases liegen bleibt, wenn die Witterung nur nicht zu feucht, oder zu strenge kalt ist. Das Ausspreiten der Fische ist noch nicht ihre völlige Zubereitung, sie müssen öfters an einem Tage umgewandt werden; und das ist das Geschäfte der Weiber. Bald wird die innre Seite an die Luft gelegt, bald die äußre. Wenn das Wetter schön und die Luft trocken ist, kann der Fisch in vierzehn Tagen vollkommen gedörret seyn; gemeiniglich aber gehört mehr Zeit dazu, weil oft feuchte Witterung einfällt. Wenn der Fisch wohl gedörrt ist, legt man ihn in Haufen auf die Mauer, die man aufgeführt hat, um ihn zu dörren; man giebt dabey wohl Acht, daß die Aussenseite immer oben auf zu liegen kömmt. Alsdenn mag Wetter seyn, wie es immer will, es schadt ihm nicht.

Wenn die Isländer ihre gedörrten Fische nach den Handlungsplätzen hinbringen, packt man sie in Haufen, die so hoch sind, wie die Häuser, so wie unsre Heuschober zu seyn pflegen. Wenn es regnet, so deckt man sie zu, damit keine Feuchtigkeit zuschlägt, die sie verderben würde; hernach werden sie eingeschift.

Die Lange ist eine Art von Dorsch, länger und dünner als der Kabiljau. Die Isländer machen aus diesen Fisch so guten Flackfisch und Klippfisch, als aus dem großen Kabiljau. Lange.

Der Fisch, den die Isländer Ise nennen, ist eine Art von Stockfisch; so groß und so dick wie der Kabiljau. Er schmeckt sehr schön, und wird häufiger verbraucht als der Dorsch. Ise, Art Stockfisches.

Der Witling, den die Isländer Lise nennen, ist der größte und fettste sowohl um Island, als auch anderwärts herum. Sein Fleisch hat einen köstlichen Geschmack. Dieser Fisch gleicht mehr dem Schellfisch, als dem Kabiljau, wegen der weislichten Farbe, die ihm seinen Namen verschaft hat. Da man ihrer keine große Menge fängt, ißt man sie größtentheils frisch, und trocknet ihrer nur sehr wenige. Art Schellfisches.

Der Tisling ist nichts anders, als der gewöhnliche Kabiljau. Dieser Name, den ihm die Isländer gegeben haben, ist ein Diminutiv vom Dorsch. Dieser Fisch hat außerordentlich feine und unmerkliche Schuppen, sogar zwischen den Zähnen, wenn er gekocht ist. Seine Farbe ist gräulich und ein wenig goldgelb; er ist mit einer Menge brauner und schwarzer Flecke bezeichnet. Im Sommer ist seine Farbe lichter, als im Winter. Tisling.

Ypse. Der Kohlenfisch ist ein Fisch, den die Insulaner Ypse nennen. Er gleicht dem Kabiljau sehr; hat beynahe eben die Größe, ist sehr wohlschmeckend, und kann getrocknet werden. Gleichwohl steht er unter dem Dorsch.

Platteise, Schollen. Herr Anderson behauptet, die Platteise und Schollen wären in Island so fett, daß sie beym Trocknen roth werden und verderben; dieß nöthigte die Isländer, sie selbst zu verzehren, weil sie gar nicht verführt werden könnten. Herr Horrebows versichert, daß er ihn hat trocknen lassen, und ihn auf den Winter verwahrt, ohne, daß es mehr Mühe gekostet, als mit einem andern Fische. Diese Fische, setzt er hinzu, halten sich auch auf der Reise.

Heilbutt. Man fängt eine ziemlich große Menge Heilbutten in Island; einige darunter sind drey Ellen lang, so gar noch länger, und von gar schicklicher Dicke; sie wiegen drey bis vierhundert Pfund.

Steinbeißer. Der Steinbeißer ist ein Fisch beynahe so groß wie der Dorsch; hat eine braune Haut, ohne Schuppen, einen kurzen Kopf, einen ziemlich großen Rachen, und viele scharfschneidende, beynahe Hundes-Zähne. Er ist des Beißens so gewohnt, daß man sich sehr in Acht nehmen muß, nicht verwundet zu werden, wenn man ihn fängt. Er gleicht unsern Hechten aus

dem süßen Wasser so ziemlich; sein Fleisch ist sehr schmackhaft, und die Isländer essen ihn frisch und trocken.

Ein andrer mit diesem ziemlich ähnlicher Fisch, der Hlir heißt, ist auch sehr gut zu essen. Hlir.

Die Isländer fangen auch zuweilen einen Fisch, der dem Rothmagen ähnlich sieht; sie nennen ihn Gravemark, Graumagen, weil er da grau ist, wo der Rothmagen roth. Er ist größer als der letztere, und sehr gut zu essen. Gleichwohl werden diese beyden Fische zu einer Gattung gerechnet. Man hält den Rothmagen für das Männchen, und den Graumagen, oder Gravemark, für das Weibchen, weil man bey dem ersten die Milch, und bey dem andern die Eyer findet. Graumagen oder Gravemark.

Rockfische giebt es in ziemlich großer Menge, und sehr schöne; man macht Klippfische daraus; alsdenn nennen sie die Isländer Klipprocken. Der Landestarif beweiset seine Güte, und starken Absatz; denn sein Preis ist auf zwey Fische festgesetzt; das ist doppelt so viel, als ein großer Dorsch gilt. Rockfisch

Die Karwa ist ein ungemein wohlschmeckender Fisch, man fängt ihn von Zeit zu Zeit mit dem Angel; er scheint sogar dieselbe Gestalt, und denselben Ge- Karwa

schmack zu haben, wie der Fisch, den die Dänen Barschen nennen.

Wallfische. Dichte bey Island giebt es eine große Menge von allerhand Arten von Wallfische, deren jegliche ihren Namen hat. Herr Anderson behauptet, daß der große Grönländische Wallfisch wegen seiner ungeheuren Größe den Isländischen Küsten gar nicht nahe käme; daß er sich in den unzugänglichen Abgründen von Spitzbergen, und unter dem Nordpole aufhielte; allein dieser Wallfisch ist bey den Isländern sehr bekannt; sie sehen ihn oft; da er seinen sehr glatten Rücken hat, ohne Floßfedern, so nennen sie ihn Sletbakur, das heißt Schlichtrücken. Der Sanhual gehört nicht zu der nehmlichen Gattung; man findet eine große Menge von diesen beyden Gattungen Wallfischen um Island, oft sogar in den großen Meerbusen; zumal in dem Meerbusen von Haralfiord, der seinen Namen von den Wallfischen hat; in dem Meerbusen Hasnefiord, und in vielen andern gegen Westen belegnen. Man hat zehn bis zwölf Wallfische zusammen in Haralfiord gesehen, die den Weg dermaßen versperren, daß ihn keiner zu nehmen wagte.

Diese Fische kommen gemeiniglich im Juli, oder mit Anfange Augusts; aber nach dem gegen Westen belegnen Meer-

busen

busen finden sie sich weit öftrer und in größrer Menge ein; man mag urtheilen, ob die Wallfische, die sich um Island herum und in den Meerbusen sehen lassen, nicht die rechte Gattung ist, da die Isländer öfters welche fangen, die hundert bis hundert und zwanzig Ellen lang sind.

Die Art der Isländer, Wallfische zu fangen, ist ganz einfach. Ein Harpuner setzt sich in eine Barke, fährt dem Wallfisch so dicht auf die Haut, als er nur immer kann, wirft ihm die Harpune in den Leib, und kehrt schnell zurück. An der Harpune befindet sich ein Kennzeichen des Werfers. Strandet der getroffne Wallfisch auf irgend einer Küste, und kömmt um, so bekömmt der Eigner der Harpune, nach Isländischen Gesetzen, einen gewissen Antheil vom Wallfisch, und das übrige gehört dem, auf dessen Grund und Boden er gestrandet hat. Was Herr Anderson von diesem Fange erzählt, hat auch nicht einen Funken Wahrscheinlichkeit. Die Insulaner haben gar keine andre Art, ihn zu fangen, als diese hier; allein seit kurzen haben sie alles zum Harpunen erforderliche Geräthe von einem Manne bekommen, der das Handwerk versteht. Es ist zu vermuthen, daß sie sich durch ihn werden belehren lassen, und alle Fehlwürfe vermeiden lernen. Das Fleisch der Wallfische mit Zähnen,

taugt gar nichts, das aber von denen ohne Zähnen, ist eßbar, und sehr wohlschmeckend.

Meerschwein, Springhwall. Der oft angeführte Schriftsteller verwechselt das Meerschwein, das die Isländer Rise nennen, mit dem Springhwall. Diese beyden Fische sind gleichwohl in der Größe sehr von einander verschieden; der Springhwall ist oft neun Ellen lang, das Meerschwein nie mehr denn neun Fuß. Er sagt, das Meerschwein hüpfte und språnge hinter die Barken an, und würde mit Anfange Junius blind; alles das paßt nur auf dem Springhwall. Die Fischer haben bemerkt, daß die langen Augenlieder, die dieser Fisch hat, zufallen, und ihn des Gesichts berauben, so bald er aus dem Wasser springt; auf die Art kann man seiner Verfolgung leicht entgehen. Das Meerschwein verfolgt nie die Barken; er wälzt sich und schwimmt ganz sachte fort; ist schüchtern, furchtsam, und es hält schwer, es zu ertappen. Der Springhwall hergegen ist muthig, verfolgt die Fischer, macht Sätze auf dem Wasser, springt und schwimmt mit so vieler Behendigkeit, daß er sehr schwer zu erwischen ist.

Seekalb. Die Isländer nennen das Seekalb Haakal, was sie Harkal aussprechen. Sie fangen eine ziemlich große Menge von diesen Thieren mit Angeln, woran eine eiserne Kette von sieben bis acht Fuß befestigt

ist,

ist, weil sie die Schnur zerbeißen würden. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend; man hat aber die Bemerkung gemacht, daß wenn man frisch zu viel davon ißt, schwere Krankheiten daraus entstehen, oft so gar ein jäher Tod. Auch nimmt man sehr wenig davon zu sich, und ist so vorsichtig, es zuvor ein ganzes Jahr aufzuhängen, damit das Fett abträufelt; alsdenn schmeckt es wie getrockneter Lachs. Das merkwürdigste an diesem Fische ist seine Leber, die von einer so ungeheuern Größe, das man aus dem daraus gekochten Oehl eine Tonne von vier und sechzig Kannen füllen kann. Einige von diesen großen Seekälbern haben eine Leber von neun Ellen lang, und so groß, daß sie hundert und dreyßig Kannen Oehl geben kann.

Schwerdtfisch, oder Meerschwerdt.

Der Schwertfisch hält sich um Island herum auf, so wie die andern Gattungen großer Fische. Herr Anderson behauptet, daß er die Seehunde verfolgte, die sich sehr vor ihm fürchteten, und um ihn zu entwischen, sich auf die Küste unter die Fischer hinflüchteten.

Seehunde

Man findet eine große Menge Seehunde um Island herum, die den Einwohnern einen sehr beträchtlichen Gewinnst verschaffen. Sie theilen diese Fische in drey Klassen; Land-Sele, Land Seehunde; Oe-Sele, Eylandseehunde; und Grön-

land-Sele, Grönländische Seehunde. Die erste Sorte ist die kleinste und gewöhnlichste, und heißt darum Landseehunde, weil sie sich fast immer dicht am Lande halten; sie begeben sich auch in die Meerbusen, und kleine Meeresärme; stellen daselbst den Lachsen, Forellen, und andern wohlschmeckenden Fischen nach. Die Eylandseehunde sind die grösten; man nennt sie darum so, weil sie sich in den auf beyden Seiten um das feste Land herum liegenden Eyländern aufhalten, zumal in den Wüsten, wo sie ungestört sind.

Der Grönländische Seehund ist so groß, wie der Seehund der Eylande; gleichwohl sieht man ihn aber für eine besondere Gattung an; er kömmt alle Jahre im December; hält sich gemeiniglich auf den mitternächtlichen Küsten bey Norder-Syßel und Oefiords-Syßel auf; bleibt daselbst bis im Monat May, und kehrt wieder um. Diese Grönländischen Seehunde können zu den Reichthümern Islands gezählt werden. In den Meerbusen, worinn sie sich in großer Menge versammlen, stellt man zwanzig oder dreyßig Netze auf, ein jedes ungefähr zwanzig Klaftern lang; und stellt sie so, daß sie gleichsam ein Labyrinth ausmachen; auf die Art entgehen wenige von diesen Fischen, wenn sie einmal in diese krummen Wege gerathen sind, und die Fischer ziehen binnen ein

ein oder zwey Tagen sechszig bis zweyhundert Seehunde heraus. Man schäzt jeden Seehund auf zwey Reichsthaler, weil sie solch trefliches Fett und solche schöne Haut liefern. In Oefiords-Syßel bedienen sich die Fischer der Netze nicht, sind gewohnt, den Seehund mit vielem Glück zu harpunen. Der Harpun ist an einem langen Stricke befestigt, und der Harpuner thut in einer zehn bis zwanzig Klafter weiten Entfernung nie einen Fehlwurf. Diese Grönländischen Seehunde sind zwey, vier, sogar sechs Ellen lang. Man fängt manchmal eine große Anzahl von den Eylandseehunden, zumal in den unbewohnten Inseln. Da diese Thiere dort in Sicherheit zu seyn glauben, so legt sich ein Trupp Insulaner im Hinterhalt, und so bald sie aus dem Meere herauskommen, um sich zu sonnen, werden sie von jenen angegriffen und zu tode gekeult; bloß auf einem male erlegen sie deren hundert. Man fängt auf eben die Art auch die Landseehunde; allein ihre Anzahl ist gegen die Menge, die man von den Grönländischen fängt, nicht zu rechnen. In dem mittägigen Theil der Insel pflegt man sie mit langen Schießröhren zu erlegen; aber insgemein lassen sich ihrer nur wenig dort sehen.

Lachs giebt es sehr häufig in Island; er läßt sich in den Flüßen und in den Meer- Lachs.

busen sehen, wo es Forellen giebt. Der Lachs schwimmt gegen die Wasserfälle setzt in einer unglaublichen Höhe gegen sie an, und über sie weg. Um ihn zu fangen, haben die Fischer viereckte Kästen, wie die Fischbehälter gemacht. Einen von diesen Kästen setzt man mitten in den Bach, der sich ins Meer stürzt, und einen bey seiner Mündung; auf jeder Seite setzt man einen Damm, der sich ziemlich weit hinaus erstreckt, die ganze Breite des Bachs umfaßt, und unmerklich schmäler wird, bis zum Kasten hin. An der Seite des Kastens, der gegen das Meer zu steht, befindet sich eine Oefnung, die größer ist, als ein starker Lachs braucht, um durch zu kommen; diese Oefnung ist ringsum inwendig mit sehr eng in einander gefügten Reifen versehn, die so gelegt sind, daß sie einen spitz zu laufenden Kegel formiren. Diese Reifen, so eng sie auch in einander gefügt, sind so dünn, daß sie bey dem kleinsten äußern Gegendruck sich von einander biegen; so daß sie gleich aufspringen, wenn der Lachs mit dem Kopfe dagegenfährt; so bald er aber durch ist, macht ihre Schnellkraft, daß sie von selbst zuspringen, und der Fisch gefangen ist. Den Weg, den er gekommen ist, kann er nicht wieder hinaus, denn weil in den Reifen sich dünne lange Stäbe befinden, die sich leicht zurück biegen, wenn er herein schwimmt, so verwehren ihm diese

den Ausgang; sie kehren ihm insgesammt die äußersten Enden zu, wozwischen sich nur ein sehr kleiner Raum befindet. Auf die Art können so viel Lachse hier herein schimmen, als der Kasten fassen kann. Der Beobachter des Kastens fängt seinen Raub lebendig. Man fängt den Lachs auch in Netzen, und bekömmt dessen eine ungeheure große Anzahl.

In einigen, sehr großen Teichen voll süßes Wassers, als in der Mywarne, und Tingwallen Wasser, die sechs bis sieben Meilen im Umfange haben, findet man, außer dem Lachse, viele Forellen. Dieser Geschlechtsname begreift drey Arten Fische unter sich, deren jede ihren besondern Namen hat. Es giebt eine so große Menge von diesen treflichen Fischen in der Mywarne, daß man sie dort wie Flakfische dörrt, und sie schmecken auf die Art sehr gut; manchmal salzt man sie auch ein. An vielen Orten haben die Isländer von diesen Fischen so viel, daß sie das ganze Jahr hindurch davon leben. Forellen.

Auch giebt es dort ausnehmend schöne Aale, ob sehr viele, weiß man nicht. Die Isländer haben einen besondern Widerwillen gegen diesen Fisch. Aale.

Kein Land ist wohl von Insekten verschonter, als Island. Bloß einige kleine Insekten.

Spin-

Spinnen sind dort; Mücken und Hornisse kennt man aber gar nicht. Nach der Spinne ist das einzige Insekt, das lästig wird, eine große Fliege, deren es an einigen Orten eine unendliche Menge giebt, zumal in Norder-Syßel, der kältesten Landschaft von ganz Island. Diese Fliegen halten sich gemeiniglich um den See Mywatn herum auf, der von den vielen herumwimmelnden Fliegen den Namen bekommen. Diese Thiere fallen an diesem Ort Menschen und Vieh höchst beschwerlich, peinigen sie aufs äußerste. Die Reisenden behängen ihr Gesicht gewöhnlichermaaßen mit einem Krausflor, um nicht so arg zerstochen zu werden.

An den Orten, wo die Fischer ihre Fische zum Trocknen ausbreiten, sieht man gleichfalls eine unendliche Menge von grossen Fliegen. Keine andre Arten Insekten kennt man im Lande; wenn es lange trocken gewesen ist, und nun zu regnen anfängt, kommen aus der Erde, wie in allen Ländern zu geschehen pflegt, eine unendliche Menge Würmer hervor. Regnet es anhaltend, so erscheint eine andre Gattung, die grün aussieht, und beynahe die Größe und Gestalt von halbwüchsigen Seidenwürmern hat. Sie verderben das Gras, und fressen es weg. Das geschieht aber nicht durchgängig; sie halten sich gemeiniglich nur

in

in einem gewissen Distrikte auf. Die Isländer glauben, daß diese Würmer aus dem Regen entstehen.

Mäuse giebt es in Island in Menge, und sie vermehren sich dermaaßen, daß ihrer immer noch eine große Anzahl bleibt, so viel auch die Katzen von ihnen aufreiben. Sie thun den Fischen und andern Lebensmitteln vielen Schaden. Hr. Anderson behauptet mit Unrecht, daß sie dort selten wären, daß die schneidende Kälte und der Mangel an Nahrung es ihnen unmöglich machte, sich in der dünnen Erdkruste zu erhalten, die die Felsen bedeckt, und überdieß mit Schwefel angefüllt ist. Lauter aus der Luft gegrifne Gründe. Mäuse

§. 16.

Waldungen, Mineralien, Vegetabilien u. s. w.

Island fehlt eins von den nothwendigsten Dingen, Holz; gleichwohl ist dieser Mangel so groß nicht, als Hr. Anderson vermuthen läßt. „Bäume, sagt er, giebt „es in dieser Insel gar nicht, ausgenommen im mitternächtlichen Theile. Einer „von den vornehmsten Kaufleuten, der bloß „im Großen handelte, hat mir erzählt, daß „er zwischen Hunswick und Olfioerd, die „nur ungefehr sechs Meilen von einander Waldungen,

„liegen,

„liegen, einen Birkenwald von drey Vier-„telmeilen gefunden.“

Der Wald, wovon der Verfasser spricht, heißt der Finoskadale-Wald; beträgt in der Gegend, wo er am dichtesten ist, drey Viertelmeilen; allein diese ganze Landschaft ist mit dergleichen Bäumen bedeckt, und es wird wenig Vorwerke oder Meyereyen geben, die nicht ein kleines Gebüsch hätten. Es giebt dort Bäume, deren Schaft Armsdicke ist, bey vielen aber befinden sich auch keine.

„Ein andrer, fährt er fort, hat mir er-„zählt, daß beym Thingaren-Kloster ein „kleines Birkenwäldchen wäre, u. s. w. Beym Thingoere-Kloster, das im Norder-Syßel liegt, giebt es gar keinen Wald; es ist aber zu vermuthen, daß derjenige, der dem Verfasser dieß berichtet gehabt, Thingare für Thingoe genommen hat. Der Norder-Syßel wird von einer Insel Tingoe genannt, worauf vor Alters Gericht, (Ting in ihrer Sprache) gehalten wurde. Hierselbst befindet sich in der That ein grosser Wald Aasku genannt; an verschiednen Orten giebt es noch viel andre Wälder.

„In andern Landschaften, sagt Hr. An-„derson weiter, sieht man nur um den Bä-„chen herum eine kleine Anzahl sehr niedri-„ger Weyden, und einige kleine Gesträuche, „als Brombeer, Wacholderstauden, und

„andre

„andre von der Gattung, die die Einwoh„ner aufs sorgfältigste umhauen, um sie zu „Kohlen für die auf dieser Insel wohnende „Schmiede zu verwenden.“

Ohne von den vielen kleinen Wäldern zu reden, die sich in verschiednen Distrikten befinden, wollen wir nur von zweyen reden, die ziemlich ansehnlich sind. Der eine liegt in Mule-Syßel gegen Osten, heißt der Hallormwald. Der andre an dem Berge Fiords-Syßel, dem mittägigen Theil des Landes; er heißt der Hunsefellswald. Obgleich diese Wälder in verschiednen Landesgegenden liegen, und zwischen beyden sich viele kleine Gehölze befinden, so will doch das in Vergleich gegen den grossen Umfang des Landes wenig sagen, und man kann behaupten, daß es, in Durchschnitt genommen, Island an Bäumen fehlt; indeß ist doch daran nicht ein so starker Mangel, daß es nur einen einzigen Wald hat, wie Hr. Anderson sagt.

Diesem Holzmangel wird an verschiedenen Orten, durch die große Menge von sehr guten Holze, abgeholfen, das das Meer jährlich in solchem Ueberfluß nach den Küsten treibt, daß man es nicht einmal völlig verbraucht. Es bleibt immer wie auf einem Holzmarkte ein Haufen davon zum Behuf der nächsten Anwohner an der Küste stehen. Viel von diesem Holze verfault

so-

sogar, weil man nicht Kähne hat, es an andre Orten zu schaffen, wo das Meer keins auswirft.

Bäume, An vielen Orten von Island ist der Boden so beschaffen, daß alle Arten Bäume darin sollten gut fortkommen können. Man könnte dort welche anbauen, allein die große Schwürigkeit besteht ohne Zweifel darin, die jungen Bäumchen nach dieser Insel zu schaffen. Die Schiffe laufen vor dem May nicht aus Koppenhagen aus; die Bäume haben schon getrieben, einige stehen sogar in Blüthe, und die Verpflanzung ist beynahe unmöglich.

Hülsenfrüchte, Island kann alle Arten von Hülsenfrüchten und Küchenkräutern erzeugen, sie können daselbst zur Reife gelangen. Es giebt dort Gärten, wo man viel Petersilie, Sellerie, Thymian, Majoran, Kohl, Steckrüben, Wurzeln, Schotenerbsen, und überhaupt alle Küchenkräuter antrift. Auch findet man darin sehr gute Stachelbeeren.

Pflanzen, In diesem Lande steht eine Menge fetter und wohlriechender Kräuter mitten unter dem Grase; Löffelkraut und Sauerampfer sind dort sehr häufig. Außer diesen Kräutern giebt es noch eine so große Menge andrer, daß ein Kräuterkundiger hier volle Weyde finden, ja sogar noch neue Entdeckungen machen könnte. Der

Engel-

Engelwurz daselbst hat eine ausserordentliche Güte und Höhe, und ist in so grossem Ueberfluß zu finden, daß die Einwohner an vielen Orten sich davon nähren. Der Muscus catharacticus Islandiæ (Fiallagras d. i. Felsengras) ist ein sehr gesundes Nahrungsmittel. Diese Pflanze ist gut, heilsam und hat viel trefliche Eigenschaften. Die Insulaner, die in den Gegenden wohnen, wo sie wächst, sammlen davon gute Vorräthe ein, die sie zur Hälfte verbrauchen, und die andre verkaufen. Die am entferntesten sind, schicken von Zeit zu Zeit Leute zu Pferde darnach aus, die so viel mitbringen müßen, als sie nur können. Da die meisten überzeugt sind, daß sie so gut und so nährend ist, als das Weizenmehl, so machen sie ihre Nahrung daraus. Diese Pflanze ist eine Art Moos, das auf den Felsen wächst, die weiter nichts erzeugen. Man findet noch eine andre Pflanze in diesem Lande, mit Namen Fiorugras; eine Art Seekraut, die das Meer auf seinen Ufern auswirft; die Einwohner sammlen es zur Zeit der Ebbe ein, und geben es dem Vieh zu fressen.

Die unfruchtbaren Berge in diesem Lande, werden in zwey Klassen eingetheilt; die erste sind die Berge, die bloß aus Felß und Steinen bestehen, die andre sind die Joekuls, das heißt ungeheu- Berge Joekuls.

re Felßen, die das ganze Jahr hindurch mit Eis und Schnee gänzlich bedeckt sind. Indeß sind diese Joekuls nicht die höchsten Berge, einige darunter sind so wenig hoch, daß viele andre Berge über sie ganz hinwegragen. Im Sommer sind diese letztern nicht mit Schnee bedeckt; dieß kömmt unstreitig von der innern Beschaffenheit des Bodens her. Nicht jeder Berg wirft aus, bloß die unfruchtbaren und die Joekuls thun es. Der Berg Hekla, der Koettegau und der Krafle, sind Joekuls oder Berge, die mit Eis bedeckt sind. Der Krafle, der in Nord-Island liegt, ist der einzige, der nie Feuer ausgeworfen hat.

Der Hekla ist wegen seiner schrecklichen Ausbrüche stets unter die berühmtesten Vulkane gerechnet worden. Es hat Leute gegeben, die da geglaubt, dieser Berg habe solche Vereinigungskanäle mit dem Vesuv, daß wenn dieser Flammen auswürfe, jener auch gleich in Brand geriethe. Jetzt gehört er zu den wenig schrecklichsten in Island, denn seit vielen Jahren sind neue feuerspeyende Berge entstanden, die grosse Verwüstungen angerichtet haben. Diese neue Vulkane sind der Berg Krafle in Nord-Island; die Berge Koettegau und Oreise in der Landschaft Skaftefield.

Seit ungefähr acht hundert Jahren, daß Island bewohnt ist, hat der Hekla

bloß

bloß in den Jahren 1104, 1157, 1222, 1300, 1341, 1362, 1389, 1558, 1636 und 1693 Feuer ausgeworfen. Im letztern Jahre fieng sein Feuerauswerfen vom 13ten Februar an, und dauerte bis zum August. Die andern Feuersbrünste dieses Vulkans haben nur etliche Monate gewähret. Die Verwüstungen, die er im vierzehnten Jahrhundert angerichtet, sind erschrölich gewesen; hernach haben seine Feuersbrünste nach und nach abgenommen, und es ist wahrscheinlich, daß, da die Materialien, wovon er sich genähret, nach andern Gebürgen einen Ausweg sich gebahnt haben, und er mit der Zeit, Feuer zu speyen, ganz und gar aufhören könnte.

Jetzt nimmt man auf dem Hekla weder Feuer, noch Ausdünstungen noch Rauch gewahr, man findet dort bloß siedendes Wasser in einigen kleinen Höhlen. Dieser Vulkan warf bey seinem letzten Ausbruche auf die anstossende Wiesen eine grosse Menge Asche, Sand und Bimssteine aus, das ihnen damals nicht wenig Schaden that; allein dieser Schaden hat sich selbst wieder vergütet; der Sand und die Asche, die in tiefe Oerter in Sümpfe war geworfen worden, trocknete sie aus, und machte sie tauglich, Kräuterwerk zu tragen; überhaupt ist das ganze Erdreich, in dessen Mitte sich der Hekla

befindet, durch seine Ausbrüche besser geworden; an verschiedenen Orten hat ihn die Asche fruchtbarer gemacht, an andern hat sich ein oder zwey Fuß hoch über die Asche eine Erdkruste gesetzt, worauf Kräuter im Ueberfluß wachsen; jetzt befinden sich um den Berg herum Meyereyn und Häuser, und die Einwohner fürchten, diesen sonst so gefährlichen Vulkan, nicht mehr.

Im Jahre 1750 haben zwey Isländische Studenten, die auf Entdeckungen in der Naturgeschichte herumreisten, dieß Gebürge bestiegen und genau besichtiget, haben dort nichts gefunden, als Steine, Sand, Spalten, und Höhlungen mit siedendem Wasser angefüllt. Nachdem sie bis an den Knien in der Asche gewatet, und ihn von einem Ende bis zum andern besichtiget hatten, so kehrten sie frisch und gesund wieder zurück. Andre Personen, die ihn auch besichtiget, haben ihn gerade so gefunden, wie wir ihn eben beschrieben haben.

Der Hekla ist ein sehr hoher Berg, einer von den höchsten in Island, doch nicht von den allerhöchsten; der Westre-Joekul ist weit höher. Der Hekla ist auch ein Joekul, das heißt, sein Gipfel ist beständig mit Eis und Schnee bedeckt, weshalb niemand hinauf kommen kann.

Es giebt in Island sehr wenig brennende Berge, wenn man die ausnehmend große Anzahl derer dagegen hält, die ganz trefliche Weide haben, wovon das Vieh sich in kurzem mästet. Seit dem dieß Land bewohnt ist, hat man nicht zwanzig Vulkane kennen lernen, und es finden sich dort viele tausend Berge, die gar kein Feuer ausgeworfen haben.

In dem mitternächtlichen Theile dieser Insel hat man seit 1726, da sich der Krafle entzündet hat, keine Vulkane gesehen, und seit 728 hat man in dem östlichen Theile der Landschaft Skaftefield davon nichts wahrgenommen, es müßte denn ein mit Eis bedeckter Berg seyn, den sie den Graiseberg nennen. Die Einwohner des Landes haben die Bemerkung gemacht, daß man, wenn ein mit Eis bedeckter Berg höher wird, das heißt, wenn sich Eis und Schnee so häufen, daß sie die Oefnungen der runden Löcher verstopfen, aus welchen Feuer und Flamme gekommen war, Erdbeben zu erwarten hat, die unfehlbar von Feuerausbrüchen begleitet werden. Eben daher besorgen sie, daß die Joekelens, die 1728 Feuer gespyen, bald in Flamme gerathen möchten. Eis und Schnee haben sich auf selbigen angehäuft, und wahrscheinlicherweise die Luftlöcher der Vulkane verstopft.

Es giebt sehr wenig Oerter in dieser Insel, wo der Boden durch Schwefel verbrannt wäre. Einige solcher Oerter hat man in Norderdistrickten, in den Landschaften Guedbringe und Arnes bemerkt; sehr wenige hingegen in den Landschaften Hnapedaes, Borgefiords und Seneckfiednes, so wie in der Mitte der Felsengebürge, die zwischen dem mittägigen und nordlichen Theil des Landes liegen. Scheinen einige Plätze verbrannt, die Einwohner nennen sie Hraux, so waren sie es schon, bevor die Norweger Island bewohnten, denn die Einwohner wissen von keinem unterirrdischen Feuer etwas, als von dem, wovon wir eben gesprochen haben.

Im Jahre 1726 verspürte man in Nord-Island einige Erderschütterungen. Hierauf fieng ein grosser Berg, Krafle genannt, mit schrecklichen Krachen an, Rauch, Feuer, Asche und Steine auszuwerfen. Dieß gräuliche Schauspiel entsetzte alle diejenigen, die rings umher wohnten, und zwey Reisende, die gerade im Augenblick des Ausbruchs beym Berge vorbey reiseten, befanden sich in der größten Gefahr; die Flammen, die sie umringten, und die sie über ihren Kopf sahen, erregten in ihnen die Besorgniß, von selbigen verzehret zu werden; indeß kamen

men sie unversehrt davon. Da das Wetter sehr still war, ward der Boden ringsum nicht von der brennenden Asche, noch von den entzündeten Steinen, die der Vulkan auswarf, verdorben; alles was er auswarf fiel auf dem Berg, und auf seine Grundlage. Er brannte zwey bis drey Jahr hindurch, ohne einigen Schaden zu thun, und ohne daß man ein anderes Erdbeben jemals verspürt, als das, womit er den ersten Ausbruch angekündiget hatte.

Im Jahre 1728 steckte das Feuer dieses Berges die nahe daran liegende Schwefelberge an; sie brannten so lange, bis aus den geschmolzenen mineralischen Materien ein Feuerbach entstanden war, der nach Süden rann. Die Anwohner des drey Meilen davon belegnen Sees, Mywarne, erschracken, als sie einen Feuerstrom auf ihre Wohnungen zukommen sahen; ließen im Anfange des Frühlings im Jahre 1729 ihre Wohnungen stehn, und kehrten mit Sommers Anfange wieder zurück, nahmen das Holzwerk aus der Kirche und aus ihren Häusern heraus, und zogen ihre Strasse. Dieser Feuerstrom floß noch den Herbst hindurch, den abschüßigen Boden sanft herunter; drang bis in die an die See stossenden Vorwerke; verzehrte ein nahe dabey belegenes Vorwerk, Reikechild genannt,

die Hälfte seiner Wiesen, und zwey andre Vorwerke, die an den niedrigsten Ufern des Sees lagen, und Grof und Fragrenes hiessen, schloß die Kirche ein, die aber keinen Schaden litt, weil sie auf einer kleinen Anhöhe lag. Endlich stürzte sich dieser Feuerstrom in den Mywarnersee mit einem gräslichen Geräusch, und siedete, schäumte und machte einen entsetzlichen Strudel, so wie der Zusammenstoß zweyer so entgegen gesetzten Elemente nothwendigerweise bewürken muß. Dieser Feuerstrom floß bis zum folgenden Jahre fort, wo er aufhörte, vermuthlich weil seine Zeugematerialien aufgezehrt waren. Einige Zeit nachher härtete sich diese Lava; ließ auf ihrem Wege kalcinirte Steine hinter sich, deren Farbe die schrecklichen Wirkungen dieser brennenden Materien zeigte. Die Einwohner schafften diese verbrannten Steine weg, und brachten ihre Kirche wieder in vorigen Stand. Reikchild ward auch wieder aufgebaut, allein die beyden andern Vorwerke blieben in ihrem Schutte liegen, weil es ihnen an Wiesen zu ihrem Unterhalte fehlte. Das ist also der ganze Schaden, den diese schreckliche Feuersbrunst verursacht hat, und alles das, was Herr Anderson bey der Gelegenheit erzählt, ist mährchenhaft.

Der See Mywarne, worin sich diese entzündete Materie gestürzet, wurde mit einer so ungeheuern Menge verbrannter Steine angefüllt, daß das Wasser an denen Orten sehr niedrig ward, wo es zuvor hoch gewesen. Die große Menge der darin befindlichen Fische, zumal die Forellen, entfernten sich von diesem Orte, oder kamen um. Dieser Feuerstrom schadete der Vermehrung dieser Fische, und rieb sie beynahe ganz auf; jetzt aber findet man sie wieder so häufig hier, wie vor der Feuersbrunst.

Die Materie, die diesen Strom erzeugte, war wie ein dicker Brey, oder wie geschmolzenes Metall; war ein Gemengsel von Schwefel, geschmolznen Erz, Steinen u. s. w. Die Lava strömte von dem Wipfel der Schwefelberge, die man in Island Brenne-Fiteen, das heißt, entzündete Steine, nennt, herab. Dieß ist die wahre Erzählung, dieser schrecklichen Ereigniß, die über vier Jahr gedauret hat, nachdem der Berg Krafle angefangen hat, Feuer zu speyen. Seit der Zeit hat man weder Vulkane, noch einen andern Erdenbrand in Island wahrgenommen. Hr. Horrebows sagt, er habe sich hierüber öfters mit einem Isländer, einen Mann von Verstand und Ansehn, unterhalten, der ihn versichert, er habe

sich oft bey diesem Strome befunden, und seine Pfeife daran angezündet. Der Lauf dieses Flusses war so langsam, so ruhig, daß man sich ihm sehr leicht, ohne die mindeste Gefahr, nahen konnte. Aus der Beschreibung von der Entzündung des Bergs Krafle und des Feuerstroms, den er ausgeschüttet, ist ersichtlich, daß sich das gar nicht mit demjenigen vergleichen läßt, was man im Jahr 1750 vom Vesuv gesehn.

Ueberschwemmung

Im Jahre 1721 gerieth ein Joekul, oder Glätscher (Eisberg) Koetlegau genannt, der in der Landschaft Skaftefield lag, fünf oder sechs Meilen westwärts vom Meere, dicht an der Portlandsbay, in Brand, nachdem viele Erderschütterungen vorgegangen waren. Das in seinen Adern wühlende Feuer schmolz zwey beträchtliche Stücken Eis, woraus zwey ungestüme Gießbäche entstanden, die weit umher Ueberschwemmung und Schrecken verbreiteten. Sie rissen eine ungeheuer grosse Menge Erde, Sand und Steine mit sich ins Meer. All das Erdreich, das von diesen Gewässern beströmt wurde, war gänzlich verwüstet, der obern Kruste völlig beraubt, und es blieb nichts als ein tiefes Bette von Sand zurück. Die ungeheuern Stücken Eis, die unermeßliche Menge Erdreich, die Steine und der Sand, die die Eisfluth mit sich schleppte, häuften

das Meer dermaßen an, daß eine halbe Meile von den Küsten sich ein kleiner Berg bildete, der nach der Zeit ein wenig kleiner gemacht worden, noch jetzt aber immer aus dem Waßer hervorragt.

Zwey Reisende, die sich dicht bey dem entbrannten Joekul befanden, retteten sich schleunig auf einen, zwischen dem Meere und dem Vulkane befindlichen Berg, Hver-Ey genannt. Die Gewaltsamkeit der Gießbäche riß eine so beträchliche Menge Steine, Sand, Erdreich und Viehweiden von diesem Berge ab, daß die beyden Reisenden in Todesangst schwebten, und jeden Augenblick glaubten, daß der ganze Berg auseinander bersten würde; indeß kamen sie ganz unbeschädigt davon. Nachdem sie anderthalb Tage auf dem Gipfel dieses Berges zugebracht, giengen sie durch das Land, das überschwemmt worden war.

Wie viel Materialien diese Ueberschwemmung ins Meer muß hinein geführt haben, kann man daraus urtheilen, daß das Meer zwölf Meilen tief einwärts ins Land trat.

Der Rauch und die Asche, die dieser Joekul bey jedem Ausbruche auswarf, verdunkelten die Luft dermaßen, daß man einen ganzen Tag hindurch die Sonne nicht sahe, und die der Wind mit sich nahm,

wurde eine ganz unglaublich weite Strecke ins Feld hinausgeschleudert; daß das Heu, das Gras, und ein Theil der zum trocknen hingelegten Fische, davon bedecket wurden.

Das Feuer gab nicht immer eine helle Flamme von sich; anfänglich trieb es nur ein heftiger Sturmwind hervor; kurz darauf ward man einen dicken Rauch gewahr, und verspürte einen sehr heftigen Geruch; das Feuer war wahrscheinlicher weise von Zeit zu Zeit durch die Menge des in den Schlund herabstürzenden Schnee und Eises erstickt worden; nachdem nun der Schnee immer stärker schmolz, wurde der Rauch und die Ausdünste immer stärker.

Diese Ueberschwemmung hat nur drey Tage gedauert; hernach konnte man diese Berge wiederum bereisen; indeß war doch eine Art von Gefahr dabey, weil an vielen Orten sich Sand befand, der das Eis und den Schnee verbarg; die Reisenden sunken ein, und konnten sich nur mit Mühe wieder hervorarbeiten.

Der Joekul Koetlegau ist nicht der einzige, der dieß Land verwüstet hat. Im Jahre 1728 gerieth ein andrer Joekul in Brand, der Daraise heißt, und gegen Osten in der Landschaft Skaftefield lag; dieß geschahe zwischen Johannis und dem

Feste

Feste der Heimsuchung Mariä; er brannte bis zum Anfange des folgenden Oktobers. Die Giesbäche, die er verursachte, giengen von den Gebirgen, zwischen zweyen, eine Meile davon, belegenen Meyereyen durch, (sie hiessen Hoff und Sondfell) ohne sie zu berühren, und ohne ihnen den geringsten Schaden zuzufügen, ob sie gleich nur eine Meile von einander lagen; in den Ebenen griffen sie aber mehr um sich; umzingelten zwey Häuser, worin Viehhüter wohnten. Diese Unglücklichen waren genöthiget sich auf das Dach ihrer Strohhütten zu retten, und wurden geborgen; allein ihre Häuser wurden voller Wasser; ein großer Theil des Viehes erstickte, das andre wurde gekocht.

Diese Ueberschwemmung entstand, so wie die vorige, aus dem Gipfel der Glätscher; die Fluth durchstrich einen großen Theil des platten Landes, und stürzte sich ins Meer. Es scheint, daß sie nicht so stark gewesen sey, als die aus dem Joekul Koetlegau; indeß hat sie mehr Schaden angerichtet; hat alle die Weiden der Oerter verwüstet, wo sie durchgekommen, den größten Theil des Viehes mit sich fortgerissen, und ums Leben gebracht, und die andre hatte nur wenig Schaden angerichtet. Herr Anderson hat viele Märchen bey Gelegenheit dieser Ueberschwemmungen

mungen gemacht; wir wollen uns nicht verweilen, das Lächerliche derselben zu zeigen.

Schwefel. Nach eben dem Verfasser ist Island so voller Schwefel, daß man, wenn man die obere Rinde des Bodens abnimmt, oder höchstens einen halben Fuß tief nachgräbt, besonders in sumpfigten Thälern, große Klumpen Schwefel findet. Er setzt hinzu, daß dieß Mineral auf den Felsen so reichlich ausdünstet, daß man alle zwey, drey Jahre großen Vorrath davon zusammenbringen kann, wenn man es mit einem eisernen Instrumente abkrazt.

Wer sollte nach einer solchen Beschreibung nicht glauben, daß Island nur aus einer Schwefelmasse bestünde? wenn aber das wäre, wie könnte sich die große Menge Vieh, die sich in diesem Lande befindet, ernähren und sich mästen? Man findet dort Kräuter und trefliche Weide im Ueberfluß; gleichwohl lehrt die Erfahrung, daß in einem Erdreiche, wo man einen Fuß tief Schwefel findet, kein Gras wachsen kann. Man sieht ein Beyspiel davon in dem Districkt Ruswig in Norder Syssel, und bey Kruswig, den beyden schwefelhaltigen Orten in Island; da wächst kein Kraut, kein Gras.

Man findet an keinem Ort auf der Oberfläche der Erde Schwefel zum Abkra-

kratzen; die Oerter, wo man ihn trift, sind trocken und brennend; er hat sehr merkliche Ausdünstungen; der Boden, worin er sich befindet, ist von schlechter Beschaffenheit, in der Nähe herum befinden sich gemeiniglich warme Quellen. Auf dem Schwefel befindet sich stets eine Lage von trockner Erde, Leim oder Sand. Diese Erde ist buntscheckigt, weiß, gelb, grün, roth und blau; wenn man diese Erdkruste wegnimmt, findet man den Schwefel; man schafft ihn mit Spaten und Schaufeln heraus. Oft muß man drey Fuß nach gutem Schwefel graben, tiefer gräbt man aber auch nicht, man würde alsdenn zu viel Hitze ausstehen müssen, welches unnöthig wäre, da man ihn anderwärts mit viel leichterer Mühe bekommen kann. An sehr schwefelreichen Orten kann man in einer Stunde soviel zusammen bringen, daß man achtzig Pferde damit beladen kann, davon jedes eine Last von zwölf Liespfund trägt. Die besten Schwefelminen entdeckt man an einer kleinen Erderhöhung; in deren Mitte sich ein Loch befindet, woraus ein weit stärkerer und wärmerer Broden hervorsteigt, als anderwärts; diesen Oertern giebt man den Vorzug, wenn man Schwefel haben will; hat man dieser Erhöhung die Erdkruste abgenommen, so findet man daselbst weit dichtern, bessern und häufigern

gern Schwefel, als anderwärts; er gleichet beynahe dem Zuckerkandis. Nicht weit von der Erhöhung findet man kleine losgebröckelte Stückchen Schwefel, die man aufschaufelt; der in der Erhöhung befindliche ist hart, und es kostet Mühe ihn loszubrechen.

Der in der Erde befindliche losgebröckelte Schwefel ist zwar gut, doch lange so nicht, als der, der dem Tufstein einverleibt ist. Die Arbeiter können den Tag hindurch nicht arbeiten, sie nehmen dazu die Nächte, die zu der Beschäftigung hell genug sind. Sie wickeln um ihre Schuhe ein Stück Wadmel, oder ähnlich wollenes Zeug, sonst stünden sie in großer Gefahr, sich die Füße zu verbrennen, denn wenn man den Schwefel herausnimmt, ist er so heiß, daß man ihn kaum in Händen leiden kann; nach und nach wird er kalt. An dem Orte, wo man das eine Jahr Schwefel gehohlt hat, kann man ihn das folgende Jahr eben so gut bekommen, und das von Jahr zu Jahr. Der Schwefel zeugt sich immer wieder, und seine Gruben sind unerschöpflich.

Von 1722 bis 1728 hat man eine sehr große Menge Schwefel ausser Landes geführt, woraus die Isländer einen beträchtlichen Gewinnst zogen; hernach hat dieser

dieser Handel aus vielen Ursachen aufgehört. In dem letztem Jahre scheiterte ein mit diesem Minerale beladenes Schiff im Hafen; der Schwefel fiel ins Meer, und verjagte die Fische dermaßen, daß man lange keine fangen konnte; indeß hat dieser letzte Zufall die Einwohner nicht verhindert, Schwefel aufzusuchen, und damit Gewerbe zu treiben. Sie sind gar sehr auf diese Arbeit erpicht gewesen, und haben ihn in so großer Menge nach den Handlungs-Städten gebracht, daß man ihn endlich nicht mehr haben wollte. Drey Handelsgenossen hatten hundert Pfund von diesem Minerale hingebracht, und sahen sich genöthiget, ihn dort zu lassen, ohne einen Heller dafür zu bekommen; sie hatten Kosten und Mühe umsonst gehabt. Eben so gieng es vielen andern Einwohnern. Sonach ward der Schwefel unnütz, da er keinen Handlungszweig mehr abgab, und die Isländer bekümmerten sich gar nicht weiter darum.

Man findet in dieser Insel viel Harz; die in derselben befindlichen feuerspeyenden Berge führen davon den Beweis. Diese Materie hat ihnen eher zur Nahrung dienen können, als der Torf, der schwarz, schwer und dicht ist. In dem mittägigen Theile findet man den besten Torf, hauptsächlich zu Hanefiord. Harz. Torf.

An den Oertern, wo die Einwohner diesen Torf haben, brennen sie selten etwas anders. Diejenigen, die von den torfhaften Gegenden zuweit entfernt sind, heitzen mit Aesten und Buschholz ein. Es giebt hier noch eine andere Gattung Torf, die man am Meerufer aussticht. Sobald Ebbe wird, gehen die Einwohner hin, graben ihn aus, und ziehn sich zurück, sobald sie die Fluth kommen sehn. Dieser Torf ist so gut, wie der andre. Viele Einwohner aus Süd-Island brauchen den letztern Torf, um die andre Gattung, die bey ihnen seltener als anderswo ist, zu sparen, und auch deswegen, weil sie nicht so weit darnach gehen dürfen.

Salz. Herr Anderson versichert, daß es kein Salz in Island gebe. Herr Horrebows sagt, daß er dort ein Stück Steinsalz in Händen gehabt, und daß sich eine grosse Menge von diesem Salze an vielen Orten befindet, daß die in der Nähe befindlichen Einwohner, es sehr sorgfältig aufheben, um davon Gebrauch zu machen. Es ist aber auch gewiß, daß dort viele Salzquellen, sowol auf den Küsten, als auch im Lande, seyn müßen; alles beweiset dieß. Man sieht aus den alten Stiftungen, zu der Zeit, wie die Insel katholisch war, daß man an vielen Orten, und

zumal im mitternächtlichen Theile, an gewisse Kirchen, und an die Priester für Seelenmeßen, Stücken Salz gab, und ihnen das oberherrliche Recht verliehe, Salz zu machen; hieraus folget ersichtlich, daß zu der Zeit Salz im Lande gewesen, oder daß man es mit Seewasser zu machen verstanden, denn die Geistlichen würden sich gewiß nicht mit einem vorgespiegelten Rechte haben abspeißen lassen. Noch ganz neulich haben zwey Unteramtleute versucht, mit Seewasser Salz zu machen, und es ist ihnen geglückt; gleichwohl wußten sie nicht, was sie dabey für Anstalten vorzukehren hatten, und es fehlte ihnen an den dazu erforderlichen Werkzeugen.

Man kann nicht allein muthmaaßen, daß es in den Isländischen Gebürgen Metalle giebt, sondern man hat davon zuverläßige Beweise. Die Einwohner haben zwischen den Bergen Metall gefunden, das sie geschmolzen haben; sie haben daraus Knöpfe und Petschafte gemacht, die von gutem Silber waren. Wenn sie Schlüssel löthen wollen, finden sie in den Gebürgen eine gewisse Materie, die sie auf den Schlüsselbart legen, hernach schlagen sie einen Teig von Thon oder Leim da herum; legen ihn ins Feuer, lassen ihn die gehörige Zeit liegen, und der Bart Metalle.

ist angelöthet, ohne daß sie dazu Kupfer gebraucht haben. Man findet daselbst Kupfer, Eisen- und andre Gruben; trifft sogar in manchen Gegenden auf der Oberfläche der Erde große Stücken Eisen, Kupfer, und lauteres Silber.

Schwarzer Agatstein.

Es giebt in Island zwey Arten von Agatstein, die eine brennt wie ein Licht; es ist eine Art Erdpech, ziemlich hart und glänzend schwarz; das andre, das die Einwohner Hrafntinna nennen, das heißt, schwarzer Flintenstein, er brennt nicht wie der andre, und ist härter. Zerbricht man ihn, so zerfällt er in dünne Blättchen, die ein wenig durchsichtig sind, und dem Glase ziemlich ähnlich ist; dieß bringet uns auf die Gedanken, daß dieser schwarze Agatstein intrificirt ist. Der Berg Krafle, in Norder-Syßel, hat diese Steine bey sich, unter denen man Platten findet, die die Größe einer kleinen Pastete, und die Schwere von sechs Liespfund haben.

Krystall.

Man findet manchmal Krystall in den Isländischen Felßen, und seine Eigenschaften sind bekannt genung. Alle Gegenstände, die man durch dieß Krystall sieht, erscheinen doppelt. Es ist nicht Krystal von der gewöhnlichen Sorte, sondern eine Art Blätterspath, lapis specularis.

Herr

Herr Anderson sagt, „ungefähr eine „halbe Meile vom Berge Hekla läge eine „See mit Süßwasser, der immer warm „wäre, und wie die dasigen Einwohner „aussagten, im Winter am wärmsten. „Er hat die besondre Eigenschaft, sich „selbst jährlich zu drey verschiedenen Zei„ten zu entzünden, und vierzehn Tage „lang fahren jeglichesmal sehr lichte Flam„men heraus; wenn sie verlöschen, raucht „der See noch eine Zeit lang. Mons, „ein Kaufmann, der sich bloß in der Ab„sicht nach diesem See begeben, um dieß „besondre Phänomen zu besichtigen, hat „zwar weder Feuer noch Flammen gesehn, „er war aber um einen Tag zu spät ge„kommen, und sahe weiter nichts, als „einen sehr dicken Rauch.“ Mit dergleichen zuverläßigen Ton legt dieser Schriftsteller fast alle die Facta vor, woraus seine Geschichte von Island besteht. Warme Wasser.

Um Hekla herum, und am Fuße dieses Berges, befinden sich einige kleine Wasser, die immer warm sind, einige mehr, andre weniger. Aus selbigen steiget beynahe immer ein Dampf auf, der, nachdem die Witterung, bald stärker, bald schwächer ist. Die Erfahrung lehret, daß, wenn diese Wasser einen dicken Rauch ausdampfen, der Regen nicht weit ist; dampfen sie schwach, so ist es ein An

zeigen trockener Witterung. Es giebt in dieser Insel unendlich wärmere Wasser, als diese hier, worauf man nie Feuer noch Flamme gesehen hat. Diese beyden Elemente können nicht zusammen existiren.

Warme Wasser giebt es ziemlich häufig in diesem Lande; man findet deren an mehr als hundert Orten; bey ihren Quellen entstehen sehr sonderbare Phänomena.

Herr Horrebows sagt, er habe öfters den Boden um diesen Quellen herum untersucht, und nie die kleinste Schwefelader gefunden, außer bey den Gebirgen von Krusewig, der Schwefelgrube der ganzen Insel, und er setzt hinzu, daß die meisten von diesen Wassern keinen mineralischen Geschmack hätten.

Die Oefnung, worin das Wasser siedet, ist nicht größer, als ein Braukessel. Höher belegene Orte zeugen ein kaltes Wasser, das beym Herüberströmen über ein warmes Erdreich, nach und nach warm wird, raucht, und so seinen Lauf weiter nimmt. Eben dieser Schriftsteller hat die Bemerkung gemacht, daß bey sehr trockner Witterung der Boden so warm war, daß er es mit seinen Schuhen nicht darauf aushalten konnte. Die

Erde

Erde hatte eine Menge Spalten bekommen, von der Breite eines kleinen Fingers, woraus eine stärkere Wärme hervorstieg, als aus andern Orten, und als das Wasser über dieß Erdreich rann, siedete es weit heftiger, als in andern Gegenden. Man nennt diese Wasser in der Landessprache Huerer; es giebt deren drey Arten in Island. Einige sind nur mittelmäßig warm, andre kochen mit solcher Gewalt, daß ihr Wasser in die Höhe schießt, und einen ziemlich hohen Stral erzeugt. Diese letztern Wasser kann man wiederum in zwey Arten eintheilen; die eine schießt ihre Stralen ohne Ordnung, und ohne eine bestimmte Zeit zu haben; die andre hat ihre Ruhepunkte, ihre Stralen sind ordentlich, und erfolgen zur bestimmten Zeit. Zu dieser letzten Gattung gehört das warme Wasser, das man im Districkt Husewig, und in der nördlichen Gegend findet.

Dicht bey einer Meyerey, Reykum genannt, (ein Name, womit man alle an warmen Quellen liegende Vorwerke oder Meyereyen bezeichnet), findet man drey warme Quellen, davon jede ungefehr dreyßig Klaftern von der andern liegt. Das Wasser siedet in jeder abwechselnd; so daß wenn die am Ende belegene Quelle gesprungen, macht es die in der Mitte,

 und

und dann die am andern Ende befindliche, eben so, dieß geschieht stets in eben der Ordnung, und mit viel Schnelligkeit; so daß jede Quelle ungefehr dreymal in einer Viertelstunde springt. Diese drey Quellen liegen in einer Ebene; bey zweyen sprützt das Wasser zwischen Steinen hervor, und die Oefnung ist folglich sehr unregelmäßig, und wenig sichtbar; die Höhe des Sprungs beträgt ungefähr achtzehn Zoll. Die dritte Quelle hat eine runde Oefnung, die sich in einem sehr harten Felsen befindet; von weitem ist sie einer Braukufe ziemlich ähnlich. Wenn diese Quelle siedet, springt ihr Wasser acht bis zehn Fuß hoch, und beym Zurückfallen in die Mündung, fährt es ungefähr drey Fuß hinein. In diesem Augenblick kann man sich der Quelle nähern, um eine so sonderbare Wirkung zu betrachten. Es ist gar keine Gefahr dabey, wenn man sich zur rechten Zeit zurückzieht. Wenn sie im Begriff ist zu springen, merket man es durch ein dreymaliges Kochen; das erste mal steigt das Wasser bis an die Hälfte des Zwischenraums, der sich zwischen der Oberfläche der Erde, und dem Bort der Oefnung befindet; das zweyte mal steigt sie bis zum Bord, und das dritte mal hebt sie sich, wie wir gesagt haben, bis zu einer Höhe von acht bis zehn Fuß; während der Zeit, daß das

Wasser

Wasser zurück fällt, springt das Wasser der beyden andern Quellen nach einander.

Wenn man Wasser aus der großen Quelle in eine Flasche thut, fährt es in eben dem Augenblick heraus, und spritzt zwey bis dreymal in die Höhe, da die Quelle selbst springt; nach dem zweyten und dritten Kochen wird es ruhig und kalt. Wenn man die Flasche zupfropft, nachdem man sie gefüllt hat, so springt sie in Stücken, sobald die Quelle emporsprudelt. Wirft man etwas in diese Quelle, so reißt sie es mit sich zu Boden, und wären es auch Steine; sobald sie anfängt zu sieden, schleudert sie es über die Oefnung weg. Man hat öfters Steine hineingeworfen, die über zwey hundert Pfund wogen, sie wurden ebenfalls durch das starke Sieden über Bord geworfen. Aus dem Wasser, das diese Quelle in die Luft gesprützt hat, ist ein kleiner Bach entstanden; das Wasser wird wärend des Laufs kalt, und stürzt sich in einen nicht weit davon belegenen Fluß.

Dieß Wasser hat nur sehr wenig vom mineralischen Geschmack an sich; ist, wenn es sich abgekühlt, sehr gut zum Trinken. Der Boden rings umher hat sehr gute Viehweide, ausgenommen acht oder zehn Fuß von den dreyen Quellen, wo sehr steinigter Grund ist.

Ein Vorwerk, bey dem dieß Quellwasser noch lau vorbey fließt, läßt sein Vieh dort zur Tränke führen; seine Kühe geben mehr Milch, als die von den andern Vorwerken. Diese Eigenschaften haben aber nicht allein diese Huerer, sondern einige andre, die gleichwohl nicht so regelmäßig im Springen sind.

Die Anwohner dieser warmen Quellen bedienen sich ihrer bey verschiedenen Gelegenheiten sehr nützlich; kochen daselbst alle ihre Speisen; sie legen das Fleisch in einen Kessel mit kaltem Wasser, hängen ihn über die Quelle auf, und das Fleisch kocht sehr leicht. Die Reisenden hängen ihre Theekessel über diese Quellen auf, und ihr Thee ist in einem Augenblick fertig.

Herr Horrebows sagt, er habe bey Krusewig am Borde von einer dieser Quellen einen Menschen gesehen, der beynahe einen Tag zubrachte, Stäbe zu Reifen zu biegen, und da dieß mittelst dieses kochenden Wassers, worin er seine Stäbe eintauchte, ob sie gleich Fingers dick waren, so erhielten sie doch einen solchen Grad von Biegsamkeit, daß er sie nach seinem Gefallen und ohne Mühe biegen konnte; indeß war er genöthiget, sich nach Verlauf einer Stunde, manchmal noch

eher, von der Quelle zu entfernen, um eine andre Luft einzuathmen. Diese Vorsicht war um so nöthiger, da diese Quelle, die mit Schwefel, Alaun, Salpeter und allen Arten farbigter Erde umgeben war, einen so gefährlichen als giftigen Hauch ausduftete. Dieser Schriftsteller setzt hinzu, daß er selbst diese verschiedene Erdarten aufgesammlet habe; daß aber der Gestank bey der Quelle so heftig gewesen, daß er ihn nicht lange aushalten können.

Zu den Vortheilen, die die Insulaner von diesen Quellen haben, kömmt noch ein neuer. Wenn das Wasser in einiger Entfernung von seiner Quelle lau geworden, oder sich in der umliegenden Gegend kaltes Wasser befindet, um die Hitze des erstern zu mäßigen, so baden sie sich darin. Eben dieser Mann sagt, daß er ein anmuthiges Bad von der Art gesehen; ein blosses Werk der Natur. Es gleicht einer aus einem Stein gehauenen Kufe; der Boden ist eben und glatt; die ganze Höhe kann mit einem Zelte bedeckt werden. Man kann diesem Bade den Grad der Hitze und Kälte, den man für nöthig hält, und dieß vermöge einiger Kanäle, die die Natur zur Bequemlichkeit der Badenden darin angebracht zu haben scheint, und deren einige kalt Wasser haben, die andern aber so warmes, daß man nicht ein-

einmal den Finger hinein stecken kann. Wenn man will, kann man diese Kanäle leicht ableiten; das zur Reinigung der Kufe sehr bequem ist. Man giebt diesen Kanälen alsdenn eine andere Richtung; öfnet ein Loch, das in einem andern Bach hinausgeht, läßt dessen Wasser in die Kufe laufen, reinigt sie; stopft das Loch wieder zu, giebt den Kanälen ihre vorige Richtung; in einem Augenblick füllen sie die Kufe an, und man vertheilt ihr Wasser nach Belieben.

Bey Gelegenheit dieser warmen Wasser hat der Pöbel ein sonderbares Mährchen erfunden. Er erzählt, daß man in den heißesten Wässern schwarze Vögel mit langen Schnäbeln findet, die den Schnepfen ziemlich gleichen, und die verschwinden, sobald man sich ihnen nähert; aus der Ursach hätte man sie noch nie untersuchen können. Eine ungereimte grobe Lüge! Wie sollten Vögel in Wassern leben und schwimmen können, die heiß genung sind, in kurzer Zeit einen Ochsen zu kochen?

Dieß warme Wasser fließt in Flüssen, worin sich der gröste Theil der Fische befindet, die man gemeiniglich in Flußwasser antrift; sie führen viel grosse und kleine Lachse bey sich, Forellen u. s. w.

wor-

woraus man schliessen muß, das dieß Wasser gar nichts schwefelartiges noch mineralisches an sich hat, denn in dergleichen Gewässern kann kein Fisch leben. Ueberhaupt ist dieß warme Wasser sehr gut zum trinken, und so heilsam, als das aus andern Quellen. Indeß findet man es an einigen Orten sehr übelschmeckend, und auch höchst stinkend.

Eigenschaften des See Wassers.

Das Seewasser ist um Island herum salzigter, denn irgend anderwärts. Das Salz, das das Meer im Sommer auf den Felßen liegen läßt, die es anspült, und das man nach abgelaufener Fluth sammlen könnte, giebt davon einen Beweis ab. Herr Anderson sagt, diese Salzigkeit entstünde daher, daß das Meer in der stärksten Kälte ausdünstete, und daß ein beträchtlicher Theil des ungesalzenen Wassers der Oberfläche sich auf den unermeßlichen Eisschollen, die in diesen Meeren treiben, ansetzte und gefröhre, ohne der grossen Menge eben dieses Wassers zu gedenken, das wegen seiner Leichtigkeit, und wegen der trocknen und heftigen Winde unaufhörlich weggewehet und verringert wird; sonach ists kein Wunder, daß das zurückbleibende Wasser viel salzigter ist.

Dieß Raisonnement ist ungegründet; die Erfahrung hat gezeigt, daß das Wasser

ser nicht merklich salzigter wird, selbst wenn ein Theil dieses Wassers wäre durch die Kälte verdickt, oder durch die Winde verweht worden; überdieß ist es unwiderlegliche Wahrheit, daß es um Island herum nicht stark genug friert, als daß eine große Menge Eisschollen, um den Küsten herum erzeugen könnte. Das Ufer ist sehr flach, und mit der Oberfläche des Meeres von gleicher Höhe; Fluth und Ebbe verursachen dort zuviel Bewegung, als daß sich das Wasser verdicken könnte, und es giebt nur kleine Meerengen, kleine Buchten, wo man ziemlich dickes Eis findet, weil diese Orte ziemlich von Fluth und Ebbe verschont bleiben. Da die kleinen Meerbusen und Meerengen, im mitternächtlichen Meere, häufiger zu finden, als in der Nord-See, die sehr offen liegt, und den Winden sehr ausgesetzt ist, so findet man in dieser Gegend das dickste Eis. Man versichert, daß das Meer unter diesen Strichen nie so zugefroren gewesen, daß nicht die Barken zum Hafen hinaus, auf den Fischfang, gekonnt hätten. Trägt sich dies in den mitternächtlichen Gegenden der Insel zu, so entsteht dieß durch das Grönländische Treibeis, das sich manchmal viele Meilen vom Ufer setzt. Wenn es erscheint, sollte man es für ein neues Land halten, das plötzlich aus der Tiefe des Wassers

her-

hervorgewachsen sey; diese Eismassen sind von einer Grösse, daß man ihr Ende nicht übersehen kann; man wird auf selbigen Berge, verschiedene Thäler, kleine Hügel, Felsen, Bäre, Füchse, Falken und andere lebendige Thiere, gewahr. Dieß Eis verursacht in den angränzenden Gegenden viele Kälte und Nebel; die Kälte ist sogar in den mittägigen Landschaften zu verspüren, so daß man, wenn es in mittägigen Gegenden im Frühlinge kalt ist, überzeugt seyn kann, daß das Treibeis auf den mitternächtlichen Küsten angekommen ist.

„Dieß Land, sagt Herr Anderson, „ist wenig bewohnt, weil es so grossen „und schrecklichen Verwüstungen unterworfen, die das Unterste zu Oberst drehen; denn da diese Insel aus einem einzigen Felsen geformt, und der Boden „der Thäler voller Höhlungen und Vertiefungen ist, sowohl als die Gebürge; „in welchen Höhlen und Klüften sich eine „sehr grosse Menge von Schwefel, Mineralien und harzigten Materien befindet; „so hat diese Insel mehr unterirrdischen „Brand und Erdbeben auszustehen, als irgend ein Land auf dem ganzen Erdboden. Die Natur scheint hier öfters in „den krampfigtsten Zuckungen zu liegen, „woraus denn sehr beträchtliche Unord- Erdbeben.

„nun-

„nungen und grimmige Erderschütterun„gen entstehen.“

Wir haben schon gezeigt, daß die Hälfte dessen, was Hr. Anderson hier sagt, falsch ist; wollen nun darthun, daß er sich auch in Betracht der Erdbeben geirret hat.

Dieß Land ist nur an den sehr wenigen Orten hohl, wo vor diesem ein unterirrdischer Brand gewesen. Man trift Mineralien und andre brennbare Materien bloß in den beyden Landschaften, deren wir weiter oben gedacht haben, an. Hr. Horrebows, der zwey Jahr in Island gewesen, läßt sich hierüber folgendermaassen aus: „Erdbeben hab ich dort nicht im ge„ringsten verspürt; ein Gleiches ist mir „von den Einwohnern versichert worden; „überdem muß man wohl merken, daß „die Erderschütterungen, die man manch„mal dort verspüret, fast unmerklich sind. „Denn oft haben Leute, die während mei„nes Aufenthalts auf der Insel, mit mir „auf einen Fleck wohnten, behauptet, Stö„ße empfunden zu haben, da ich nicht das „mindeste gemerkt.“

Diese Erdbeben verspürt man auch nicht durch ganz Island; bloß die Landschaften Rangerwalle, Estones und Guedbringe, die in dem mittäglichen Theile liegen, sind einzig und allein, so zu sagen,

diesen Zufällen unterworfen; die mitternächtigen Gegenden aber empfinden davon fast nie etwas. Ueberhaupt geschieht es sehr selten, daß diese Erderschütterungen, selbst die heftigsten, Feuerausbrüche oder Ueberschwemmungen verursachen, auch nicht einen einzigen Menschen das Leben gekostet hätten. Die Einwohner finden oft Spalten in der Erde und in den Felßen, und sogleich schließt man auf Wirkungen eines Erdbebens; es ist aber ausgemacht, daß diese Erschütterungen in Island sehr selten sind, und daß sie nicht soviel Unheil anrichten, wie die Erdbeben in Italien, Sicilien und Amerika.

Um die Heftigkeit der Erderschütterungen zu beweisen, die sich in einigen besondern Gegenden ereignet haben, führt Hr. Anderson ein Faktum, und das mit folgenden Worten: „Bey Skagenstrand „in Nord-Island stürzte im Jahre 1626 „ein ziemlich hoher Berg in der Nacht „durch einen heftigen Stoß ein, und an „seiner Stelle entstand ein tiefer See; hingegen wurde ein anderthalb Meilen da„von belegener Teich, den die Einwohner „für bodenlos hielten, durch diesen Zu„fall nicht allein ausgetrocknet, sondern „sein Grund ward dermaßen über dem „benachbarten Boden erhöhet, daß dieß „Land jetzt weit höher ist, als der alte „Bord des Sees.“

Aus einer simpeln und natürlichen Begebenheit, hat Hr. Anderson eine Fabel gemacht. Die Sache aber verhielt sich eigentlich so:

Im Jahre 1620, und nicht 1626, wie der Autor sagt, trug es sich zu, daß in der Landschaft Hanno-Vatus, worinn Skagenstrand belegen ist, ein großes Stück Felsen, das durch die Giesbäche vermuthlich war untergraben worden, das Uebergewicht bekam, und mit entsetzlichen Krachen, aber ohne irgend einiges Erdbeben, in ein enges Thal stürzte, worin schöne, wohl bewässerte Wiesen lagen, auch eine anstossende Meyerey, die gleichfalls durch einen anmuthigen Bach befeuchtet wurde. Dieser ungeheure Felßklumpen füllte das Thal aus, warf die Meyerey in Trümmern, und bildete einen grossen Damm, der des Baches Lauf hemmte. Da er keinen Abfluß fand, so verwandelte er sich in einen Teich, und das gerade an dem Orte, wo vorher eine Wiese gewesen; nachdem aber das Wasser durch den beständigen Zufluß der Quelle so angewachsen war, daß er über die Felsenwand wegschiessen konnte, so fand er sich wieder in seinem gewöhnlichen Bette ein; in gleicher Höhe mit ihm ist ein See geblieben, wo vorher nur ein Bach war.

Der Fall eines so ungeheuren Felsklumpen mußte nothwendig in der umliegenden Gegend eine starke Bewegung hervorbringen. Die Einwohner der Meyerey, von dem entsetzlichen Knall und Fall erschröckt, hielten diese Erschütterung für ein Erdbeben. So verhält sich diese Begebenheit in der That, woraus das Märchen ist geschmiedet worden, das wir eben widerlegt haben.

Selten entstehen Ungewitter in Island. Im Sommer zuweilen wohl in den mitternächtlichen Gegenden; an andern Orten am häufigsten im Herbste, sehr selten aber im Winter. Donnerwetter giebt es nicht sehr häufig in diesem Lande, ausser in der Hälfte des Junius hört man einige mittelmäßige Schläge; man versichert sogar, daß der Donner in Dännemark weit stärker ist, als in Island. Man sieht selten in dieser Insel Irrlichter, Sternschnuppen und andere ähnliche Meteore; die Luft ist dort insgemein zu rein und zu klar. Donner.

Die dortigen Einwohner glauben aus dem Anblick des Nordlichts die Witterung prophezeyen zu können. Wenn es hin und her hüpft, und farbigt aussieht, deutet es, nach diesen Wetterpropheten, auf Wind; auf schön Wetter aber, wenn es ruhig und klar ist; bleibt der Bogen einen ganzen Abend hindurch nach Mit- Nordlicht.

tag stehn, so glauben die Einwohner vom mitternächtlichen Theile, daß Mittagswind kommen wird. Der Erfolg rechtfertigt selten ihre Prophezeyungen. Der Nordschein hat in Island nicht mehrere Eigenschaften, und ist nicht beträchtlicher als in Dännemark. Die Reisenden können einigen Vortheil daraus ziehen; allein dieser Schein reicht nicht zu, um unter seiner Begünstigung irgend ein Geschäfte vorzunehmen. Sein Aufgang ist nicht bestimmt, bald erscheint er gegen Mittag, bald gegen Norden; am öftersten fängt er mit einem breiten und hellen Bogen an, der von Osten bis nach Westen sich erstreckt, und in dieser Lage lange unverändert beharrt; manchmal hüpft er durch das ganze Gewölbe des Himmels, und läßt alle seine Strahlen gegen den Scheitelpunkt hinfallen; aber selten bildet er klare und deutliche Bögen gegen Mittag, oder gegen Norden, wie oft in Dännemark zu geschehen pflegt. Der Nordschein richtet sich in seinen Abwechselungen nicht nach dem Ab- und Zunehmen der Tage; erscheint auch nicht gleich nach Untergang der Sonne, sondern oft um acht, neun oder zehn Uhr des Abends, dauert manchmal über eine Stunde; leuchtet zuweilen sogar die Nacht durch, denn so wie er stufenweis abnimmt, nimmt er zu; allein dieß sind sehr außerordentliche

Phänomene. Der Nordschein läßt sich nicht alle Tage sehen, wenn gleich der Himmel heiter ist, er kömmt zuweilen bey trüben Wetter zum Vorschein. Im Sommer sieht man ihn an vielen Abenden; sein Licht ist freylich schwach, denn die Sonne ist noch nicht lange unter dem Horizonte. Der Leser kann über diese Materie des Hrn. Mairaus Abhandlung nachlesen; er erklärt als ein Naturforscher diese Erscheinung für sehr natürlich.

Nebensonnen.

Wenn man in Island, so wie in Dännemark glaubt, die Nebensonnen kündigten Ungewitter an, so erfolgt oft das Gegentheil. Im Jahre 1750 bemerkte man in dieser Insel zwey Ringe, die die Farbe des Regenbogens hatten, und die Sonne einschlossen. Diesem Phänomen folgte ein mäßiger Frost, der vierzehn Tage anhielt, und gelindes Thauwetter. Im April 1751 beobachtete man eine andere ähnliche Erscheinung. Vormittag befanden sich zwey sehr glänzende Ringe am Himmel; einer von diesen Ringen, der vor der Sonne stand, verschwand Nachmittags; alsdenn ließ sich ein anderer Ring hinter der Sonne sehen; hierauf folgt gelindes, freundliches Wetter, wie es einige Zeit zuvor gewesen war. Diese Lufterscheinungen lassen sich in Island mehr im Frühling als im Herbste sehen; überhaupt aber sind sie dort sehr selten.

Ebbe und Fluth stellt sich richtig zwey mal binnen vier und zwanzig Stunden ein, und richtet sich, wie allenthalben, nach den Mondsvierteln. Beym Neu- und Vollmond, und zumal bey der Tag- und Nacht-Gleiche ist die Fluth am stärksten. Die Insulaner nennen dies Springzeiten, weil alsdenn das Wasser höher hinauf in das Land springt, oder steigt, und Fluth und Ebbe wird Flad Og Fiore genannt. Wenn der Wind, zur Zeit der Ebbe, schwach weht, so wird er immer heftiger, jemehr die Fluth steigt, hernach scheint er sich mit ihr zu legen; er erhebt sich aber von neuem, wenn sie wieder fällt; legt sich hergegen der Wind mit steigender Fluth, so wird gemeiniglich eine lang dauernde Windstille; indeß scheinet es hier zu Lande eine Regel zu seyn, daß Wind, Regen und Schnee mit der Fluth zunehmen. Das Meer steiget alsdenn nicht über zwölf bis sechzehn Fuß.

Ende des ersten Theils.

[library stamp, illegible]

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neuere Geschichte der Polar-Länder

Bd.: 1.

Berlin (1778)

H.sept. 68-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10482812-4
VD18 90133374